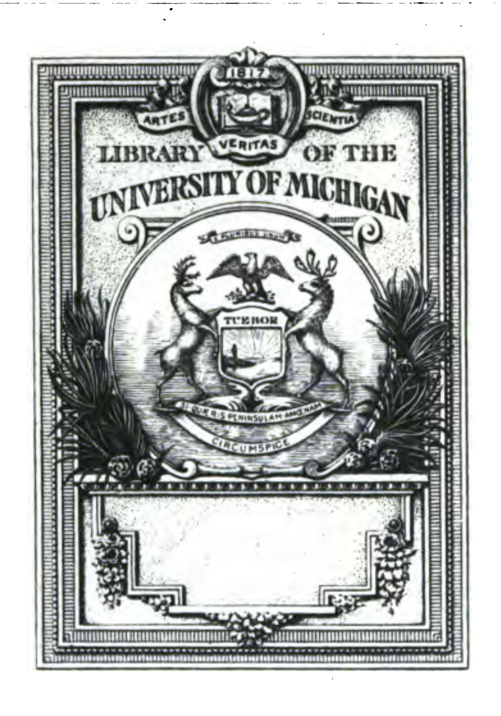
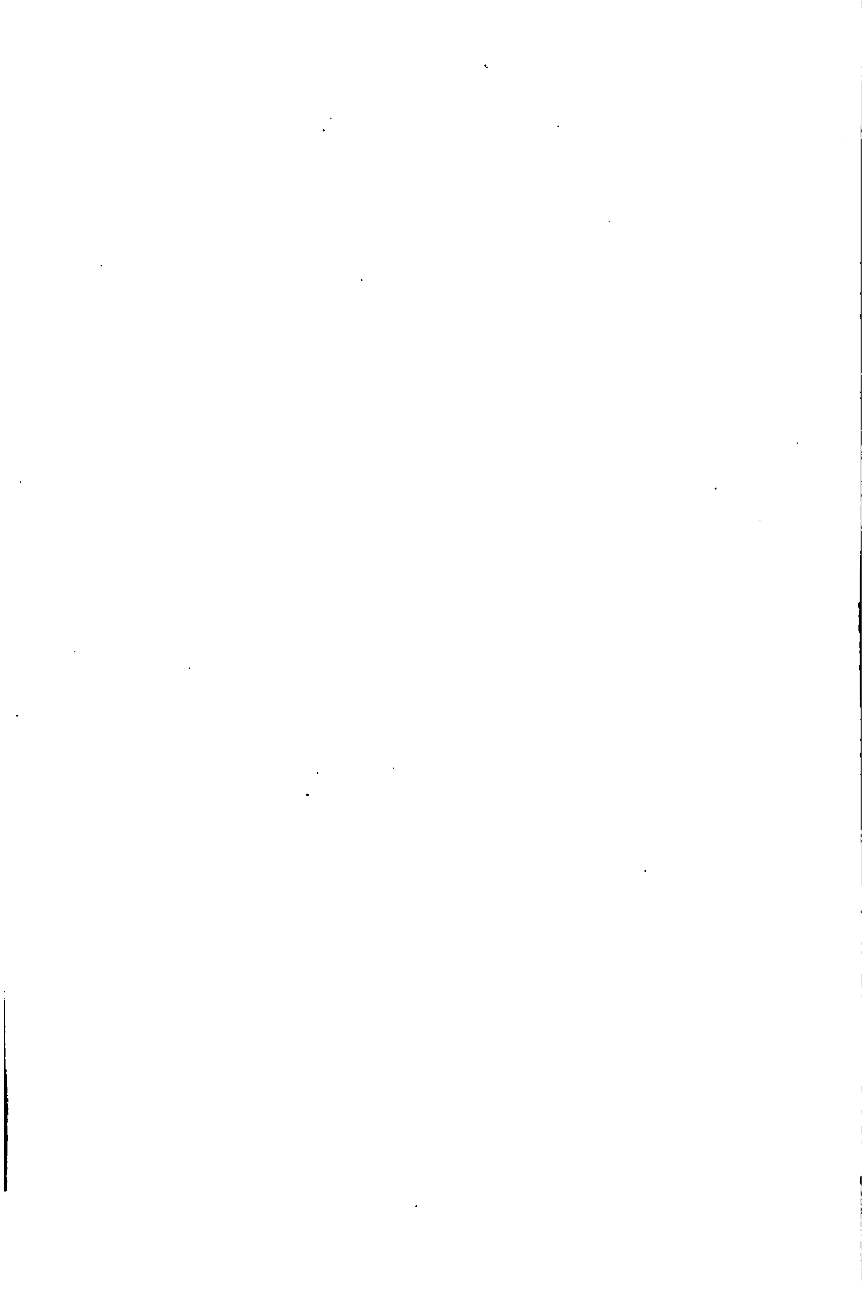
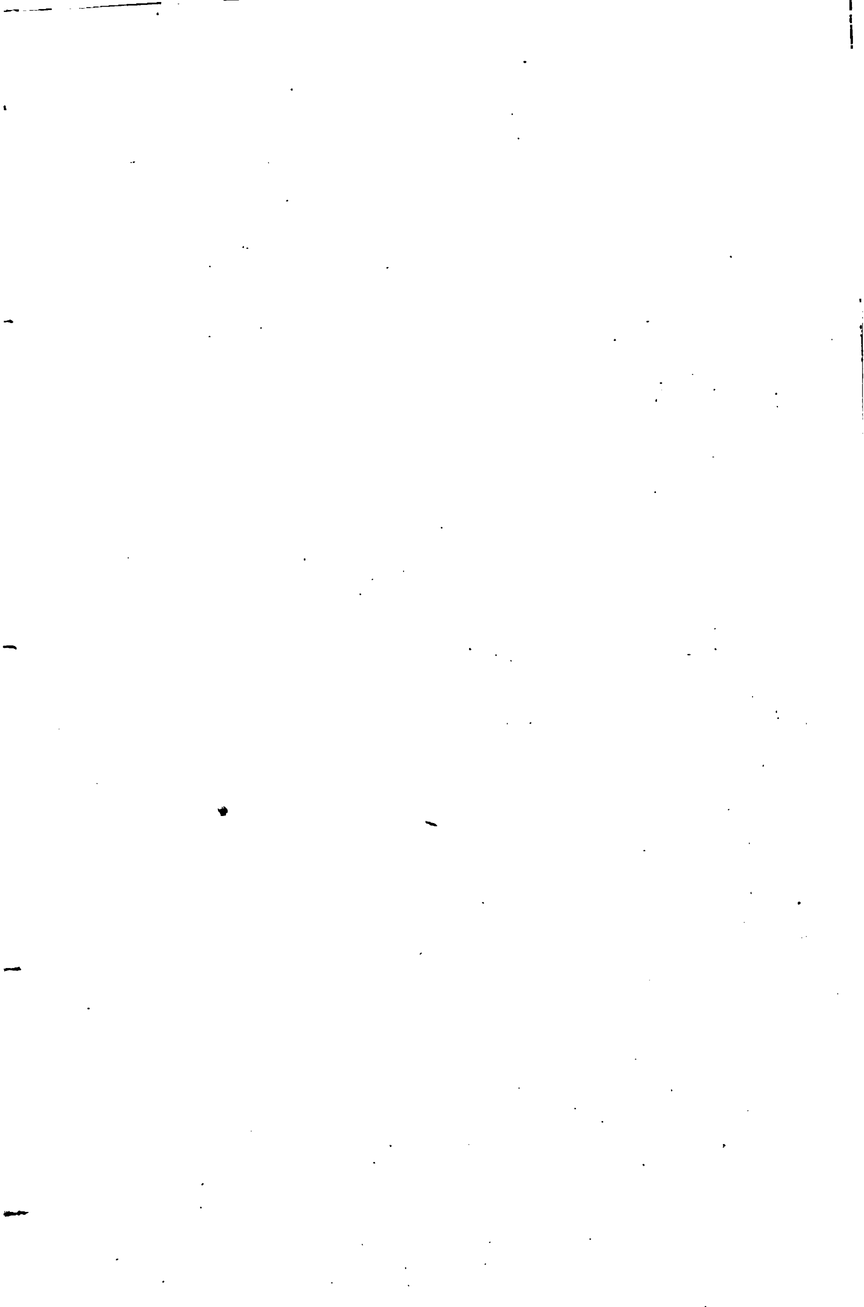



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE







Gesammelte Schriften

von

Alfred Meißner.

Elfter Band.

Die Sansara.

Dritter Band.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1872.

Die Sansara.

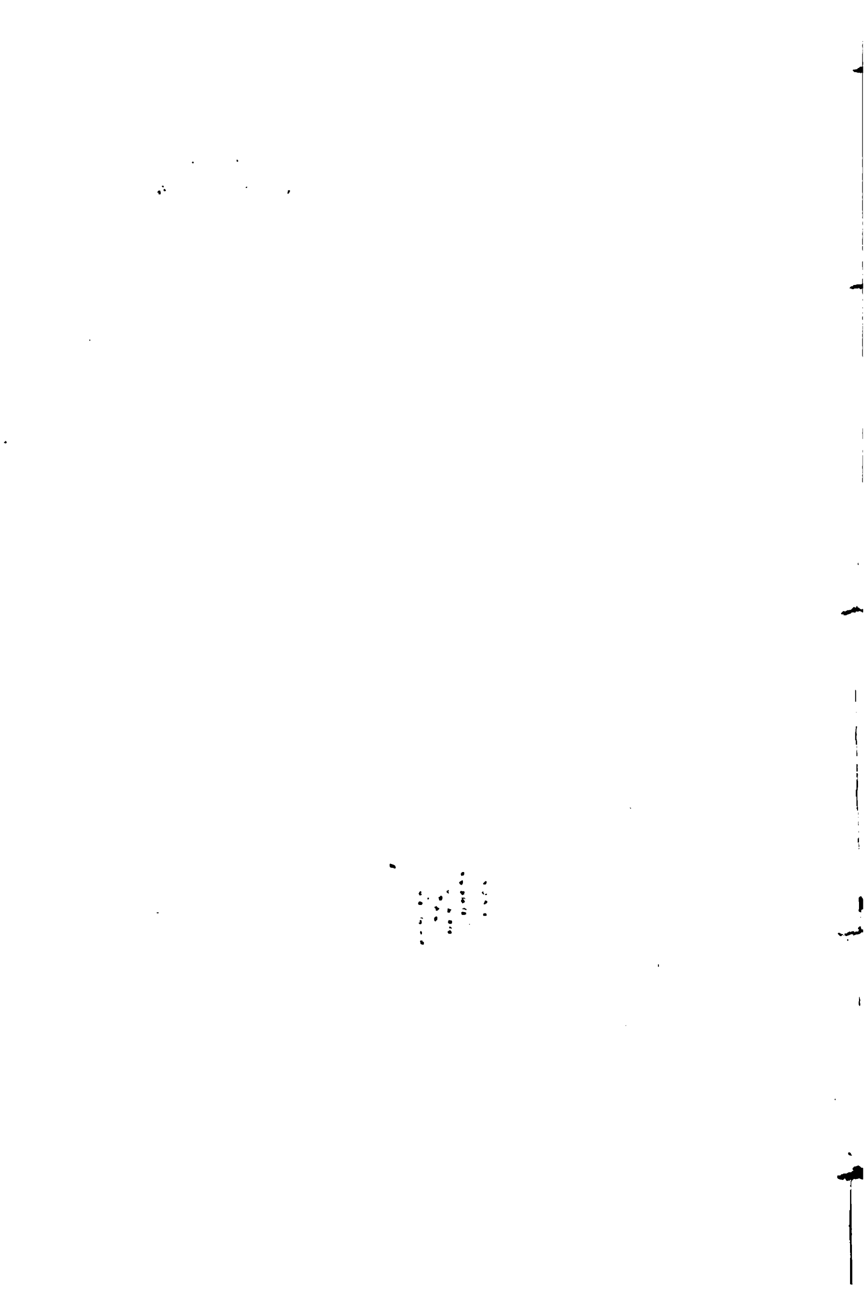
Roman

von

Alfred Meißner.

Dritter Band.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1872.



Drittes Buch.

„Ei was, ei was!" rief der Fremde im Tone vornehmer Zurechtweisung, „das machen Sie einem Andern weis! Sie sind ein reicher Mann."

„Ein reicher Mann! Gott der Gerechte! Wenn der Altschul wäre ein reicher Mann, würde er herumlaufen den ganzen Tag, zu verdienen ein paar Groschen? Sollte gestern ein Geschäft machen mit einem fremden Herrn, mußte herumlaufen bei allen Geschäftsfreunden, um zusammenzuschlagen die Lumperei von zweihundert Gulden. Ach! Geld ist rar."

„Was Teufel!" rief der Fremde, auf die üblichen Redensarten des Wucherers eingehend, „ist das Geld so rar bei Euch, so können wir diesmal kein Geschäft machen."

„Lassen hören, Ew. Gnaden! lassen hören!" bat der Jude. „Wir werden hinübergehen in mein Zimmer, da können wir uns verständigen ungestört. Wir werden uns verständigen."

Er riß die Thüre des anstoßenden Zimmers auf und forderte, sich in Bücklingen ergehend, den Fremden auf, einzutreten.

Dieser trat mit sicheren und elastischen Schritten in das enge, dunkle Kämmerchen und warf sich auf ein kleines, altes, mit schwarzem Leder überzogenes Sopha nieder, das am Fenster in der Ecke stand.

„Ich brauche bis morgen Mittag," sagte er bestimmt, „dreitausend Guldeu."

„Dreitausend Gulden?" rief der Jude, die Hände zusammenschlagend. „Ein wahrhaftes Capital! Ich muß bedauern, Herr Baron, daß ich Ihnen nicht kann dienen diesmal."

„Mir ist dies auch unlieb," erwiderte der Fremde verdrießlich, „ich bin nun einmal schon an Sie gewöhnt. Nicht wahr, alter Schelm, Du hast wohl seit zehn Jahren für sechzigtausend Gulden Geschäfte mit mir gemacht, und da sind wohl mindestens dreitausend Gulden bei Seite gefallen, nicht wahr?"

„Herr Baron," sprach der Jude, „haben immer einen sehr guten Humor, was ein Beweis ist von Gesundheit und guten Einnahmen! Weiß Gott, mein Geschäft ist das ärgste Hazardspiel! Fällt rechts was ab, setzt man's links zu, und geht das Jahr um, muß man Gott danken, daß man gekommen ist zum Seinigen."

„Lieber Altschul,“ sagte der Fremde aufstehend, „ich reise morgen ab und habe keine Zeit zu verlieren. Ich werde mich nach einem Andern umsehen.“

Er zeigte in Ton und Bewegung die vollendetste Gleichgültigkeit, die dem jederzeit zum Mißtrauen geneigten Geldmanne nicht entging und ihm eine gewisse, wenn auch nur rein psychologische Beruhigung gab. Die eigentliche Garantie fand Altschul in einer zehnjährigen Verbindung und in der Gewohnheit, sich seinen Kunden als einen reichen Cavalier zu denken. Daher sagte er:

„Wissen Sie was, Ew. Gnaden, damit ich Ihnen beweise, daß ich der Altschul bin, damit ich Ihnen beweise, daß ich meine Kunden brav bediene, wenn ich auch gar nicht dabei profitire, will ich Ihnen bis morgen Mittag zwölf Uhr die dreitausend Gulden schaffen. Weiß Gott, daß ich nicht fünfzig Gulden baares Geld habe zu Hause! Ich will aber laufen zu meinen Freunden und Collegen und sagen, daß ich es für einen guten Freund von mir brauche. Geld ist rar!“

Der geldbedürftige Fremde schien die Redensarten und die Tragweite des hebräischen Edelmuthes zu kennen; er wußte, daß ein Jude, der bei Anderen das Geld zusammenzuleihen vorgiebt, die unverschämtesten Zinsen fordern will. In seiner Lage aber mußte er sich wohl Alles gefallen lassen und sich stellen, als glaube er zum Theil den Worten des edlen Menschen, der vor ihm stand. Er sagte:

„Ja das Geld ist rar! Ich sehe das in meiner nächsten Nähe! Also hören Sie, Altschul! Dreitausend Gulden morgen zwölf Uhr, auf drei Monate, das ist bis zum sechzehnten December. Was fordern Sie an Zinsen?“

„Ew. Gnaden,“ antwortete der Jude, „das kann ich heute noch nicht sagen. Ich habe das Geld nicht im Hause und muß es selbst aufnehmem bei meinen Freunden. Aber so, wie ich es erhalte, so sollen Sie es haben. Ew. Gnaden kennen den Altschul seit lange und wissen, daß Sie immer reell bedient werden und zu den niedrigsten Preisen. Bei Gott, ich darf sagen von dem Geschäft kein Wort meinem Weibe! Auf Ehre, Herr Baron, Sie würde mich auszanken und sagen, wie Sie oft genug sagt: Davíd, bist ein schlechter

Zweites Kapitel.

Der Freiherr von Wallmerode.

Am andern Tage saß der geldbedürftige Baron, den wir im vorigen Kapitel bei dem Juden Altschul angetroffen haben, in seinem Bibliothekzimmer. Der Freiherr von Wallmerode — denn kein Anderer war es — war ziemlich alt geworden. Sein dunkles Haar, in welchem er ehemals so gern zu wühlen pflegte, vertrug jetzt solche Behandlung nicht mehr und war äußerst kunstvoll über die höher gewordene Stirn gezogen, über eine Stirn, auf der die Schatten der Niedergeschlagenheit und Ermüdung nur zu oft weilten. Doch war sein Aussehen noch gesund und kräftig, das Auge lebhaft, der Gang und die Haltung des Mannes fest und imponirend wie ehedem.

So früh es auch noch am Tage war — die Glocke auf dem Altstädter Rathhausthurme hatte eben Acht geschlagen — der Freiherr war mit seinem Frühstück schon zu Ende. Es stand freilich kaum berührt, aber bereits abgefertigt vor ihm. Wallmerode war voll Sorgen. Der Contrast seiner jetzigen Lage — einer Lage, die seit ungefähr zwei Jahren anhielt — war der unerschöpfliche, sich ewig aufdrängende Stoff seiner Betrachtungen. Heute, am Vortage einer Reise, die er zu seiner Rettung zu unternehmen entschlossen war, traten alle Rückblicke um so lebendiger hervor und brachten nur noch traurigere Vergleiche zu Wege.

Er schlug ein Büchlein, in welchem er eben gedankenlos geblättert, zu, legte es auf die Console neben seinem Balzac nieder und sagte halblaut:

„Dieser Metastasio, an welchem sonst nicht viel ist, hat doch mitunter treffliche Stellen. Wie wahr sind diese Verse:

Se a ciascuno l'interno affanno
Si legesse in fronte scritto,
Quanti mai che invidia fanno
Ci farrebero pietà.

„Ja wohl! Wenn Jedem der Gram, den er verbirgt, auf der Stirn geschrieben stünde, wie Viele, die Neid erregen, erregten Mitleid! Ich, zum Beispiel! Wie friedlich grüßen diese Weisen in Gyps und Marmor von ihren Plätzen auf mich herab! Wer sähe mich wohl in meinem Bibliothekzimmer und sagte nicht: Hier sitzt auch ein Weiser! Einer der Happy few in glücklicher Beschaulichkeit! Unsäglicher Irrthum! Ein unglücklicher Finanzkünstler liegt auf einem Bett von Kohlen und liest — doch fort, abscheuliche Gewohnheit aus jedem Buche etwas heraus zu lesen, das auf mich paßt, sei eine Geschichte noch so düster!... Verfluchte Karten! Wie lange ist es her, daß ich in der Brieftasche, die dort auf dem Tische liegt, zehnmal mehr baares Geld hatte, als jetzt meine Schulden betragen? Und welche Bündel Staatspapiere, alle schön geordnet, beherbergte einst der Palissanderschrank, dessen Schubläden jetzt gähnen und sich langweilen! Denke ich an den Morgen, der dem Tode des Bruders der Frau von Kismeny folgte, ach, in welchem Reichthum habe ich da geschwelgt! Der Geist des todten Spielers, der vielleicht damals durch diese Räume wandelte und mir Warnungen zuflüsterte, hat mich nicht gestört, nicht von einer bösen Bahn aufgehalten und mich auf keine Gefahr aufmerksam gemacht. Heute, da ich ruinirt bin und mein kurzes englisches Stöckchen mein Bettelstab geworden ist, wandelt der Todte nicht mehr hier herum, aber — der lebende Bruder vertritt um so wirksamer seine Stelle. Man wird wider Willen zum Mystiker! Die scheinbar zufälligen Thatsachen klappen zuweilen mit einer haarscharfen Genauigkeit zusammen und — wir werden wie zwischen zwei Platten eingeklemmt und todtgedrückt. Doch hinweg Philosophie des Unglücks und der leeren Taschen! Auf, auf, mein tapferer Geist! Mein Geld ist hin, der Teufel hat es geholt, aber es ist nur meine eigene Schuld, wenn ich dabei auch meinen

Verstand mitverliere. Noch läßt sich Alles in's Geleise bringen, wenn ich die Braut heimführe."

Er stand auf, ging einige Schritte vorwärts, bis an den Spiegel, und betrachtete sich darin nicht ohne Wohlgefallen.

Da wurde plötzlich an die Thüre geklopft mit leisen, aber hastig auf einander folgenden Schlägen.

Die hagere Figur mit dem kahlen Geierkopfe, David Altschul's typische Gestalt erschien und beugte und krümmte sich an der Thüre, Respectsbezeigungen murmelnd, während die schwarzen Augen spähend umherfuhren.

„Guten Morgen!" rief Wallmerode. „Sie sind pünktlich, Altschul!"

„Herr Baron," erwiderte der Jude, „unter Verbeugungen näher tretend, „man ist pünktlich, wenn man ist ein Geschäftsmann und hat Cavaliere zu bedienen, wie der Herr Baron, und wenn man hat Weib und Kind. — Da muß man sein pünktlich."

„Bringen Sie das Geld?" fragte Wallmerode mit erkünstelter Ruhe.

„Ja, gnädiger Herr," erwiderte der Jude, indem er seinen Hut auf die Erde stellte, ein riesiges Portefeuille von altem rothen Saffian aus der Brusttasche seines schäbigen Rockes zog und den Inhalt auf den Tisch auszubreiten begann. „Ich bringe das Geld, dreitausend Gulden, wie Sie gewünscht haben, aber es hat viel Mühe gekostet, es zu bringen zusammen. Geld ist rar."

Er wischte sich mit einem farbigen Taschentuche, das er aus seinem Hute zog, den Schweiß von der Stirne.

„Sie sind ein prächtiger Bursche, alter Altschul," sagte Wallmerode mit erleichtertem Herzen, „wir werden hoffentlich mitsammen noch manches Geschäft machen."

„Ich hoffe es, Herr Baron, ich hoffe es. Hier liegt das Geld, wollen es gefälligst überzählen. Der Mensch kann sich irren, irren ist menschlich. Und hier bringe ich die Kleinigkeiten, die Euer Gnaden werden so gefällig sein zu unterschreiben."

Kleinigkeiten hießen in Altschul's Sprache die Wechsel.

„Es sind acht Stück, laufen auf drei Monate von heutigem

Datum; acht Stück, lautend auf gleichen Betrag." Er verbeugte sich zu wiederholten Malen und begann zu lesen:

„Drei Monate nach heute, 16. September, zahle ich gegen diesen meinen Wechsel an den Herrn David Altschul in Prag die Summe von 500 Gulden.

Gut für fünfhundert Gulden u. s. w."

„Was?" rief Wallmerode entsetzt, „ich soll Ihnen nach drei Monaten für die Dreitausend, die Sie mir da vorstrecken, Viertausend zurückzahlen? Und das nennen Sie menschliche Zinsen? Es sind hundertdreiunddreißig Procent!"

„So darf man nicht rechnen," entgegnete der Jude, „es sind per mese — nicht mehr..."

„Was wollen Sie," brach Wallmerode los, „diese Zinsen sind unerhört, sind horrend, sind blutig! Sie ziehen Einem die Haut vom lebendigen Leibe! Wenn ich das gewußt hätte... nimmermehr wäre ich zu Euch gekommen!"

„Gott der Gerechte!" jammerte der Jude, „ich kann gar nicht begreifen, wie der Herr Baron gerathen in einen solchen Zorn! Geld ist rar, Herr Baron! Geld ist sehr rar! War nie so rar wie jetzt. Ich kann es wahrhaftig nicht machen anders, denn dies Geld ist nur theilweise mein Geld, ich habe es selbst zusammenbetteln müssen bei meinen Geschäftsfreunden mit großer Mühe und mit schweren Zinsen. Ich lege vor diese Kleinigkeiten und bitte den Herrn Baron, zu bedenken, daß ich nicht an ihm will handeln wie gemeine Juden, und die würden sich nicht begnügen mit vierundzwanzig Procent per mese. Bei Gott, ich kann nicht anders, jetzt, wo die Zeiten sind schwer und kein Geld aufzutreiben nirgends."

„Genug, genug," sagte Wallmerode barsch. „Dies ist unser letzter Handel und unsere Verbindung hat für immer ein Ende."

Er trat an den Tisch und ergriff die Feder, um die Wechsel zu unterschreiben.

„Müßte ich nicht heute schon reisen —"

„Sie reisen, Herr Baron?" fragte der Jude im Tone gelinder Besorgniß, „werden Sie wegbleiben lange von Prag?"

„Das ist ungewiß und kümmert Sie auch nichts. Mein

Haus und meine Güter bleiben hier," erwiderte der Freiherr und unterzeichnete die Papiere.

„Eine einfache Frage, — persönliches Interesse," entschuldigte sich der Jude, indem er Blatt nach Blatt abhob, mit Sand bestreute und in sein Portefeuille schob. „Der Herr Baron sind gereizt, und mit Unrecht."

Er steckte das Portefeuille zu sich und verließ unter vielen Bücklingen das Zimmer.

Wallmerode stand nachdenklich still und sagte: „Weh mir! Durch solche Finanzoperationen muß ich mich über dem Wasser halten! Tausend Gulden Verlust in drei Monaten — es ist entsetzlich! Der Verfallstag wird der ernsteste Tag meines Lebens sein. Gelingt meine Brautfahrt, dann werde ich Mittel haben, doppelt so viel lachend zu bezahlen; mißglückt sie, bin ich ein verlorener Mann. Der ernsteste Tag meines Lebens, der 16. December!"

Da klopfte es wieder an die Thüre, und eine bekannte Gestalt, Herr von Kalkhausen, trat ein. Wallmerode legte, da er ihn erblickte, sein Gesicht in die freundlichsten Falten.

„Gut geschlafen?" fragte er lächelnd, indem er seinem Besucher den Hut abnahm.

„Sehr gut," erwiderte Kalkhausen. „Ich komme, um Sie vor Ihrer Abreise noch einmal zu sehen. Apropos! Ich begegnete auf der Treppe einem Juden. Der war doch nicht bei Ihnen?"

„Eben jetzt?" fragte Wallmerode, tief verlegen und unentschlossen, ob er den Besuch eingestehen oder ableugnen solle.

„Ja wohl," antwortete Kalkhausen. „Ein Mann, ältlich und mager, ein echter Orientale."

„Ganz recht," sagte Wallmerode gefaßt, „ein Antiquar, der mich mit Büchern versorgt."

„Der?" fragte Kalkhausen lächelnd.

„Ein Antiquar," erwiderte Wallmerode, „ein Mensch, der jedes Buch aufstöbert, unbezahlbar in seiner Art! Er brachte mir soeben die äußerst nette Ausgabe des Metastasio, die Sie dort auf der Console liegen sehen."

„Was Sie da sagen?" rief Kalkhausen, „das war ja der Altschul, der berüchtigte Wucherjude!"

Er kannte ihn und verkehrte selbst mit ihm, seitdem er, ohne etwas davon zu verstehen, eine große Zuckerraffinerie gegründet hatte.

„Seht einmal!" rief Wallmerode naiv, den Verwunderten spielend. „Juden treiben eben Alles, was Geld einträgt. Ich hätte den Menschen für die harmloseste, rechtschaffenste Seele gehalten."

Das Gerassel eines Wagens, der unten vor den Fenstern still hielt, schnitt das Gespräch ab.

„Gewiß Graf Milowitsch!" rief Wallmerode, „der junge Graf Ladislaus."

„Er ist's," rief Kalkhausen, zum Fenster hinaussehend. „Es ist doch auffallend, daß Sie mit ihm so gut stehen. Sein Bruder war doch jener Officier, der damals..."

„Kalkhausen wird doch täglich täppischer und unausstehlicher," dachte Wallmerode bei sich. Einige Augenblicke später war der vorhin Genannte wirklich im Zimmer.

Graf Ladislaus Milowitsch, der Bruder von Sidonie Kismeny und Bruder des Officiers, der sich vor Jahren erschossen, war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren. Er war schlank, ohne schwächlich zu sein, und hatte ein chevalereskes, leichtes, bewegliches Wesen. Ein beinahe wilder Blick fiel an ihm auf, doch dieser schadete dem freundlichen Eindruck der Erscheinung nicht, sondern erweckte im Gegentheil ein fremdartiges Interesse. Er schien den Anwesenden bereits bekannt, denn Kalkhausen fragte ohne Weiteres:

„Es bleibt also dabei, daß Sie uns unsern Freund entführen?"

„Herr von Wallmerode," erwiderte der junge Graf mit weltmännischer Leichtigkeit, „ist so freundlich, einige Zeit in der Einsamkeit unserer Berge bleiben zu wollen. Ich wünsche, daß er seinen Entschluß nicht bedauern möge."

„Wie sollte er das in so liebenswürdiger Gesellschaft, wie die Ihrige und die Ihrer Schwester?" entgegnete Kalkhausen.

„Wir werden unser Möglichstes thun, um angenehme Wirthe zu sein," sagte der Graf lächelnd, „dessenungeachtet bin ich nicht ohne Sorgen. Das Schloß Hohensprung, wo mein Onkel wohnt und auch ich seit einiger Zeit wohne, ist in

einem der rauhesten und einsamsten Theile Tyrols gelegen. Der Ortler ist unser Nachbar. Die Landschaft ist für mein Gefühl schön, denn sie ist wild und romantisch, wie ich sie liebe, aber nicht Jeden erfreut der Anblick der Natur auf die Länge. Die Jagd ist vortrefflich, aber unser gelehrter Freund ist leider kein Jäger. Zum Glück werden wir nicht so ganz einsam sein. Der Kreis meiner Verwandten ist ziemlich zahlreich, und nebstdem hat sich mir, wie ein Brief, den ich eben erhalten habe, meldet, noch ein Besucher angekündigt — Freiherr von Hostiwin."

„Hostiwin?" wiederholten Kalkhausen und Wallmerode in größter Verwunderung wie aus einem Munde.

„Welch ein Erstaunen bei diesem Namen?" fragte Graf Ladislaus.

„Es ist der Name eines Freundes, der für uns Beide schon seit Jahren verschollen war," entgegnete Wallmerode. „Eines Menschen, der uns vergessen zu haben scheint, und den wir dennoch lieb haben."

„Nun, dann bin ich ruhig," erwiderte der Graf.

„Wie kommen Sie zu dieser Bekanntschaft?" fragte Kalkhausen.

„Ich lernte den Baron," erwiderte der junge Graf, „im vorigen Jahre in der Schweiz kennen. Der Name meiner Familie war ihm bekannt, und ich hatte aus dem Munde meiner Schwester so viel von ihm gehört, daß ich mir die Freiheit nehmen konnte, ihn gleich bei der ersten Begegnung als einen vieljährigen Bekannten zu betrachten. Auch er rückte mir rasch nahe. Ich erzählte ihm von unserer Gebirgswildniß, die noch Bären und Wölfe beherbergt. Der Baron ist ein Freund der Jagd, besonders einer kühnen, wilden, seltsamen Jagd. Ich machte ihm den Vorschlag, einmal im Herbst unser Revier eine Zeitlang zu besuchen. Er sagte mir's halb und halb zu, und hat Wort gehalten. Nach dem, was er mir eben schreibt, dürfte er schon in den nächsten Wochen bei uns eintreffen."

„Ich bin sehr erfreut!" rief Wallmerode. „Hostiwin ist einer meiner ältesten und intimsten Genossen. Er ist eine Persönlichkeit, an der ich Vieles auszusetzen habe, die mir aber

als ein Charakter imponirt. Sie hätten mir keine angenehmere Nachricht bringen können."

Wallmerode sagte diesmal die Wahrheit. Er freute sich in der That, Hostiwin wiederzusehen. Freilich trat die selbstsüchtige Berechnung hinzu, Hostiwin's wirklicher Reichthum würde auf ihn zurückstrahlen und ihm behülflich sein, die Comödie eines reichen Freiers vor der gräflichen Familie desto sicherer durchzuführen.

„Nun aber, edler Freund," hob er plötzlich, auf die Tafeluhr zeigend, an, „müssen wir scheiden. Die Zeit läuft blitzesschnell. In zwei Stunden müssen wir auf der Post sein."

„Ich entferne mich," sagte Kalkhausen, indem er nach seinem Hute griff, „und wünsche Ihnen Beide eine glückliche Reise." Er zog Wallmerode in eine Ecke und flüsterte:

„Wenn Sie Hostiwin sehen, und das Gespräch auf meine Schwester Eugenie kommen sollte, erwähnen Sie nichts von den schmerzlichen Ereignissen, die mittlerweile vorgefallen. Aeußern Sie sich in allgemeinen Ausdrücken. Sagen Sie: sie lebe glücklich. Ich binde es Ihnen auf die Seele."

„Seien Sie außer Sorge," erwiderte Wallmerode ebenso leise. „Ich werde über Alles das tiefste Stillschweigen bewahren."

Kalkhausen entfernte sich.

„Haben Sie Geschäfte?" fragte der Graf, „oder wollen wir noch bis zur Abreise zusammen bleiben?"

„Unbedingt," erwiderte Wallmerode rasch und verlegen. „Doch — da fällt mir ein Besuch ein, den ich erwarte — und ich muß ihn ja nicht erwarten, ich kann ja auch hingehen. Es ist am besten, wir treffen uns auf der Post."

„Doch keine alte Geliebte?" bemerkte Graf Ladislaus lächelnd.

„Nein bewahre!" gab Wallmerode im rechtschaffensten Tone zur Antwort. „Hier ist von einem ehrwürdigen alten Herrn die Rede, dem ich die größten Verpflichtungen schulde."

Er meinte Altschul. Er wollte doch noch bei diesem seine Adresse zurücklassen, damit, wenn sich seine Abwesenheit verzögerte, die Nachforschungen des Juden ihm keine Unannehmlichkeiten bereiten möchten.

Drittes Kapitel.

Ein Nachbar im Wirthshause.

Fast um dieselbe Zeit, da Wallmerode und der Graf Milowitsch Prag verließen, näherte sich Hostiwin der Grenze Tyrols.

Er saß zu Luzern, wo er gegen Einbruch der Nacht angekommen war, im Wirthshause zum Schwan und hatte die Absicht, mit dem nächsten Morgen abzureisen. Lau, ohne eigentlichen Drang, in der That nur, um ein gegebenes Versprechen zu erfüllen, hatte er den Weg nach Hohensprung eingeschlagen.

Drei Jahre waren es nun, seitdem wir ihn auf der Höhe des St. Gotthard verlassen. Diese Jahre waren ohne nennenswerthe Erlebnisse vorübergegangen. Hostiwin hatte seinen Entschluß, nach Böhmen zurückzukehren, den er in den ersten Tagen nach dem Tode des Fürsten gefaßt, nicht ausgeführt. In Prag es auszuhalten, schien ihm unmöglich. Es war kein Mensch innerhalb der weiten Stadtmauern, der ihn interessirte, kein Wesen, mit dem er einen andern Umgang als einen oberflächlichen anknüpfen konnte. Den Jugendgenossen von ehemals war er entfremdet. Selbst an Wallmerode hatte er im Verlaufe dreier Jahre keine Zeile geschrieben, nur bei vorkommenden Gelegenheiten flüchtige Grüße ausrichten lassen, von denen er ungewiß war, ob sie ihre Adresse erreichen würden. Hostiwin wußte von Wallmerode nur, daß dieser sein Leben ohne merkliche Veränderung fortsetze, Wallmerode von Jenem nur, daß er sich einer guten Gesundheit erfreue, die ihn unaufhörliche Reisestrapazen ertragen ließ.

Ebenso wenig hatte Hostiwin Lust gehabt sein Schloß wieder zu sehen. Es schien ihm unmöglich, ohne inneres Grauen die alten Räume zu betreten, wo tausend schlafende Erinnerungen emporfahren würden, ihn zu erschrecken. Wie sollte er sich in den alten Wohnzimmern wohl fühlen! Links stand der Thurm, wo Cilly gelebt und gelitten, rechts ging

es zum Gemach, wo Beatrix vom Blitz hingeschleudert worden war. Vielleicht würde ein energischer Wille diese Schatten hinweggetrieben haben und es hätte ihn am nächsten Tage nichts gestört, wenn er von der Jagd oder einem weiten Ritte nach Hause gekommen wäre. Doch wozu die Probe mit seinem Herzen machen? Es genügte ihm, zu wissen daß Schloß und Garten wohl erhalten seien und die Gemächer jeden Tag wieder bezogen werden konnten. Auch die Dienerschaft war dieselbe geblieben, selbst der mumiengleiche Bohuslav war noch am Leben.

So lebte Hostiwin abwechselnd in Italien und in der Schweiz, und entnahm Ruhe und Befriedigung der Beschäftigung mit den Werken der Kunst und Literatur. Ohne irgendwo bleibenden Aufenthalt länger als ein paar Monate zu nehmen, durchzog er diese reichen Länder, gleichsam um in der Buntheit und dem Wechsel der Scenerie ein Surrogat für die Bewegungen zu finden, an welche sein aufregungsbedürftiges Gemüth gewöhnt war. Die Katastrophen, die ihn auf die Reise gejagt und noch dort ihn verfolgthatten, waren weit hinter ihm, und die Zeit hatte die Bilder der Düsterkeit mit einem mildernden Schleier überkleidet. Der starke Mensch, der in Hostiwin wohnte, erhob sich, ohne zu erliegen, vergaß, ohne die Erinnerung zu fürchten, und schien das Leben wieder hinnehmen zu können, wie es auch komme.

Es war eben Schützenfest in Luzern. Der Fremdenzudrang war ungeheuer. Hostiwin hatte sich mit einem wenig ansehnlichen Zimmer begnügen müssen, das auf den Hof hinausging, da es ihm schwer fiel, bei vorgerückter Nacht eine bessere, seinem Stande gemäße Herberge zu suchen.

In seinen Schlafrock geworfen, nahm er eben sein Abendessen ein, während sich Ismael in einem Winkel des Zimmers beim Gepäck beschäftigte, als eine Stimme aus dem nur durch eine Thüre getrennten Nachbarzimmer herüberdrang, welche sich unverständlich oder doch störend ziemlich lange ohne Unterbrechung vernehmen ließ.

Ismael sagte: „Das ist unangenehm. Hoffentlich werden die Leute drüben bald still werden. Zwölf Uhr ist schon vorüber.“

„Ich glaube auch, daß sie bald schweigen werden,“ erwiderte Hostiwin, im Essen fortfahrend, „sonst schliefe ich lieber auf Stroh.“

Inzwischen schwieg die Stimme noch immer nicht, im Gegentheil begann sie sich noch stärker und rascher hören zu lassen. Man konnte deutlich unterscheiden, daß sie einem Manne gehöre.

„Das artet schon bald in Zank aus,“ meinte Ismael.

„Dann wird der Andere nicht Schuld sein,“ warf Hostiwin hin, „denn bis jetzt hat er kein Wort von sich gegeben. Ich höre immer eine und dieselbe Stimme.“

Da hörte man deutlich, wie ein Tisch weggestoßen wurde, Jemand aufsprang und mit weiten und festen Schritten auf- und abging, ohne die Stimme verstummen zu lassen, die hastige und gedämpfte, hingemurmelte Laute ausstieß.

„Soll ich dem Kellner klingeln?“ fragte Ismael, der die Geduld seines Herrn erschöpft glaubte.

„Warte!“ befahl Hostiwin aufstehend und in die Mitte des Zimmers vortretend.

Da hielt die Stimme plötzlich inne, ein schwerer Seufzer war vernehmbar und man hörte auch die Tritte nicht mehr.

„Der ist allein,“ sagte Hostiwin, „und hält ein Selbstgespräch. Selbstgespräche hält nur ein Verrückter oder ein Unglücklicher.“

Aber schon gab die Stimme das kurze Schweigen wieder auf und fuhr nur noch lauter und wilder fort. Klagen, Vorwürfe, Schmerzensrufe und Verwünschungen fielen durcheinander.

„Das ist ein Verzweifelnder!“ sagte Hostiwin. „Man hört Wort für Wort, dennoch verräth nichts, weshalb er elend ist!“

Plötzlich wurde der seltsame Nachbar still, doch es zeigte sich die Ruhe als trügerisch; denn er begann gleich wieder mit einer Fieberhast vor sich hinzumurmeln und schloß mit dem lauten, wohlvernehmlichen Ausruf:

„Eine Schmach, Hungers zu sterben!“

Hostiwin und Ismael blickten sich an und schienen sich mit den Blicken anzuzeigen, daß sie den Grund der Verzweiflung

jetzt begriffen; doch da schoß schon wieder ein neuer Satz aus der Nachbarstube herüber:

„Sie sollte ich verfluchen — sie — das würde meine Nerven stärken; statt dessen gäb' ich ihr, wenn ich ein zweites Herz hätte, noch das zweite Herz, um es zu brechen!"

Diese Worte waren ganz deutlich zu vernehmen; sie waren mit so viel wahrem Schmerz gesprochen, daß sie in Hostiwin's Brust ein sympathisches Echo fanden. Sie konnten nur von einem Manne von Bildung und von einer poetischen Natur herrühren. Von dem Augenblicke an kam die Stimme im Nachbarzimmer Hostiwin nicht mehr als ein belästigendes Geräusch vor, er fühlte Antheil und Interesse. Da brach der seltsame Nachbar ohne jeden Uebergang von seinen bisherigen Klagen in ein lautes Gelächter aus, das die ernsten Gefühle der wider Willen Lauschenden störte und einer fast komischen Wirkung Platz machte.

„Seltsam!" sagte Hostiwin lächelnd und den Kopf schüttelnd vor sich hin.

Dem Gelächter folgte eine tiefe Pause, innerhalb deren nur die raschen Tritte des unruhvoll und bewegungsvoll Auf- und Abgehenden hörbar waren. Diese Pause dauerte kaum eine Viertelminute, als das Selbstgespräch schon wieder begann. Trotz und Stolz schienen jetzt die bald gemurmelte, bald deutlich klingende Rede zu tragen.

„Eigenthümlich!" meinte Hostiwin, während er sich aus dem Gehörten einen Zusammenhang zu bilden versuchte.

Da hörte man das Wort „Nein" laut und fest, wie einen energischen Protest herüber, das wohl an zwanzigmal wiederholt wurde, bis endlich das letzte Nein mit einem derben Schlag auf den Tisch verhallte. Gleich darauf erscholl es:

„Miserables Jahrhundert! Hungers sterben oder Pferde malen! Ist das eine Alternative für Einen, wie ich? Zum Lachen, zum Verrücktwerden! Ha, ha, ha!"

Ein kurzes Gelächter schloß die Worte, während man den Nachbar auf's Sopha oder auf's Bett fallen hörte. Es wurde ganz still.

„Seltsam!" sagte Hostiwin, zum Nachtessen zurückkehrend. „Am Ende ist es ein Schauspieler, der seine Rolle probirt."

Er hatte aber kaum die Gabel an die Lippen gebracht, als die Eingangsthüre des Nachbarzimmers von einem ungestüm Eintretenden aufgerissen und stark zugeschlagen wurde. Der Angekommene, der sich in großer Aufregung befand, ließ eine Fluth von Vorwürfen los, auf welche der Nachbar lange nichts zu erwidern schien.

Unwillkürlich stellte Hostiwin sein Abendessen wieder bei Seite.

Der heftigen Anrede des Angekommenen folgte ein Zwiegespräch, dessen wesentlicher Sinn wenigstens deutlich herübertönte.

„Du kannst nichts erwidern!" rief der Angekommene. „Du bist ein Elender! Du hast mir das Wort gebrochen!"

„Ich habe allerdings das gegebene Wort gebrochen!" gab der Nachbar zur Antwort, „aber es ist immerhin eine Anmaßung von Dir, auf der Erfüllung desselben zu bestehen. Im Uebrigen ist die ganze Geschichte von heute Nachmittag purer Zufall!"

„Zufall?" rief der Angekommene höhnisch. „Mache mir nichts weiß. Ein Zufall war es, daß die Holzarbeiter so schnell bei der Hand waren; daß Du Dich aber in den Rhein gestürzt hast, war Absicht, Feigheit, Verrath an meiner Freundschaft!"

„Du irrst!" antwortete der Nachbar. „Ich bekam einen Krampf beim Baden. Du weißt doch, wie heiter ich war, als Du heute Morgen mich besuchtest, und daß mir nichts ferner liegen konnte, als Todesgedanken!"

„Rede mir nichts ein!" entgegnete der Angekommene. „Deine Heiterkeit am heutigen Morgen war demnach nur Täuschung, eine Comödie. Wenn man eine Stadt verläßt, so ist es schon unhöflich, einem halbfremden Bekannten nicht Adieu zu sagen; Du aber wolltest die Welt verlassen, warst schon auf dem Wege, ohne daß es Dich drängte, Deinem besten, ältesten, Deinem einzigen Freunde die Hand zum Abschied zu geben!"

„Miß demnach das Unglück, das mich erfüllt," lautete die in kleinmüthigem Tone gegebene Antwort.

„Unglück?" sprach der Angekommene. „Sage Mangel an Selbstüberwindung, schlaffe Nachgiebigkeit des Willens! Es

ist leichter, sich die Kehle abzuschneiden, als ein großes Ziel durch langjährige Opfer zu erreichen!"

„Ich erreiche nichts!" rief der Nachbar heftig. „Ich entferne nicht den Fluch, den das Jahrhundert auf eine Organisation, wie die meinige, legt, wenn ich auch meinen Leib noch mehr erschöpfe und meine Seele noch mehr ermüde. Ich erreiche durch Geduld und Anstrengungen weiter nichts, als höchstens ein höheres Alter! Wenn ich keinen Lorbeer erringe, fort mit mir! Die Palme der Märtyrer kann ich entbehren!"

„Lies die Kunstgeschichte!" sprach der Angekommene. „Dort wirst Du finden, daß der Lorbeer und die Leidenspalme dicht neben einander wachsen. Die Palme ist oft mannshoch, ehe der Lorbeer ein kleines Aeuglein treibt. Nur bei wenigen Sonntagskindern war es umgekehrt: der Lorbeer hat schon früher getrieben, die Palme ist aber doch noch nachgekommen!"

„Ich bin unter der Last der Verkennung zusammengebrochen," ächzte der Andere.

„Auch meine Anstrengungen," erwiderte der Angekommene, „halt die Welt fünfzehn Jahre ignorirt."

„Mein Muth ging eben aus," sprach der Nachbar. „Hätt' ich vielleicht das teuflisch schöne Weib nie gesehen, so wär' ich noch länger in Geduld weiter getrabt. Ihre Hand hat ein neues Gewicht auf meine Schultern gelegt, daß ich darunter hinstürze. Sieh mich daliegen, unselige Zauberin!"

„Kunst ist mehr als Liebe," lautete die Antwort, „wenigstens dem Künstler. Wann hat ein Monarch den Scepter niedergelegt, weil ein schönes Weib nichts von ihm wissen wollte?"

„Eine großthuende Phrase," erwiderte der Nachbar, die man leicht hinwirft, wenn man außerhalb des Zauberkreises einer Leidenschaft steht."

„Du irrst!" sprach der Angekommene. „Auch ich habe den Fluch eines Liebesunglücks getragen, ohne das Verbrechen an mir zu begehen, das verschmähte Feuer meiner Seele im Wasser kühlen zu wollen. Noch jetzt muß ich mich den düsteren Erinnerungen entreißen!"

„Dulden macht schlaff," versetzte der Nachbar. „Man

stürzt sich endlich gern in das Schlimmste, um der Bande los zu werden. Der Tod ist nicht das Schlimmste!"

„Mit Dir ist es weit gekommen!" seufzte der Angekommene laut auf. „Wenn ich einige Jahre zurücksehe, so kann ich die Stadien Deines Verfalles fast abzählen. Lebe wohl! Leb' wohl auf immer! Du hast nicht nach mir gefragt, als Du Dich in die Fluthen hineinwarfst; ich will geschehen lassen, was da kommen mag. Gute Nacht!"

Da sprang der Nachbar, der noch immer auf dem Sopha zu sitzen schien, empor, lief dem Hinauseilenden nach und hielt ihn fest, während er ausrief:

„Geh nicht! Ich kann Dich noch nicht verlieren. Ich gebe Deinen Vorwürfen Recht! Du bist der edelste Freund! Du liebst meine Person, das beweist der Zorn, in den Du geräthst, da ich über mein Leben den Stab brechen wollte. Ich bereue meinen Sterbeversuch, ich bereue ihn Deinetwillen —" Mit thränenerfüllter Stimme sprach er die letzten Worte, bis sie ihm versagten, dann schwieg er eine Weile und fügte hinzu: „Ich bereue, obwohl Du glauben kannst, daß mir besser wäre, im Flußbette des Rheins hinabzutreiben!"

„Gieb mir Dein Wort, daß ich Dich morgen wiedersehe!" antwortete der Angekommene.

„Ich will leben!" rief der Nachbar. „Nimm meine Hand darauf! Ich will dem Glück noch eine Frist ausstecken!"

„Dein Leben ist mir verpfändet, Du stiehlst es, wenn ich Dich morgen nicht finde!" sagte der Angekommene und ging zur Thüre hinaus.

Im Nebenzimmer wurde es vollkommen ruhig. Als das Gespräch geendet hatte, sagte Hostiwin zu Ismael:

„Du hast zugehört?"

„Ja Herr!"

„Mir kam es vor, als wenn ich die Stimme des Besuchers schon oft im Leben gehört hätte."

„Auch mir war es so, Herr!" antwortete der Mohr. „Ich lasse mir den Kopf abschlagen, wenn ich nicht schon vor Jahren —"

„Ja, ja," sagte Hostiwin, — „lass' mich nur nachsinnen. Es ist ein seltsames Ding um die Erinnerung an Stimmen —"

„Ich hab's," rief Ismael plötzlich — „es war Herr van Groote."

„Richtig!" fiel Hostiwin, lebhaft zustimmend, ein. „Es war van Groote. „Ich dachte seit Jahren nicht mehr an den Menschen!"

Bei den Worten klingelte er. Ein Kellner trat ein.

„Wer war der Herr, der jetzt aus dem Nebenzimmer fortgegangen?" fragte Hostiwin.

„Das ist ein berühmter Maler!" war die Antwort des siebzehnjährigen Burschen. „Er hat da drüben im Seeschlößchen ein paar Wochen gewohnt."

„Heißt er nicht van Groote?" fragte Hostiwin.

„Van Groote, zu dienen," sagte der Kellner.

„Und der Andere, den er besucht hat?'

„Das ist auch ein Maler," erwiderte der Kellner. „Wenn ich im Fremdenbuche recht gelesen habe, heißt er Robert Petrowsky. Heute Nachmittag wäre er beim Baden beinahe ertrunken."

„Ein junger Mann noch?"

„In den Dreißigen."

„Wie sieht er aus?"

„Er scheint nicht viel zum Besten zu haben."

„Es ist gut," sagte Hostiwin.

Der Kellner ging und Hostiwin legte sich zur Ruhe. Die Nacht verlief, ohne daß sich der Nachbar die geringste Störung erlaubte.

Viertes Kapitel.

Schloß Hohensprung.

Vier Stunden von Nauders, einem Städtchen an der Poststraße von Landeck nach Botzen, liegt das Schloß Hohen-

sprung, seit drei Jahrzehnten der Familie Milowitsch angehörig. Man passirt den Inn auf einer gedeckten Brücke und betritt ein Thal, das zwischen zwei dunkeln Höhen allmählich hinansteigt. Ein Geist tiefer Abgeschiedenheit weht hier dem Wanderer entgegen. Ein schwarzer Nadelwald schließt ihn von beiden Seiten ein. Die Reschen, ein Wildbach, der mit trüben, milchweißen Wellen über mächtige Granitblöcke dahinbraust, bleibt links, von Zeit zu Zeit öffnet sich ein Seitenthal, und hellgrüne, heimliche Wiesengründe, arbeitende Sägen, klappernde Mühlen, verlorene Häuser, rauchende Kalköfen unterbrechen die Einförmigkeit des Waldlandes, das die ganze Hoheit des Tyroler Alpencharakters hat.

Die Menschen, die ringsum in diesen einsamen Gehöften leben, oder die dem Wanderer auf seinem Wege begegnen, zeigen in ihren Physiognomieen noch rein deutschen Charakter, so nah wir auch hier bereits der romanischen Sprachgrenze sind. Die Männer wie die Frauen sind hohe, schlanke Gestalten, deren angeborener Adel in Zügen und Haltung weder das Alter, noch Noth und angestrengte Arbeit zu verlöschen vermag. Es ist, wie die Kleidung zeigt, ein außerordentlich armes Volk. In einem Rocke, von Flickwerk schwer, mit einem Hemd, von gröbstem Werg angefertigt und wie ein Harnisch steif, kommt die schönste Frauengestalt des Weges, eine ungeheure Last auf dem Kopfe tragend. Die Männer sind imponirende, oft beinahe riesige Gestalten, die rüstigsten Fußgänger, die verwegensten Bergsteiger. Ihre Gesichter, fast durchaus schön, haben einen ernsten, aber freundlichen Ausdruck. Sie tragen baumwollene Jacken mit rothen Aufschlägen, einen rothen Brustfleck, Kniehosen und den schwarzledernen Gurt, auf den ihr Name eingestickt ist; aber man sieht es diesen Kleidungsgegenständen an, daß sie jahrelang nicht vom Leibe kommen.

Ist man zwei Stunden lang hinangestiegen, so verengert sich das Thal immer mehr. Der Fluß bleibt in der Tiefe zurück und dröhnt aus dem Abgrunde, der ihn gefangen halten will, laut und zornig empor. Klaffende Felsen ragen wie Finger einer Riesenhand aus der Tiefe aufwärts, herabgewetterte Steinmassen, theilweise häusergroß, liegen im Fluß-

bett, chaotisch aufgethürmt. Wo die „Enge“ am schauerlichsten ist, steht ein kleines Wirthshaus, schwarz, elend, verlassen, in einem feuchten, von Nebel triefenden, von Fichten umbuschten Felswinkel, wie ein Ort, an welchem vor Zeiten eine Unthat geschehen ist.

Die Düsterkeit der Scenerie lastet schwer auf der Seele, man möchte am liebsten umkehren, dennoch geht man vorwärts. Einige Minuten später hat man die „Enge“ durchschritten und eine wundervolle Aussicht thut sich dem Auge auf. Ein ziemlich weites, kreisrundes Thal mit dem frischesten Wiesengrün liegt in lieblicher Senkung vor dem Beschauer ausgebreitet; im Vordergrunde rechts liegt das Schloß Hohensprung.

Das Schloß ist ein großes, viereckiges Gebäude, mit vier stumpfen Thürmen an die Wand des schönen Thalkessels hingestellt. Die durchsichtigen, pfeilschnellen Wellen des Wildbachs, dem wir gefolgt sind, laufen aus fernem Bergursprung auf gewundenen Pfaden über Steingründe zischend und schäumend vorbei. Ungeheure Berge umgrenzen den Horizont in drei aufsteigenden Reihen, so daß die erste, mäßig hohe, von den herrlichsten Buchen überwachsen, einer höheren, mit dunkel abstechendem Nadelholze bewaldeten voransteht, hinter welch letzterer die Schnee- und Eisfelder der Ortleskette den Hintergrund schließen. Wir sehen links die Suldner und Laaser, ferner weiterhin die Eismassen des Cevedale und die hohe Pyramide des Monte Zebru zum Himmel emporstreben. Die Stimmung, in welche diese Gegend das Gemüth versetzt, ist eine ernste, melancholische und drückend erhabene.

Die Front des Schlosses steht an der Bergwand und scheint die Fortsetzung derselben zu bilden. Es hat eine steile, gewundene, mit uralten Nußbäumen besetzte Auffahrt, von deren Ende ein großes, von zwei steinernen Löwen und zwei lebendigen Wolfshunden bewachtes Thor in einen geräumigen Hofraum führt. Nachdem man den Hof durchschritten, gelangt man erst in das Schloß selbst. Ein schweres eichenes Thor öffnet den Eingang zu einer breiten, düstern, ausgetretenen Steintreppe, die auf einen finstern, um das ganze Viereck des Gebäudes laufenden, unheimlich hallenden Corridor führt.

Hier sind die Thüren, mit Wappen geschmückt, welche in die hohen, saalartigen, ungemüthlichen Gemächer der Herrschaft gehen. Die zweite Treppe, die von hier weiter hinaufsteigt und enger ist als die erste, endet auf dem mit alten Geräthschaften überfüllten Boden, von dem aus noch vier hölzerne Wendeltreppen zu den Thürmen schroff und jäh hinauflaufen.

Der Schloßhof, ein Viereck, ist von Arkaden umgeben. In der Mitte desselben steht ein Brunnen mit Windeketten und Eimern, groß und massiv wie alles Uebrige. Um ihn herum sind vier Kastanienbänme gepflanzt, die nur am hohen Mittag einen Augenblick Sonne genießen. Die Luft ist hier immer feucht und kühl, nicht viel besser als die eines Kellers, das tiefe Schweigen unterbricht nichts. Die Dienerschaft tummelt sich im ersten Hofe herum, in diesen kommt selten Jemand, weder Herr noch Diener, höchstens ein Schwarm von Sperlingen fällt in die Wipfel der Kastanienbäume ein und lärmt und zwitschert eine Weile, dann ist Alles wieder ruhig und todt wie in einem leeren Verließe oder einem ausgestorbenen, ödestehenden Kloster.

Hier wohnte Graf Demetrius Milowitsch mit seiner jungen Frau Antonie und seinem einzigen Kinde und Erben Constantin. Alle Welt zerbrach sich den Kopf, warum sich der Graf vor zwei Jahren plötzlich, ohne allen Uebergang aus einem rauschenden Leben herausgerissen und in die Einsamkeit der Berge gezogen, und warum er gerade das unwirthschaftliche Schloß Hohensprung in Tyrol zum bleibenden Aufenthalt gewählt, da ihm doch fünf bequeme, elegante, moderne Schlösser zu Gebote standen, wenn er einmal den Beschluß ausführen wollte, in der Zurückgezogenheit zu leben. Mannigfach waren die Muthmaßungen über den Beweggrund seines ascetischen Entschlusses. Nur in einem einzigen Punkte vereinigte sich die Meinung aller Welt, daß der Graf von jeher ein ausgemachter Sonderling gewesen sei.

Dem Schlosse gegenüber, durch das Wasser des Wildbachs getrennt, befand sich ein ziemlich weitläufiges Landhaus, das der Graf erst seit einem Jahre in Stand gesetzt und für seinen Neffen, den Grafen Ladislaus, eingerichtet hatte. Denn dieser wollte um keinen Preis in der alten Burg wohnen,

nicht allein, weil er den Aufenthalt seiner Gesundheit nicht zuträglich fand, sondern auch in Rücksicht auf die Besuche, welche er von Zeit zu Zeit empfing und ohne welche er das Leben im einsamen Gebirge nicht ausgehalten hätte. Sein Onkel nur fühlte sich wohl in seiner menschenfeindlichen Einsamkeit.

Das Landhaus hatte einen Garten mit einem Pavillon, der an ein schönes, duftiges Bosquet stieß, da auf dieser Stelle der schöne Buchenwald von den hohen Bergen herab bis fast an den Fuß des Gebäudes lief. Am Ende des Thales erblickte das Auge das kleine Dorf Hohensprung, wenn man etwa fünfzehn weit auseinander liegende Hütten mit einer kleinen Pfarrkirche in der Mitte so nennen darf.

Hier langte Hostiwin gegen Ende September an. Er hatte die Reise langsam gemacht und sich einige Zeit in Landeck aufgehalten. Von Nauders war er gegen Abend aufgebrochen. Die Nacht war da, als er das Thal von Hohensprung vor sich liegen sah. Der im Abnehmen begriffene Mond trat eben aus einem riesenhaften Wolkenmantel hervor, als die Kutsche aus der „Enge" herausfuhr.

„Da sind wir, gnädiger Herr," sagte der Kutscher, sich umwendend.

„Eine schaurige Wildniß," meinte Ismael, der hinten saß, fast gleichzeitig.

„Ein Paradies!" rief Hostiwin, während seine Augen auf der Gegend ruhten, die auf einer Seite von schwerer Finsterniß umlagert war und auf der andern, vom Mond beschienen, die emporsteigenden Waldungen zeigte, über welchen die beschneiten und eisbedeckten Kuppen der Ortleskette sichtbar waren. „Ein Paradies nach meinem Sinne, groß und einsam, wild und schön!" Mit freiem, für Naturschönheit empfänglichem Gemüth, über die Straße weitausblickend, fuhr er den silbernen, sprühenden Wellen des Waldbaches entlang, zum Landhause des Grafen Ladislaus hin.

„Ich liebe diese Einsamkeit," sagte er zu sich, „ich liebe den Schrecken dieser schwarzen Wälder und die desolate Erhabenheit dieses Gesteins! Ich bin ja mit den Menschen fast fertig! Die dämonische Lust, mich unter Menschen zu tum=

meln, hat mich verlassen, ich sehne mich nach keinem Weltverkehr, ich bedarf nur einer zufriedenen Abgeschiedenheit und einer schönen Einsamkeit. Ich bin ein schuldloser Egoist. Ich will hier jagen, reiten und die wilden Schluchten besuchen, das ist mein ganzes Programm. Einige Wochen werden dahingehen und ich werde wieder weiter reisen. Wohin? das weiß Gott!"

Nachdem er in dieser Weise seinen Gedanken nachgehangen, brach er plötzlich ab und wendete sich an Ismael. Er sagte:

„Ich sehne mich wirklich, den Grafen Ladislaus zu sehen — nach langer Zeit ein bekanntes Gesicht! Ich freue mich auch etwas von der ewig freundlichen Kismeny zu erfahren, ich freue mich, mit bekannten Leuten über nichts zu plaudern!"

„Seltsam!" bemerkte der Mohr. „Sonst reisten wir halbe Jahre lang und ich hörte meinen Herrn nie etwas Aehnliches sagen!"

„Ganz recht," gab Hostiwin zur Antwort. „Nicht wahr, ich bin ein gemüthlicher Mann geworden?"

„Das bist Du, o Herr," sprach Ismael. „Ich kann mich nicht genug wundern."

„Sei froh, daß es so ist," entgegnete Hostiwin. „Du hattest zuweilen ein gefährliches Amt an meiner Seite. Denke zurück, denke an Alles! Ich begreife mich kaum. Wie lauter Märchen liegen die Abenteuer meiner Jugend hinter mir. Alles ist vergangen und vergessen! Die Lebendigen und die Todten lassen mich in Ruhe. Die Vergangenheit ist abgethan, zehn brausende, freudenvolle, rauschartige Jahre! Ein großes Glück! Die Meisten haben — um mich eines Ausdruckes der öffentlichen Moral zu bedienen — weniger begangen als ich, doch schleppen sie das Stückchen Schuld bis an das Grab. Ich habe nicht die Selbstüberschätzung, abmessen zu wollen, wie viel ich bei dieser glücklichen Lösung dem Glücke verdanke und wie viel meiner Klugheit. Das aber steht fest, daß ich noch auf dem Todtenbette den Muth, die Selbstaufopferung, die Verschwiegenheit und die Treue meines Dieners Ismael preisen werde!"

„Du bist der großmüthigste aller Herren!" rief der Mohr, von der plötzlichen Erwähnung seiner Person überrascht und

gerührt. „Wäre ich in Aegypten geblieben, ich hätte dasselbe aus Furcht vor der Peitsche gethan!“

In diesem Augenblicke hielt die Kutsche vor dem Landhause des Grafen Ladislaus.

Alles war düster, nur oben im alten Schlosse schien noch Jemand wach, wie die aus einem Fenster auf die Buchen fallenden Lichtreflexe verriethen.

„Seht, seht!“ sagte der Kutscher, „wir kommen zu spät. Die Herrschaften sind schon schlafen gegangen. Nur der Sapermenter, der alte Herr Tobias ist noch auf.“

„Dann in's Wirthshaus, wenn es eins hier giebt!“ rief Hostiwin.

Der Wagen fuhr eine Strecke weiter, bis in's Dorf, wo Herr und Diener in einer kleinen Dorfschenke Unterkunft fanden.

Fünftes Kapitel.

Ein Wiedersehen.

Es war bereits ziemlich spät am Tage, als Hostiwin, von der Reise ermüdet, erwachte. Er schickte sogleich in das Schloß, um sich dort anzumelden, und fuhr dann mit dem Ankleiden fort. Eine Viertelstunde verging, da erschien Ismael wieder. Er brachte die Nachricht zurück, daß Graf Ladislaus, der Hostiwin schon vor mehreren Tagen erwartet, heute mit der ganzen Gesellschaft eine Spazierfahrt nach der benachbarten Ruine von Toos unternommen habe. Er werde wohl schwerlich vor Abend zurückkehren. Niemand sei im Hause anwesend gewesen, außer Wallmerode, der sich sehr gefreut habe, als er Hostiwin's Ankunft vernommen und sogleich erscheinen werde.

In der That hörte man gleich darauf auf dem Gange rasch herbeieilende Schritte, die Thüre flog auf und der Freiherr trat ein.

„Treuloser Freund!“ rief er, Hostiwin mit ungewöhnlicher Wärme in die Arme schließend, „hier also, in der Fremde müssen wir uns treffen! Bei einem Bekannten, den Du auf dem Wege aufgelesen, nicht daheim, nicht bei Deinen Freunden von ehemals! Vier Jahre sind vergangen, in welchen Du es nicht der Mühe werth hieltest, Deinen alten Freund zu besuchen, oder auch nur eine Zeile an ihn zu richten.“

„Verzeihe!“ erwiderte Hostiwin, sich mit dem Freunde auf's Sopha setzend. „Du wirst Alles, wenn wir uns aussprechen, erklärlich finden.“

„Ich weiß wohl,“ sprach Wallmerode, „wie leicht Du mit der Liebe fertig wirst, ich kenne Deine Meisterschaft im Vergessen; doch daß Du einen Freund, wie mich, bei Seite lässest, ist mir neu. Es kränkt mich, daß Du mich wie Deine Liebschaften behandelst.“

„Was soll ich zur Rechtfertigung sagen?“ versetzte Hostiwin. „Ich finde nichts, als einen Gemeinplatz. Man macht Erfahrungen, die uns um Freunde bringen, und die sogar noch Jene holen, die wir übrig haben. So ging es Dir!“

„Traurig!“ warf Wallmerode achselzuckend hin.

„Ich bin erfreut,“ sagte Hostiwin, „zu sehen, wie schwer es Dir fiele, mich zu verlieren. Ich bin überzeugt, daß es Dir nahe geht. Du bist nicht empfindlich, und ich bin kein Schmeichler. Glaube mir, unter Allen, denen es einfallen könnte, mir wieder in die Arme zu fliegen, bist Du allein willkommen! Jetzt aber keine zärtlichen Vorwürfe mehr! Wie ist es Dir ergangen?“

„Sehr gut, sehr gut!“ antwortete Wallmerode rasch. „Das ist Alles, was sich über mein Leben überhaupt sagen läßt — über ein Leben ohne pikante Details, ohne reizende Abenteuer, ohne schlagende Episoden —“

Sein Gesicht verfinsterte sich seltsam, als er das sagte.

„Wir sind im Laufe der Zeit,“ fuhr Hostiwin fort, ohne den Gesichtsausdruck Wallmerode's weiter zu beachten, „einander einmal weit näher gewesen, als Du geglaubt haben mochtest. Während Du in Rom lebtest, wohnte ich in Pisa. Ich habe sogar dort den Brief, den Du mir nach Prag schriebst, erhalten. Ich hätte ihn sogleich beantwortet, wenn

Du nicht vergessen hättest, mir zu melden, wo meine Zeilen Dich treffen könnten."

„Du warst damals in Pisa?" rief Wallmerode verwundert. „Mein Gott! Auch ich kam ja kurz darauf nach Pisa. Es war, wenn ich nicht irre, im Mai —"

„Eben zu dieser Zeit war ich dort," sagte Hostiwin ernst, indem die Erinnerung an den Fürsten durch seine Seele fuhr und ihren Schatten auf seine Stirn warf. „Seltsam, daß wir uns nicht getroffen haben!"

„Ich flog nur durch," entgegnete Wallmerode. „Ein kurzer Besuch bei den herrlichen Bauwerken, und es ging weiter nach Livorno. War das eine schöne Zeit! Eine ähnliche kommt wohl nie wieder!"

Er seufzte tief auf.

„Du scheinst mir doch nicht glücklich," sagte Hostiwin, das Gesicht seines alten Freundes studirend. „Linien der Unzufriedenheit sind um Deinen Mund gezogen. Nicht daß ich Dich sonderlich gealtert aussehend finde, aber Du scheinst der Bonvivant von ehemals nicht mehr."

„Ich bin zufrieden," erwiderte Wallmerode, „wie man in diesem Leben zufrieden sein kann. Keine Sorge drückt mich, ich komme langsam den Zielen, die ich mir gesetzt, näher —"

Er konnte nicht weiter sprechen, eine innere Gewalt schien die Worte zurückzuhalten. Mit Beziehung auf das seltsame Mienenspiel seines Freundes, versetzte Hostiwin: „Mir scheint, mir scheint, Du hältst hinter dem Berge!"

„Mein Gott, Du kennst mich ja, ich bin, wie ich war —" sagte Wallmerode sehr unsicher, wie wenn er sich vorhielte, daß das Geheimniß seiner Lage, das er verhehlte, doch vielleicht nicht so ganz ungelüftet sein dürfte.

„Hast Du nicht wieder die Karten in der Hand gehabt?" fragte Hostiwin, ohne das Gewicht seiner Frage zu ahnen.

„Gar nicht, gar nicht," erwiderte Wallmerode. „Doch ja — zuweilen — wenn es nicht zu umgehen ist, — auf Soireen, auf Bällen — Du weißt ja, daß ich kein Tänzer bin."

„Nun!“ rief Hostiwin, „beim Whist ruinirt man sich nicht! Apropos, wie hat sich die Geschichte mit dem Officier gelöst?“

„Ueber Alles Gras gewachsen!“ antwortete Wallmerode. „Sogar die Kismeny vergißt die Trauer —“

„Wo lebt sie?“ fragte Hostiwin neugierig.

„Wo soll sie leben?“ war die Antwort. „Hier in Hohensprung lebt sie bei ihrem Bruder und Onkel. Sie ist auf den besondern Wunsch des Letzteren hiehergekommen. Du kannst Dir denken, daß bei ihrer Lebenslust und ihrer heitern Weltanschauung Hohensprung nicht der Ort ist, wo sie sich sehr wohl fühlen dürfte, aber der Onkel überhäuft sie mit Beweisen seiner Güte, und so kann sie nicht umhin, eine Woche nach der andern zuzugeben. Du triffst sie hier und noch einige andere Bekannte, deren Namen ich Dir nicht im Voraus verrathen will. Und denke Dir, Beatrix ist von ihrer Lähmung ganz hergestellt. Sie stößt nur manchmal ganz unmerklich mit der Zunge an. Das ist sehr wunderbar, nicht wahr? Ganz alltäglich ist aber die Neuigkeit, daß sie seit zwei Jahren Palmödy's Frau geworden ist.“

„Palmödy's Frau!“ rief Hostiwin sehr verwundert.

„So ist es,“ sagte Wallmerode. „Ein heiterer Ausgang, nicht wahr? Es giebt nichts Tragisches in der Liebe mehr!“

„Hier demnach nicht,“ versetzte Hostiwin, und eine dunkle Wolke breitete sich auf seiner Stirne aus. „Ich wollte, es hätte auch Sebastian seine Cilly bekommen!“

„Nun,“ meinte Wallmerode, verächtlich lächelnd, „dann hat sie Sebastian sitzen lassen. Glaube mir, wenn Einer gekommen wäre, würde auch Cilly zugegriffen haben. Es giebt nichts Tragisches in der Liebe mehr!“

Hostiwin ließ ihn ausreden, wie schlagend er auch diese leichtfertige Ansicht über Frauen widerlegen konnte, und sagte:

„Ein andermal davon. Damit soll das Gespräch bei einem Wiedersehen nicht beginnen.“

„Du hast Recht,“ versetzte Wallmerode. „Was vergangen ist, sei vergessen. Reden wir von Deinen Reisen. Warst Du recht heiter? Hast Du Dein altes Leben fortgesetzt?

Bräute vom Altare gerissen, Nonnen aus den Klöstern geraubt?

Quae tibi virginum
Sponso necato barbara serviet?

Ha, Du wirst doch hinter Deiner Vergangenheit nicht zurückgeblieben sein?"

Hostiwin lächelte und sagte:

„Ich bin der Alte nicht mehr. Der unerschrockene, aber gewissenlose Liebesheld ist bei der Kreuzsäule am Ufer des Traunsees wie in Stein verwandelt für alle Zeiten stehen geblieben. Dort steht er und blickt mit unverrückten Augen in das grüne Wasser. Der Mensch aber, der auf Reisen war und jetzt bei Dir sitzt, ist ein neuer, ein anderer, ein Alltagsmensch. Ich bin der Gefahren satt, der Stürme müde, mein Ehrgeiz hat fortan ein bescheidenes Maß und meine Freuden sollen mich wenig kosten. Hinweg mit dem Enthusiasmus, der uns einen Himmel verspricht und ihn uns auch eine Minute lang zeigt und giebt, dann ohne Uebergang uns kopfüber auf die irdischen Klippen hinabstürzt! Hinweg mit aller Idealität! Praktische, vom Gebrauch erlaubte Ziele sind mein ganzes Streben geworden. Ich will mich jetzt nur amüsiren, nicht mehr durch die Freude leiden, nichts mehr durch das mindeste Opfer erkaufen; ich werde genießen und mitlachen, nie mitdulden, nie mitsterben! Ich habe meine Lebensgeschichte benutzt, ich habe eine Lehre aus ihr gezogen! Die Geschichte meiner Wanderjahre legt für meine neu erworbene Weisheit ein höchst ehrenvolles Zeugniß ab. Wenn ich je wieder in die Stimmung gerathe, mit dem unseligen Geschlechte zu verkehren, dann sollen Liebschaften im kleinen Style, wohlfeile Abenteuer, ungefährliche Rendezvous meine Losung sein. Wie erbärmlich es sei, es amüsirt und bringt keine Reue, denn wenn alle Teufel dareinfahren, so ist ein anderer Ausgang, als ein heiterer, rein unmöglich. Das lob' ich mir! Das ist sittlich! Frage die Leute!"

„Ist das Dein Ernst?" fragte Wallmerode, „oder redest Du in Ironie?"

„Ironie?" wiederholte Hostiwin. „Du lästerst alle Spießbürger, wenn Du das glaubst! Bei Gott, was ich sage, ist

mein Ernst, und soll es, so der Himmel will, für immer bleiben, seit ich gefunden habe, daß uns Hochgefühle den Tod bringen, die schönen Leidenschaften das Grab graben und nur nüchterne Mäßigkeit dem Leben zuträglich sei. Herunter mit den Schwingen, wenn ich sie noch hätte!"

„Um es Dir offen zu sagen," entgegnete Wallmerode, „ich bin über diese Metamorphose höchst erfreut. Das heroische Zeitalter ist lange vorüber; zeigt sich noch hier und da ein Raubritter, so wird ihm das Handwerk schnell gelegt. Du kannst von Glück sprechen, daß Du bis heute aus allen Affairen mit heiler Haut herausgekommen. Glücklich, wer einen falschen, verderblichen Weg erkennt und noch gute Beine und einiges Taschengeld besitzt, um nach einer sichern Richtung zu wandern!"

Diese letzten Worte sprach er mit einer tiefen Melancholie, denn er hatte ja auch das Glück sein Lebelang versucht, aber es konnte ihm nichts mehr nützen, die Karten zu verwünschen!

„Wir werden auch alt," fuhr Hostiwin, der einen Augenblick in Nachdenken versunken war, fort. „Die Zeit, da es bergab geht, ist beinahe schon da, eine kleine Strecke noch geht es auf der Hochebene hin und plötzlich jäh und abstürzend herunter. Man muß Pläne machen — man muß seine Zukunft regeln — es ist hohe Zeit —" Er dachte einen Augenblick still und ernst nach und fuhr lebhaft, von dem bisherigen Gedanken gleichsam wegspringend, auf: „Wie steht es mit Deiner Culturgeschichte? Du mußt doch seit vier Jahren ein schönes Stück weiter gekommen sein!"

„Ich habe sehr viel geleistet," antwortete Wallmerode, der eben keinen Humor fühlte, mit dieser Lüge zu renommiren. „Doch bin ich hinter meinem Vorsatze weit zurückgeblieben. Die verwünschte Liebe!"

„Liebe?" fragte Hostiwin erstaunt. „Du, der Gelehrte, der Alterthumsforscher, der Held rein literarischer Verhältnisse, Du kannst durch Liebe Zeit verlieren?"

„Scherz bei Seite," meinte Wallmerode. „Ich liebe wahrhaft, von ganzem Herzen, ein für alle Mal — keine flüchtig aufschlagende Flamme — das edle Bedürfniß nach einer zweiten Seele, nach einer Doppelseele!"

Hostiwin lächelte. Der Platonismus im Munde seines

Freundes war ihm so burlesk, daß er nichts zu erwidern hatte.

Wallmerode nahm das übel und sagte:

„Ich sehe Dich noch lange nicht auf dem guten Wege, den Du beschreiten willst, wenn Du auf das Geständniß einer edeln, von den Jahren erprobten Neigung als Antwort nur ein zweideutiges Lächeln findest.“

Hostiwin versetzte mit lautem Lachen:

„Ich finde Deine Bemühungen sträflich, auch mit mir ein Gaukelspiel zu treiben! Ich räume Dir gern einen sittlichen Vorzug vor mir ein, wenn Du Dich darauf capricirst, aber Du darfst mich nicht zwingen wollen, daß ich ganz und gar einen Dupirten vorstellen soll!“

„Bei Dir kann man sich einer solchen Auffassung versehen!“ rief Wallmerode. „Du zweifeltest einst an jeder Tugend bei Frauen, weil Dich die Natur mit unverantwortlich viel Mitteln ausgestattet hatte, sie zu Falle zu bringen. Du zweifelst an jeder dauernden Neigung bei Männern, weil bei Dir alle Empfindungen auf halbem Wege aussterben, weil Du den Rausch suchst und die Pflicht fliehst. Du bist wohl im Stande, für Deine Geliebte das Leben zu wagen, doch unfähig, ihr eine kleine Gewohnheit zu opfern. Das Alltagsleben ist eben keine Reihe von heroischen Momenten, sondern ein mehr oder minder langes Einerlei von gemeinen Sorgen, kleinlichen Entbehrungen, oft kaum nennenswerthen, doch täglich vorkommenden Selbstverleugnungen. Weil Du Dich im Enthusiasmus am stärksten und am wohlsten fühlst, und nur ein großes Feuer Deine angeborene Selbstsucht flüssig macht, schätzest Du die Gefühle der Anderen gering, bei welchen die Leidenschaft ohne namhaften Pomp auftritt und in ruhiger Fortdauer für das Wohl des geliebten Wesens wirkt. Mitten in der Glut Deiner Liebe bist Du vielleicht im Stande, wie ein Gott zu handeln, aber einmal abgekühlt, streift Dein Flattersinn an das Verbrechen!“

Hostiwin antwortete:

„Bei Gott, es ist kein Ausfall, den Du mit Deinen Worten gegen mich machst. Ich glaube, Du schilderst mich wahr; doch bilde Dir nicht ein, daß Du es bist, der den reinen,

edeln Gegensatz zu mir bildet. Meine Liebe ist oft ebenso grausam und zerstörungssüchtig gewesen, wie mein Kaltsinn, aber Beides war jederzeit frei von Heuchelei."

„Hältst Du mich für heuchlerisch?" fragte Wallmerode.

„Nein," sagte Hostiwin, wie Einer, der seine wahre Meinung zurückhält. „Du bist ein Diplomat."

„Das bemühe ich mich zu sein," antwortete Wallmerode und fügte im Tone der Herzlichkeit bei: „Doch es fällt mir nicht ein, Dir Vorwürfe zu machen. Wozu hätte der Mensch Freunde, wenn ihm diese nicht zuweilen den Spiegel vorhalten dürften? Die Wahrheit trennt nur kleinherzige Thoren."

„Du weißt, wie ich das zu nehmen pflege," gab Hostiwin zur Antwort. „Doch zu einem andern Gegenstande. Du sprachst vorhin von Deiner Liebe. Darf man etwas Näheres darüber wissen?"

„Du frägst?" versetzte Wallmerode. „Wer hätte wohl Ansprüche auf Mittheilungen, wenn nicht Du, der vieljährige Freund? Doch ich fürchte beinahe, von Dir, dem Flatterhaften, ausgelacht zu werden, wenn ich nun einen Namen ausspreche, der Dich an längst dahingeschiedene Zeiten erinnern wird. Doch lache mich immerhin aus, daß ich von alten Erinnerungen nicht loskommen kann."

„Ist's die Kismeny?" fragte Hostiwin.

„Sie ist's, ist es noch immer," erwiderte Wallmerode, die Augen mit schwärmerischem Ausdruck nach der Decke richtend. „Vor Jahren warst Du selbst Zeuge, wie sehr ich mich für sie interessirte. Meine Flamme wurde durch den Tod ihres Bruders beinahe eine hoffnungslose. Sidonie verließ Prag, ich reiste in Italien. Drei Jahre vergingen, ohne daß ich etwas von ihr hörte. Da — vor einem halben Jahre erfahre ich den Ort ihres Aufenthalts. Ich schreibe ihr und sie antwortet. Es war die liebenswürdige Frau von ehemals in jeder Zeile, in jedem Worte, in jedem Komma! Ich fühlte, daß sie mich in dieser langen Frist nie vergessen hatte, und der Inhalt des Briefes war ein solcher, daß ein liebedurstiges Herz sich der süßesten Hoffnungen schmeicheln durfte. Ich schreibe wieder, wärmer, bestimmter, sicherer. Lange folgt auf diesen Brief keine Antwort, ich erschrecke, ich male mir das Aergste, ich

durchlaufe alle Qualen, die ein solches Ereigniß in dem Herzen eines Liebenden wachruft. Da tritt ein junger Mann bei mir ein und präsentirt sich mir als Graf Ladislaus Milowitsch, der mir im Namen seiner Schwester einen Brief zu überbringen habe. Zitternd, wie ein junger Bursche, lese ich das Blatt: ja, das sind ihre himmlischen Züge, und ich lese es klar heraus, daß ich ohne Grund gezweifelt, ohne Grund mich geängstigt, ohne Grund unglücklich war. Ich gewann den Grafen während seiner kurzen Anwesenheit sehr lieb, auch er schien an mir Gefallen zu finden, wir schlossen uns eng aneinander an. So kam es, daß er mich einlud, ihn in Hohensprung auf seinem Jagdrevier zu besuchen. Ich sagte zu. Doch noch immer ahnte ich nicht, daß wir uns hier treffen sollen. Erst am Tage unserer Abreise erzählt mir der Graf, daß er vor einem Jahre Deine Bekanntschaft in der Schweiz gemacht und auch auf Deinen Besuch rechnen dürfe. Meine Freude war groß; ich konnte den Tag des Wiedersehens kaum erwarten. Eine Woche ist's nun schon, daß ich hier bin. Ich werde mir in Hohensprung entweder für alle fürdere Lebenszeit die Gewißheit meines Glücks holen, oder erfahren, daß ich für immer resigniren muß. Ich glaube, ich bin fest überzeugt: ich werde glücklich sein!"

„Da gratulire ich Dir," erwiderte Hostiwin. „Sidonie Kismeny ist schön, liebenswürdig. Dazu kommt noch Eins: sie hat Vermögen."

„Vermögen?" wiederholte Wallmerode, indem sein Gesicht sich bemühte, den Ausdruck des Zweifels anzunehmen — „sicherlich nicht viel, nicht viel!"

„Ist Dir das ganz Nebensache?" fragte Hostiwin arglos, da er seinen Freund noch immer für reich hielt.

„Ganz und gar Nebensache," gab Wallmerode mit erhabener Gleichgültigkeit zur Antwort.

„Die Familie Milowitsch ist reich, sehr reich," sagte Hostiwin, „und Sidonie hat auch von ihrem ersten Gatten viel geerbt. Du hast mir übrigens selbst erzählt, was Dir Weikersheim einmal darüber gesagt hat."

„Daran erinnere ich mich nicht mehr," erwiderte Wallme-

robe, „mir sind die näheren Vermögensverhältnisse der Familie völlig fremd. Mein Erscheinen hier und meine Werbung beweist weiter nichts als —

Qu'on revient toujours
A ses premiers amours.“

Er ging an's Fenster und sagte nach einer längeren Pause: „Sidonie ist heut auf dem Schlosse ihres Onkels, des wunderlichen, schwermüthigen Mannes. Dort sitzt sie, während alle Anderen sich freuen! Ich schützte ein leichtes Unwohlsein vor, um nicht bei der Partie sein zu müssen; sie verstand ohne Zweifel meine Absicht, aber es nützt mir nichts — ich sehe sie wohl vor Abend nicht wieder, zur Zeit, wenn auch alle Uebrigen zusammentreffen... Gott! Gott! ich zähle die Stunden, der Vormittag scheint mir endlos — wenn ich doch ein Vöglein wär', an das alte Schloßfenster hinaufflattern und ihr meinen Gruß darbringen könnte!“

Er ging unter lebhaften Gesticulationen im Zimmer herum.

Hostiwin lächelte über seinen alten Freund, den er in dieser seltsamen Schwärmerei gar nicht wiedererkannte, und sagte zu sich selbst: „Das geht doch nicht mit rechten Dingen zu!“

Unter diesen Gesprächen war die Mittagszeit herangekommen. Die ländliche Wirthin erschien mit der Frage, ob sie den Tisch decken könne. Hostiwin lud seinen Freund ein, bei ihm zu bleiben, es ward aufgetragen, und mit Essen und Geplauder vergingen unbemerkt zwei Stunden.

Plötzlich ließ sich das Geräusch eines rasch vorfahrenden Wagens vernehmen. Die Thüre flog auf, und ein junger Mann in einem grauen, steyrischen Jagdrocke, den Hut mit Spielhahnfedern auf dem Kopfe, trat ein. Es war Graf Ladislaus Milowitsch.

„Ein Bote hat mir Ihre Ankunft nach Toos gemeldet,“ rief er, noch mit einem Fuße auf der Schwelle. „Ich fliege hieher, um Sie zu empfangen. Doch was finde ich Sie hier? Die für Sie bestimmten Zimmer stehen ja schon seit Wochen bereit!“

„Ich kam in der Nacht hier an, lieber Graf,“ antwortete Hostiwin, „und wollte Ihnen nicht so plötzlich über den Hals fallen. Ich habe übrigens im Wirthshausbette so trefflich

geschlafen, daß ich die Stunde versäumte, in der ich Sie noch im Schlosse treffen konnte."

Er schüttelte dem jungen Manne die Hände.

„Nun haben wir Sie endlich," sagte Graf Ladislaus, „wir wollen Sie so bald nicht wieder fortlassen. Ich rede nicht nur in meinem eigenen Namen. Sie glauben in die Einsamkeit gekommen zu sein, Sie irren sich, Sie treffen eine Gesellschaft beisammen. Wallmerode hat doch nicht Alles verrathen? Ich weiß nicht, ob man sich auf ihn verlassen kann!"

„Ich habe geschwiegen wie das Grab," erwiderte der Freiherr.

„Dieses Zusammentreffen ist ein Zufall," fuhr der Graf fort, „aber ein herrlicher Zufall. Nur unter der Bedingung der Geselligkeit kann man es in der Wildniß aushalten. Doch kommen Sie, brechen Sie auf und beziehen Sie Ihre Zimmer. Die Gesellschaft wird nicht lange säumen."

Ismael und die Bedienten des Grafen erschienen, um die Uebersiedlung zu leiten.

Sechstes Kapitel.

Bekannte Gesichter.

Als Hostiwin einige Stunden später in den Salon des Landhauses eintrat und die Gruppen der versammelten Gesellschaft mit dem ersten Blicke überflog, erstarrte sein Fuß unwillkürlich. Neben Frau von Kismeny saß van Groote, in einem großen Album blätternd. Graf Palmödy stand sinnend in einer Fensternische, seine Frau Beatrix saß vor dem Piano und Wallmerode wendete, auf der Lauer stehend, die Notenblätter um. Unverhofft und unerwartet in ein Meer von Erinnerungen gestürzt, suchte sich Hostiwin gegen die Eindrücke

zu waffnen; doch auch die Gesellschaft schien bei seinem Eintreten seltsam überrascht zusammen zu fahren.

Nur Wallmerode blieb ruhig und sah Hostiwin lächelnd an.

„Welche Ueberraschung!“ sagte Palmödy.

„Abscheulich,“ rief Frau von Kismeny ihrem Bruder zu, „uns kein Wort von diesem interessanten Besuch verrathen zu haben!“

Beatrix schien etwas sagen zu wollen, aber ihre Lippen murmelten nur Unverständliches.

Während alles dies geschah, gruppirte sich die ganze Gesellschaft um Hostiwin.

„Meine Herrschaften,“ sprach dieser, „unsere Ueberraschung ist gegenseitig. Ich glaubte in ein verlassenes Jagdschloß zu kommen und finde mich in einem Salon bei Bekannten.“

„In der That,“ versetzte Frau von Kismeny, den Blick über die Gäste hinwerfend, „wir sind beisammen und Gottlob noch immer dieselben. Nur hier ist eine Veränderung vorgegangen — ich weiß nicht, ob Sie wissen — —“ Sie zeigte unbefangen auf Beatrix.

„Meine Frau,“ sprach Graf Palmödy scharf betont, doch freundlich, Beatrix vorstellend.

Beatrix senkte lächelnd die Augen.

Es bedurfte keines besonders feinen Sinnes, um den starken Anlauf herauszuhören, mit welchem Palmödy die Worte: „Meine Frau“ sagte, ebenso verrieth sich unter dem Lächeln Beatrix', wie schwer, wie schwül und peinlich das erste Wiedersehen nach jener verhängnißvollen Ballnacht war. Die stattgehabte Katastrophe schien wohl überwunden, konnte aber noch nicht vergessen sein.

Hostiwin, selbst bewegt, mußte seine ganze Kraft zusammennehmen, um den herausfordernden Blick Palmödy's zu pariren. Die Zusammenkunft war so überraschend, so unverhofft, so unerwünscht. Er neigte sich stumm.

Die Gesellschaft placirte sich um den großen Mitteltisch.

Eine Pause entstand. Auch Graf Ladislaus ward von der Verlegenheit, die sämmtliche Anwesenden erfaßt zu haben schien, ergriffen. Er hatte Hostiwin zu sich gebeten, ohne diesem mitzutheilen, welche Personen er auf Hohensprung

finden würde, und hatte später, da er im Allgemeinen wußte, daß Hostiwin seinen Gästen bekannt sei, diesen den Besuch nicht angekündigt, um sie zu überraschen. Er hatte keine nähere Kenntniß von den Beziehungen, die zwischen den Betreffenden hatten bestehen können. Nun erst, da er des gezwungenen Tons im Empfang gewahr wurde, drängte sich ihm der Gedanke auf, daß er durch diese Einführung einen Mißgriff begangen haben könne. Der Umstand, daß er nicht wußte, worin die Differenzen bestünden und wie weit sie gehen könnten, genirte ihn ungemein. Er wollte die nächste Gelegenheit ergreifen, um seine Schwester heimlich zu befragen.

Inzwischen wurde der Thee servirt und Sidonie, welche die Hausfrau machte, brachte wieder Leben in den Kreis. Man unterhielt sich lange Zeit mit Kreuz- und Querfragen, die Antworten der Anderen, wo man gewesen und wie es gegangen, beantwortend. Hostiwin mußte sich verantworten, warum er seine Vaterstadt so lange nicht besucht habe. „Ich bin," entgegnete er, „nur zu oft im Geiste dort. Ich wandere durch die schwarzen, winkligen Gassen und betrete die alte, riesige Steinbrücke. Ich sehe die schwarzen Thürme, die doppelte Reihe der bizarren, phantastischen Bildsäulen vor mir und mir ist, als könnte ich aus dem Gedächtniß jede Gruppe zeichnen. Ich sehe die unter den Bogen rauschende Moldau, die grünen Inseln mit ihren Pappelreihen, die vielthürmige Altstadt, die Kleinseite, eine Stadt von Palästen, wie man sie selten findet, und den ernsten, grandiosen, prächtigen Hradschin. Sehnsucht ergreift mich, das Alles wiederzusehen, ich weiß, es giebt wenig, was schöner ist — und doch fehlt mir seit vier Jahren der Muth, den Ort wieder zu betreten. Ich fürchte, es ginge mir wie dem Menschen, der nach seiner Eltern Tod das Haus, wo er geboren, besuchen will. Er trifft Alles unverändert, er geht die wohlbekannten Treppen hinauf, jedes Bild steht noch auf demselben Orte, aber die Menschen sind nicht mehr dieselben, sie fragen ihn nach seinem Namen und der Hund schnappt nach seiner Ferse."

Niemand antwortete etwas auf die Rede, und Hostiwin durfte es als eine Bejahung nehmen, daß er in seiner Vaterstadt vergessen sei. Er fühlte sich unbehaglich. Bald ergriff

ihn Reue, sich auf gut Glück einer zufälligen Einladung überlassen zu haben, einen Augenblick war es ihm, als er das starre, künstliche Wesen van Groote's und Palmödy's fixirte, wie wenn man ihm in diesen verlassenen, fremden Bergen ein feindliches Rendezvous gegeben habe. Aber zu welchem Zweck? fragte er, blickte dann auf das freundliche, heitere Gesicht Sidoniens, und seine Sorge war zerstreut. Doch gelang es ihm, trotz aller Selbstaufstachelung, nicht, den heitern Gesellschafter zu spielen. Er war so voreingenommen, daß ihm auf Augenblicke aller Gesprächsstoff mangelte und er sich nach dem Nächsten umsah, um einen Gegenstand der Besprechung zu erhaschen. So kam es, daß er den Blick auf die gegenüberstehende Wand warf, an welcher viele Oelgemälde hingen.

„Ei,“ rief er, „welche Gallerie von alten Meistern!“

„Meist Copieen,“ versetzte Graf Ladislaus.

„Doch vortrefflich als solche,“ bemerkte van Groote.

„Und sehr interessant,“ meinte Hostiwin, den die Sache in diesem Augenblicke gar nicht interessirte, indem er aufstand und heranging, um die Bilder näher zu betrachten.

„Der Uriasbrief, nach Ferdinand Bol,“ sprach van Groote, auf das Bild deutend, vor dem Hostiwin stehen geblieben war. „Der König bleich und finster, voll kalter Verstellung, Urias treuherzig. Der Geheimschreiber beißt in die Feder und belauert den harmlosen Feldherrn, ob sich in ihm kein Argwohn rege. Der Gegensatz von Arglist und Treuherzigkeit, Gewissensangst und Ruhe ist trefflich. Der Schüler Rembrandt's ist gewiß fast ebenso groß wie der Meister.“

Hostiwin sagte ein bejahendes Wort und ging von Unruhe getrieben weiter.

„Der Judenkirchhof von Ruysdael,“ sagte van Groote. „Eine vortreffliche Copie!“

„Ja wohl, und zwar die Copie eines der poetischesten Bilder! Das Bethaus in Trümmern, die verfallenen Grabsteine, wildes Gewölk am Himmel und eine Regenfluth, die sich zwischen den Gräbern hinwälzt. Ist es Tag, ist es Nacht? Diese dämmernde Helle, kommt sie vom Mond, wie es scheint, was soll dann der verlöschende Regenbogen im Hintergrunde? Seltsames, phantastisches Bild, eine düstere Elegie!“

„Ich weiß es nicht erst seit heute, daß Sie Bilder verstehen," sagte van Groote. Ein so bitterer Zug stahl sich um Hostiwin's Lippen, daß der Maler das Wort, das ihm entschlüpft war, gleich wieder bereute.

„Der Künstler, der Fremdes so wiederzugeben versteht, muß auch aus sich selbst Großes leisten," begann Hostiwin wieder, der entschlossen war, keine Anspielung zu verstehen. „Haben Sie von ihm keine eigene Composition?"

Da stand Wallmerode auf und sagte, Hostiwin vor ein Oelbild führend, das am Ende der Reihe hing und durch den Schatten, in den es gestellt war, das alte Aussehen der übrigen hatte:

„Nun, nun, was sagst Du zu dieser jugendlichen Marquise?"

„Ein Licht! ein Licht!" rief Hostiwin in exaltirtem Tone und ergriff einen der Armleuchter, die auf dem Piano standen.

Die ganze Gesellschaft sah gespannt und lautlos bald das Bild, bald den Beschauer an. Hostiwin musterte das Portrait, dasselbe rechts und links, von oben und unten beleuchtend, und rief dann:

„So schön, so selten schön, daß sie zum Glück oder zum Unglück nie existirt haben kann!"

Der Kopf der jungen Frau war in der That unirdisch schön, und doch so eigenthümlich, wie ihn die Phantasie nicht erfinden, wie nur die Natur selbst ihn schaffen kann. Es war ein Gesicht, blaß, etwas leidend, von einer zauberhaften, milden Schönheit. Der Blick der großen, braunen Augen war kummervoll und doch heiter, ein Blick, der wie ein Strahl überirdischer Liebe bis zum Grund des Herzens geht, der Mund, eigenthümlich geformt, doch wie um Melodie auszuströmen, — das Haar, rabenschwarz, prachtvoll, weich, war in zwei breiten Massen um das bleiche Gesicht geordnet.

Minutenlang verweilte Hostiwin, den Armleuchter haltend, vor dem Bilde, trat dann einen Schritt zurück und sagte: „Nein, die lebte nie!"

„Und doch!" rief Frau von Kismeny, während Graf Palmödy scharf und höhnisch lachte.

„Wer ist es?" fragte Hostiwin.

„Sie lebt hundert Meilen fern von hier," gab Frau von Kismeny in Folge eines von Wallmerode erhaltenen Winks zur Antwort. „Doch was halten Sie vom Talente des Malers?"

„Ein Genie!" rief Hostiwin, „und, da das Bild nicht weltberühmt ist, ein verkanntes Genie."

Die Gesellschaft sah sich in einer eigenthümlichen Befremdung an.

„Sind Sie's etwa, van Groote?" fragte Hostiwin, der sich die Bewegung nicht anders deuten konnte.

„Leider nicht," war van Groote's Antwort. „Ein Größerer als ich hat das gemalt, ein wirkliches verkanntes Genie."

„Sie bestätigen mein Urtheil!" rief Hostiwin freudig überrascht. „Lebt er noch?"

„Ja, versetzte van Groote mit gedrückter Stimme.

„Wo und wie?" fragte Hostiwin mit lebhaftem Interesse auf's Neue. „Doch wie thöricht frage ich, wie lächerlich! Er lebt elend, kläglich, unselig wie alle Verkannten. Hätte er hunderttausend Gulden von Hause, so wäre das Glück sicher nichtswürdig genug, ihm gleich bei seinem ersten Bilde einen großen Namen zu schenken; da er aber ein armer Teufel sein muß, verdunkeln ihn gewandte Pfuscher, glückliche Farbenkleckser!"

„Sehr wahr!" rief van Groote mit warmer Zustimmung, von der Richtigkeit und Schlagfertigkeit des Urtheils, von der Hostiwin die Probe gegeben, gewonnen. „Es ist eine elende Welt! Ein Zufall, der den Talentvollen hinaufhebt, ist beinahe noch ihre gerechteste Anerkennung. Jedoch — mein Freund ist noch jung und sein Tag kann noch kommen."

„Wie heißt er?" fragte Hostiwin schnell. „Ich wäre stolz, sein Mäcenas zu werden."

„Er heißt," gab van Groote zur Antwort, „Robert Petrowsky, dieser Gesellschaft wohl bekannt. Er ist vor ganz kurzer Zeit erst von hier geschieden."

„Petrowsky!" widerholte Hostiwin erstaunt. Die Scene in der Nachbarstube des Gasthofes zum Schwan in Luzern ging ihm durch den Kopf, ohne daß er auf sie anspielen konnte.

„Petrowsky ist vorigen Montag abgereist," nahm Graf Ladislaus das Wort. „Van Groote hat ihn ein Stück Wegs

begleitet — er wollte nach Paris gehen. Liebe Schwester," sprach er zu Sidonien gewendet, „wo ist die Farbenskizze?"

„Ach ja," erwiderte Frau von Kismeny und sprang auf, um das Bild zu holen.

„Da finden Sie," sprach Graf Ladislaus zu Hostiwin weiter, „unsere ganze Gesellschaft beisammen. Freund Wallmerode und ich kamen eben noch zur rechten Zeit an, um mitzufiguriren."

Frau von Kismeny kam mit einer großen Leinwand, Hostiwin rollte sie auf.

Die Skizze, in Oelfarben gemalt, stellte die Gesellschaft des Schlosses dar, wie sie auf einem Streifzuge durch die Berge der Umgegend sich zur Mittagszeit in einem schönen geschlossenen Thale, unter dem herbstlichen Laubdach gelagert hatte. Der Künstler hatte die Personen auf's Lebenvollste zu gruppiren verstanden, die Aehnlichkeiten waren treffend. Die an den Aesten schwankenden Hüte und Schirme der Damen, die abgehetzten, aus der Quelle trinkenden Hunde im Vordergrunde, der Bediente mit dem Speisekorb zur Hälfte hinter einem Erdhügel verborgen — jedes Detail, wenn auch noch so rasch hingeworfen, war voll Charakter.

„Das Ganze ist eine unvollendete Untermalung," sagte van Groote, „da sieht man aber auch, was eines Meisters Skizze ist! Das Wesentliche ist wie mit einem Zauberschlage hingestellt, selbst die volle Farbenwirkung ist da, alles Nebensächliche ist nur angedeutet und doch vorhanden. Anderes macht man einem Meister nach, solch' eine Skizze nicht. Es hätte ein schönes Bild gegeben, aber er wollte es nur als Scherz verstanden wissen und warf nach wenigen Stunden den Pinsel wieder hin."

„Ein Genie!" sprach Hostiwin wieder. „Die Aehnlichkeit seiner Portraits ist außerordentlich und der Eindruck, so sehr auch das Ganze ein Gelegenheitsstück und eine Improvisation ist, echt künstlerisch. Vor Allem bewundere ich die psychologische Feinheit, mit welcher der Künstler die Stellung der Personen aufgefaßt hat. Es ist eine beinahe dramatische Exposition und orientirt den Beschauer, der hier nicht zu Hause ist, mit einem Male."

„Aus mir," rief Wallmerode unwillig herüber, „hat der Mensch unbestreitbar eine Carricatur gemacht! Ich könnte ihn auf Ehrenbeleidigung klagen!"

„Es ist wahr," sagte Hostiwin, „Du siehst mißvergnügt drein. Soll ich Dir sagen, welche Gedanken auf Deinem Gesichte geschrieben stehen? „Welche seltsame Lust der Menschen, in der Mittagshitze Höhen zu ersteigen, um dann die müden Glieder auf Wurzeln und Gestein zu strecken! Gebt mir ein Fauteuil in dieser Wildniß!" Von den Speisen, die der Diener dort im Korbe trägt, erwartest Du zwar einigen Trost, verstohlen schielst Du nach ihnen hinüber. Dieser Korb ist in der göttlichen Landschaft das Einzige, was Dich interessirt."

„Das ist Verleumdung," rief Wallmerode. „Ich sitze neben Frau von Kismeny. Mein Geist sinnt noch über ein schönes und sinniges Wort, das sie soeben gesprochen. Die Vieldeutigkeit des Ausspruchs versetzt mich in einen Sturm von Aufregung und ich frage, schüchtern nach ihr hinübersehend, ob ich das Wort mir zu Gunsten deuten darf."

„Frau von Kismeny," erwiderte Hostiwin, „scheint eher mit Herrn van Groote im Gespräch gewesen zu sein. Während Du den Vordergrund einnimmst, liegt dieser auf der andern Seite des kleinen Hügels, aber Sidoniens Kopf ist zu ihm gewendet und sie scheint zu sagen: „Warum immer so traurig, guter van Groote? Sehen Sie doch, wie mein Mund nicht müde wird, den ganzen Tag über zu lachen!"

Eine Pause trat ein, Hostiwin war noch immer mit dem Bilde beschäftigt. „Was die Frau Gräfin Palmödy betrifft," begann er wieder, „diese mindestens kann sich über den Maler nicht beklagen. Dieser hat ja eine wahre Verklärung über sie ausgegossen! Das gedämpfte Sonnenlicht bricht gerade über ihrem Haupt herein und spielt in ihrem Haar, die Blumen blühen um sie herum, und damit wir die Züge noch einmal sehen, sind sie im klaren Quell wiederholt! So viel Aehnlichkeit, so viel Poesie in der Auffassung! Doch -- diese Gestalt, auf's Gras gelagert, den Kopf auf die Hand gestützt, ist wohl der Maler selbst?"

„Ja wohl," erwiderte van Groote.

„Eine düstere Gestalt, ein Kopf von verzweifeltem, beinahe unheimlichem Ausdruck!" sagte Hostiwin. Alles fiel ihm klar wieder ein, was er in Luzern gehört, der Strom von Liebesklagen, von Vorwürfen gegen Welt und Schicksal. Er brachte plötzlich die mit so offenbarer Vorliebe ausgeführte Figur der Beatrix mit dem Unglück des Künstlers in Verbindung und hätte gern weiter gefragt, aber ein Etwas, das sein menschenkundiger Blick von den Mienen und der Haltung der Anwesenden ablas, sagte ihm, daß ein längeres Verweilen auf diesem Gegenstande Allen unerwünscht sei. Er schwieg.

Sidonie hatte inzwischen das Bild zusammengerollt und einen Blick auf die Uhr geworfen, als ob die Stunde schon da sei, in welcher die Gesellschaft auseinander zu gehen pflege. Hostiwin trug die Lichter zurück und sagte, wie zum Fortgehen bereit, zu Ladislaus:

„Ich bedaure, daß ich nicht heute schon die Bekanntschaft Ihres Onkels, des Grafen Demetrius, habe machen können."

„Er ist von Ihrer Ankunft noch nicht in Kenntniß gesetzt worden und pflegt des Abends höchst selten von seinem Schlosse herabzukommen," erwiderte Sidonie. — „Morgen aber —"

Hostiwin verbeugte sich stumm.

In diesem Augenblicke trat Sirvas, der Lakai des Grafen Ladislaus ein, näherte sich van Groote und flüsterte diesem leise einige Worte zu. Dieser verhehlte eine große Aufregung nicht und verließ den Salon. Die Gesellschaft, die beisammen stand, sah dem Abgehenden nach.

„Wohin ist van Groote gegangen?" fragte Sidonie.

„Wenn Sie befehlen," sagte Wallmerode diensteifrigst, „will ich gleich Erkundigungen einziehen."

„Nein, nein, bleiben Sie," erwiderte die junge Wittwe. „Er liebt nicht, daß man sein Kommen und Gehen beobachte. Er wird wohl gleich wiederkommen."

Man plauderte weiter. Graf Ladislaus äußerte, daß man in den nächsten Tagen, um Hostiwin's Ankunft zu feiern, eine größere Jagd abhalten wolle. Die Vorbereitungen dazu sollten schon morgen getroffen werden, auch die Gegenwart

der Damen würde bei der Partie erwünscht sein. Alle sagten zu. Da erschien van Groote wieder.

„Sie scheinen mich Alle zu fragen,“ sagte der Maler im Eintreten, „was es gebe? Etwas, das uns eigentlich nicht allzusehr überraschen sollte. Petrowsky ist wieder da!“

„Petrowsky ist wieder da?“ scholl es wie aus einem Munde.

„Ja, er ist wieder da,“ antwortete van Groote, „und, wie es scheint, aufgeregter als je. Den Kopf verbunden, den Malerkittel über dem Rock, ohne Gepäck, nur mit dem Stock, den Sie Alle kennen, zwischen den Füßen, sitzt er unten in der Hausflur. Plötzlich, ohne Grund, den er angeben kann, hat er die Reise nach Paris aufgegeben und ist von Schaffhausen zu Fuß hieher zurückgekommen.“

„Zu Fuß?“ riefen Mehrere gleichzeitig.

„Zu Fuß, trotz seiner leidenden Gesundheit!“ seufzte van Groote.

„Räthselhaft!“ rief Sidonie.

„Und warum zeigt er sich nicht?“ fragte die Gräfin Palmödy.

„Aus einer begreiflichen Scheu, wie man ihn aufnehmen werde,“ versetzte van Groote.

„Ich bin höchst gespannt,“ rief Hostiwin, „ihn kennen zu lernen!“

„Er ist eine überreizte Natur, mit der man Nachsicht haben muß,“ sagte Beatrix. „Wie anders soll man seine Handlungsweise beurtheilen, als die eines Kranken?“

„Haben auch Sie Nachricht mit ihm, Graf,“ bat van Groote, zu Ladislaus Milowitsch gekehrt. „Petrowsky ist krank. Lassen Sie ihn heute Nacht unter Ihrem Dache von seiner furchtbaren Wanderung ausruhen. Morgen werden wir Alle und er selber die Sache ruhiger ansehen. Da wird es sich auch zeigen, ob für ihn eine Beschäftigung gefunden werden kann, die seine Gedanken ableitet und bindet und sein Gemüth beruhigt.“

Graf Ladislaus neigte das Haupt, ohne ein Wort zu sagen. Hostiwin warf noch einen langen, langen Blick auf das Bild der bleichen jungen Frau mit den dunkeln

Haarmassen und entfernte sich langsam. Er merkte, daß die Ankunft Petrowsky's als ein Ereigniß gelte, aber als kein erfreuliches. Kurz darauf ging die Gesellschaft auseinander.

Siebentes Kapitel.

Robert Petrowsky.

Alles war im Schlosse bereits zur Ruhe gegangen, nur van Groote saß noch auf seinem Zimmer mit dem Neuangekommenen zusammen. Ein paar Gläser und eine Krystallcaraffe mit dem rothen Weine Südtyrols standen auf dem Tischchen, das van Groote an den Kamin gerückt hatte, der Maler saß im Lehnstuhl, das Gesicht den Flammen zugekehrt, und wärmte sich. Aber seine starren Züge thauten nicht auf und nichts in seinem Gesichte sprach von dem behaglichen Gefühl, das sonst einen Wanderer überkommt, der nach einer langen Wanderung in rauhem Herbstwetter wieder bei einem gastlichen Herde sitzt.

Robert Petrowsky war erst achtundzwanzig Jahre alt, sah aber aus, als ob er schon in den Dreißigen stehe. Seine Gestalt war hoch und hager, sein Gesicht von slavischem Ausdruck — er war in Krakau von einer polnischen Mutter geboren — war eckig, hart, farblos, wie verwittert. Seine Stirn, über die das schwarze, schlichte Haar lang herabfiel, war mittelhoch, aber zwei trotzige Hügel über den Augen zeugten von Verstand, Blick in die Dinge, nachhaltiger Kraft. Die Nase, in der Mitte gehoben, war fein gespitzt, das Auge hatte einen bohrenden Blick und das concentrirte Feuer eines Menschen, dessen Gedanken alle auf einen Punkt gerichtet sind. Der festgeschlossene Mund, von einem langen Schnurrbarte

überschattet, das Kinn, energisch vorgeschoben, sprachen von Willenskraft. Aber feindseliger Trübsinn, Unmuth, Melancholie und Bitterkeit waren auf diesen frühgealterten Zügen wie mit einem Grabstichel eingegraben.

Verwittert und verkommen wie das Gesicht war die Kleidung des Malers. Aber er trug sie stolz, nachlässig — sie paßte zu ihm. Ein schwarzer Sammtrock, bis oben zugeknöpft, umschloß seine Gestalt, der schmale Hemdkragen war zurückgeschlagen, ein rothseidenes Tuch, dessen Zipfel durch einen Ring, einen einfachen Reif mit einer grünen Gemme, liefen, nachlässig um seinen Hals geschlungen. Ein Beinkleid von grauem Tuch und Schuhe mit schwarzen Gamaschen vervollständigten seinen Anzug. Ein breitkrämpiger, weißer Filzhut lag abgeworfen auf der Erde.

Die Uhr zeigte Mitternacht, die Lichter waren längst unten im Dorfe erloschen, die Nacht sternenleer. Von Zeit zu Zeit kam ein Windstoß, der die alten Lindenbäume schüttelte, ein paar schwere Regentropfen schlugen an die Fenster — dann war Alles wieder still.

Van Groote hatte sein Gegenüber lange stumm betrachtet. Er sah den Verfall in diesen Mienen, und das zerschnitt sein Herz. Er erkannte in Petrowsky einen Größeren als er selbst, aber in das Gefühl der Achtung, das er für den Maler Petrowsky im Herzen trug und das beinahe der Verehrung eines Schülers für den Meister gleichkam, mischte sich das Mitleid für den Menschen Petrowsky, einen Charakter, dem, wie es schien, nicht zu helfen war, und der, wie einem unabwendbaren Naturgesetz verfallen, rasch und unaufhaltsam der Tiefe zurollte. Es schien diesem großen Talent für ewig versagt, sich mit der Welt, wenigstens mit der Welt von heute, in einen fruchtbaren Rapport zu setzen, und dazu trat materielle Noth, ein verzehrender, lähmender Mißmuth und eine durch inneres Leiden untergrabene Gesundheit. Vor zwei Wochen hatte er Petrowsky zum letzten Mal gesehen, und er schien ihm wieder dem Grabe um eine weite Strecke näher zu sein.

„Du schweigst, mein Robert," sagte van Groote endlich, „und trinkst auch nicht mehr. Auf Deinem Gesichte liegt

eine tiefe Ermüdung. Willst Du Dich nicht niederlegen? Im Nebenzimmer ist Alles bereit.“.

Petrowsky erwachte aus seinem Brüten, seufzte tief auf und sagte in abgerissenen Sätzen:

„Stör' ich Dich? Geh Du schlafen. Mein Geist ist noch immer auf der Wanderung und kann nicht rasten. Der Wind braust, der Wildbach tost unter mir, die Brücke zittert. Ich muß erst ruhiger werden, und das werde ich immer nur lange nach Mitternacht. Doch da brauche ich Niemand, wenn ich in die Kohlen starren kann.“

„Hast Du Lust zu wachen, so bleibe auch ich auf,“ erwiderte van Groote. „Du bist gewandert, nicht ich.“

Eine lange Pause trat ein, die nichts unterbrach, als das Hin- und Hergehen des Pendels und ein paar Windstöße, die das Laub von den Bäumen unter den Fenstern wegfegten.

Van Groote, entschlossen, so lange zu wachen, als es Petrowsky gefiele, schenkte seinem Freund ein und leerte selbst sein Glas.

„Weißt Du, was gut wäre?“ fragte der Maler, plötzlich wieder auffahrend.

„Nun?“ meinte van Groote.

„Wenn ich vergehen könnte, wie Dies!“

Er schüttete den Inhalt des Glases, das vor ihm stand, auf die glühenden Kohlen, daß sie aufsprühten und ein weißer Dampf emporquoll, und fuhr fort:

„Könnte ich so vergehen, dann schlösse ich die Augen und fiele bald Niemandem mehr zur Last, nicht Dir, nicht Ladislaus. Glaub' mir, ich bin ungern Irgendwem lästig, am wenigsten Jenen, denen ich wohl will, meinen Freunden.“

„Du bist uns nicht zur Last, nicht mir, nicht Anderen,“ tröstete van Groote.

„Doch, doch!“ entgegnete der Maler. „Ich liege lange schon auf Dir wie eine Bürde und mein Unkengesang muß Dir schon unangenehm sein. Es ist schwer, mein Freund zu sein, ich erkenne es. Ich sollte eigentlich in eine Höhle gehen und dort für immer ausschlafen. Ihr glaubtet meiner ledig zu sein, da bin ich wieder. Und sieh das Verhängniß! Als

ich fort war, da konnte ich den Gedanken nicht ertragen, hinauszugehen in die Welt, fort von Dir. Ich kehrte um. Und was fühle ich hier? Daß ich eigentlich in diesen Mauern unmöglich bin."

„Ich glaube in der That, daß Du Unrecht gethan hast, hieher zurückzukommen," erwiderte van Groote. „Wir sehen Dich hier seit Monaten schon in einem Zustande der Exaltation und der Unruhe, die Dich zum Krankenbette führen wird, wenn nicht in's Grab. Was bist Du nicht nach Paris gegangen, wie an dem Morgen nach dem Tage von Luzern zwischen uns beschlossen ward? Die Mittel hattest Du zur Reise, auch die Mittel, ein paar Monate in Paris zu leben. Neue Eindrücke hätten Deine Gedanken von dem ewigen Gegenstand Deines Kummers abgeleitet, Du hättest das gefunden, was Dir so Noth thut, was Dich einzig retten kann, Zerstreuung —"

„Mich kann nichts zerstreuen," rief Petrowsky. „Ich würde trauriger auf den Boulevards herumgehen, als der Herr zu Gethsemane. Mein Denken ist gestellt auf ein furchtbares Entweder — Oder, und außer diesem ist nichts für mich da. Ich will endlich einen Lohn meiner Thätigkeit sehen, oder nicht mehr sein."

„Ungeduldiger!" rief van Groote, „kann der Ruhm auf einmal kommen? Kannst Du eines Morgens erwachen und plötzlich berühmt sein? Nur dem stätigen, dem beharrlichen Streben kommt der Lohn. Ist der Künstler nicht anmaßend, wenn er frei sein will vom Leiden der Welt, das so viel tausend Andere neben ihm bescheiden tragen? Sich mühen und abkämpfen, um sein Brod zu finden, ist das Loos der Mehrzahl. Wohnen nicht tausend talentvolle, arbeitsame Leute in Dachkammern, während reiche Charlatane im Wagen fahren? Wer ist der Künstler, daß er die Welt des Undanks zeiht, weil sie ihn nicht gleich erkennt? Sind Andere beharrlich, vorsichtig, geduldig, muß er es auch sein. Sein Leben und seine ganze Natur beschwören die Logik aller Thatsachen, den Triumph, wie die schmachvolle Niederlage von selbst herauf. Die Schifffahrt ist lang und mühevoll, die Stürme drohen, und doch muß man das Ruder in der Hand behalten."

„Wie lange denn?“ rief Petrowsky. „So lange warte ich schon, wie lange soll ich noch warten? Ich bin ja doch nur ein Mensch, kein Block, kein Fels von Granit, daß die Wogen ewig an ihm fressen können. Wer so fest in der Siegeszuversicht war wie ich, und dahin kam, über sich selbst die Hände zu ringen, der kehrt das entmastete Schiff nicht um, er sprengt es in die Luft. Columbus wollte umkehren, wenn in drei Tagen kein Land zum Vorschein käme, ich stellte mir immer neue Fristen, nicht drei Tage nur, drei Jahre und abermals drei Jahre! Kein Land erscheint, kein Hoffnungsstreif am Horizonte. Hinab, hinab! Wie lange soll ich noch dulden und darben? Wie lange soll noch der Geier an mir fressen? Wer ertrug das, was ich täglich ertragen muß, und brach nicht in Verzweiflung zusammen?“

„Du hast doch schon Manches erreicht, Du bist nicht unbekannt, wer Dich kennt, achtet Dich —“ tröstete van Groote.

„Ja, achtet mich!“ rief Petrowsky bitter. „Schon jahrelang wandert mein großes Bild, das „Gastmahl des Pompejus“, in allen Städten umher. Tausende haben es gesehen, was hab' ich davon? Hätte mich die Natur zu einem begnügsamen Pfuscher gemacht, mir wäre besser! Ich hätte Blumenmaler in einer Porzellanfabrik werden und mir mit meinen Pinseleien jährlich Tausende verdienen können. Ich hätte auch in anständigen Bürgerfamilien Zeichenunterricht ertheilen können. Mancher malt Schilder und ernährt damit Weib und Kind. Was bin ich, van Groote? Ich, der mit Correggio rufen möchte: Auch ich gehöre zu Euch! Ich lebe von Almosen — ich bin —“ er schluchzte die Worte hervor, „ich bin ein Bettler!“

„Du entstellst Alles, um Dir selbst Hiebe zu versetzen,“ erwiderte van Groote. „Es ist wahr, jedes Mißgeschick verfolgt Dich, aber Du bist noch jung, Du hast Genie, es wird sich Alles lösen!“

„Ja, es wird sich Alles lösen!“ jammerte Petrowsky, „aber nicht hier auf der Erde, unten, im Grabe.“

Er stand auf und ging mit raschen Schritten eine Weile im Zimmer umher.

Dann blieb er stehen.

„Ich möchte wirklich weinen!“ sagte er mit vor Schmerz gebrochener Stimme, „bittere Thränen weinen über mich selbst! Ich kann es noch nicht! Ich fühle mich vor mir selbst gedemüthigt — ich vermisse meinen Stolz, und mein Stolz war mein Rückgrat — doch will keine erleichternde Thräne kommen, nicht eine!“

Er verhüllte sein Gesicht mit den Händen.

„Werde ruhiger und höre mich an,“ sprach van Groote milde. „An geschichtlichen Beispielen muß man sich aufrichten, wenn rings um uns nichts ist, dem wir als Muster nachblicken können. Ich las dieser Tage Mozart's Biographie und an die zwanzig seiner Briefe. Die Zeit meinte von ihm: er sei kein Talent, noch viel weniger ein Genie, er besitze aber viel äußerlich Bestechendes und, durch den Effect, den er damit zu machen wisse, Neues. Er selbst sagte kurz vor seinem Tode: Jetzt, da ich beinahe so viel habe, um zu leben, muß ich sterben! Ach, was würde ich jetzt, nicht mehr von Nahrungssorgen verfolgt, leisten, jetzt, da ich ganz meinem inneren Triebe folgen dürfte! Bisher habe ich nur auf Bestellung und um zu leben gearbeitet. — Diese Worte sagen, wie es um die Anerkennung steht, und sind auch psychologisch wichtig. Ein Genie wie Mozart fühlte sich unbefriedigt von dem, was eben hinreichte, ihn zu einem der ersten Meister zu machen! Das ist des Künstlers Erdenwallen, ein Beispiel aus tausenden, und mag Die beruhigen, die an dem Fluch der Zeit leiden. Man sage, was man will, ein Genius ging noch nie zu Grunde. Es mag kommen, was da will, der Genius hilft sich durch eigene Sprießkraft.“

„Woher weiß man das so genau?“ fragte Petrowsky heftig. „Weil uns die Geschichte nur die Namen Derer aufbewahrt hat, die aus den Kämpfen hervorgegangen? Hat man die Schädelstätten untersucht, auf denen Heroen zu Grunde gegangen? Hat man die Golgathas beleuchtet? Hat man in die Abgründe hinabgesehen, in denen zerschmetterte Sterne dampfen? Ich sage Dir: es sind mehr Genies elend untergegangen, als ihrer am Leben geblieben, denn die Mehrzahl der Menschen wird ja in Armuth geboren — ja der Untergang ist ihr normales Verhängniß. Ist nicht mit Grabbe

ein Himmelslicht erloschen? Vulkane müssen veraschen, wenn das Meer fort und fort an ihnen frißt. Wie manches Leben hat der Tod in seiner Blüthe hinweggerafft, und was vom Physischen gilt, sollte das nicht auch vom Geistigen gelten? Und wenn ich auch verurtheilt bin, namenlos und unbekannt in's Grab zu steigen, es war doch etwas in mir, was verdient hätte zu leben. Leider wirst nur Du davon wissen, nur Du!"

„Nein, nein, nicht ich allein, wenn Du Muth behältst," erwiderte van Groote. „Der Funke des Genies zündet doch endlich und wirbt Freunde, wofern es sich nicht selbst aufgiebt. „Vielleicht" — er sagte es, und ein plötzlicher Strahl der Freude fiel über sein mildes Gesicht — „vielleicht kann man jetzt schon sagen: Petrowsky, Dein Retter ist da!"

„Mein Retter?" rief Petrowsky. „Wo wäre der?"

„Ich sah noch heute," sagte van Groote, „wie Dein Talent zu wirken vermag. Ein Fremder, der sich hier auf dem Schlosse befindet, sah das Portrait im Salon. Begeistert rief er, als er es gesehen: Ich wäre stolz, der Mäcen dieses Mannes zu werden!"

„Eine Aufwallung!" sagte Petrowsky. Er saß wieder da, das Gesicht auf den gekreuzten Armen, und es war ungewiß, ob er nicht die erleichternde Thräne gefunden.

Van Groote ging in der Stube auf und ab und blieb zu wiederholten Malen vor dem so Hingelagerten stehen. Dieser raffte sich endlich auf und fragte mit matter Stimme:

„Wie heißt der Mann?"

„Freiherr von Hostiwin."

„Hostiwin?" rief Petrowsky. „Das ist doch nicht derselbe, der in Deine Geschichte verflochten war?"

„Derselbe," erwiderte van Groote.

„Er ist hier?"

„Hier auf Hohensprung."

„Und Ihr fallt nicht über einander her?" rief Petrowsky. „War er nicht der Verderber Deiner Cilly — Du hast mir einst die Geschichte erzählt — doch Du weißt — ich bin so vergeßlich — wie war doch die Sache?"

„Er hatte sie entführt, ich glaubte sie todt. Ich fand sie auf seinem Schlosse und brachte sie zu ihrem Vater zurück."

„Sie starb doch später — oder verschwand?" fragte Petrowsky. „War dieser Hostiwin nicht wieder Schuld an ihrem Ende?"

„Nein, das nicht," erwiderte van Groote. „Laß Dir kurz erzählen: ich hatte die Geliebte ihrem Vater übergeben, und er nahm sie mit fort. Ich hörte nichts mehr von Beiden. Im nächsten Jahre ließ es mich nicht ruhen, ich reiste nach Traunkirchen, dem Orte, in dessen Nähe sie wohnten. Was hörte ich? Der Vater war todt, das Mädchen und ihr ehemaliger Freier verschwunden, der Bruder war weggezogen — Niemand wußte wohin? Lebt Cilly noch? Ich weiß es nicht. Gewiß ist nur, sie ist so todt für Hostiwin wie für mich."

„Und er ist doch ihr Verderber!" rief Petrowsky. „Und ihr Verderber soll mich retten? Schlimm, schlimm, wenn Du keinen andern Retter für mich weißt!"

„Ich will ihm Alles verzeihen, wenn er sich Dir hülfreich erzeigt," rief van Groote. „Seh' ich ihn an, wie er jetzt dasteht, ernst und düster, so schwindet jeder Haß. Ja, versöhnen will ich mich mit ihm, wenn er Dein Freund wird. Halb war ihm mein Herz bereits gewonnen, als er so begeistert von Dir sprach."

„Du bist der Edelste der Menschen!" rief Petrowsky. „Du bist ebenso gut als groß und hast ebenso viel Herz wie Genie. Es ist mir noch Keiner begegnet auf der weiten Erde, so neidlos, so edel, so milde, so hülfreich und menschlich wie Du! Wenn ich Dich nicht kennte und man mir sagte: Ein Solcher lebt irgendwo! ich würde mich aufmachen und in jeder Bucht und jeder Palmenhütte nach ihm fragen. Möchte das Glück Dir tausendfach vergelten, was Du an mir seit Jahren gethan! An Dich will ich mich halten und Alles tragen, weil Du mein bist."

Er drückte dem Freunde in einer Exaltation der Freundschaft, die bei ihm selten war, beide Hände und sagte dann lebhaft:

„Ich bin bei Dir! Nun komme, was da wolle! Mir ist

doch wohler, in Hohensprung zu sein. Selbst der Tod wäre hier besser als anderswo."

Er stand auf.

Die Freunde gingen auseinander. Van Groote begab sich in den Alkoven, Petrowsky in das Nebenzimmer.

Die Thurmuhr im Dorfe hatte Zwei geschlagen.

Achtes Kapitel.

Auf dem alten Schlosse.

Am andern Morgen begab sich Hostiwin etwas spät in den Salon, wo ihn das Frühstück erwartete. Er hatte sich eben an den Tisch gesetzt, als Wallmerode eintrat.

„Ich komme, Dir Gesellschaft zu leisten," sagte dieser, indem er sich neben seinen Freund hinsetzte. „Alle, bis auf die Kismeny, haben eine Morgenpromenade gemacht. Diese läßt Dir sagen, daß sie Dich heute im alten Schlosse vorstellen wolle."

„Es ist mir sehr gelegen, daß Du kommst," erwiderte Hostiwin. „Mir ist hier seltsam zu Muthe. Erkläre mir nur, wie Palmödy und van Groote hieherkommen! Ich gestehe Dir, daß wenn ich gewußt hätte, diese Leute hier zu finden, ich nimmermehr diesen Ausflug unternommen haben würde. Wußtest Du davon?"

„Kein Wort, ehe ich diesen Ort betrat," gab Wallmerode zur Antwort, „es überraschte mich wie Dich. Ich begreife übrigens nicht, wie ein sonst so kriegerisch gestimmter Mensch wie Du vor Palmödy zurückweichen und gar vor dem unbedeutenden van Groote fliehen möchte. Ha, ha!"

„Es ist mir blos lästig," warf Hostiwin hin. „Ich komme nicht hieher, um mich an Leuten zu reiben."

„Dahin kommt es nicht!" versetzte Wallmerode. „Ich kann Dir übrigens den Trost geben, daß Palmödy heute oder morgen abreist."

„Dann bin ich's, der ihn forttreibt," sagte Hostiwin, „das ist mir ebenfalls unangenehm."

„Du irrst, er geht, weil ihn Geschäfte abrufen," antwortete Wallmerode.

„Und Beatrix?" fragte Hostiwin.

„Bleibt hier," sagte Wallmerode. „Du wunderst Dich? Ja, ein Ehemann hört auf eifersüchtig zu sein; der Besitz giebt ein verblendetes Vertrauen. Im Uebrigen hat Palmödy nicht Zeit an Herzenssachen zu denken. Wie ich weiß, liegt er in einer bösen Finanzkrise. Ein übertriebener Luxus hat ihn ruinirt. Ein Verschwender und Spieler war er immer, wir kennen ihn ja von diesen beiden Seiten."

„Was Du da sagst!" rief Hostiwin erstaunt. „Hat ihn auch die Ehe nicht vor dem Spiele geschützt?"

„Spieler," meinte Wallmerode, „wahre Spieler hören nicht früher auf, als bis sie keinen Heller zum Einsatz haben. Eine psychologische Beobachtung, die ich dem Leben abgelauscht habe!"

„Sehr wahr," versetzte Hostiwin, seinen Freund scharf anblickend. „Doch warum dies traurige Thema schon heute? Zeige mir den Petrowsky, den muß ich kennen lernen."

„Der wird Dich noch genug belästigen," sprach Wallmerode, der von seiner eigenen Bemerkung über Spieler ganz verstimmt war. „Petrowsky ist ein wüster, wilder, unsinniger Gesell, an dem Niemand ein Gefallen haben kann. Höre einmal", fuhr er nach einigem Zögern und Sinnen mit einem eigenthümlich lasciven Lächeln fort, „gedenkst Du diese grandiose Staffage von Bergen und Thälern, Almen und Wasserfällen durch keine Liebe zu beseelen? Soll Hohensprung eine todte Landschaft für Dich bleiben, oder in Deiner Erinnerung ein Arkadien werden?"

„Was meinst Du?" fragte Hostiwin, „und worauf zielst Du?"

„Nun," meinte Wallmerode, als glaube er, Hostiwin wolle mit seiner Absicht hinter dem Berge halten, „ist nicht Bea-

trix hier? Sagte ich Dir nicht, daß sie allein zurückbleiben wird?"

„Vorüber!" rief Hostiwin, „ich bin ein Anderer geworden."

„Noch immer eine herrliche Person!" sagte Wallmerode mit Extase.

„Laß mich in Frieden!" antwortete Hostiwin mit einer entschiedenen Handbewegung.

„Bist Du es nicht, der ihr den Krieg erklärt," versetzte Wallmerode „so ist es ein Anderer. Mir ist von einem Vetter erzählt worden, der schon zweimal Palmödy's Schulden getilgt hat. Aus lauterer Großmuth thut das Keiner, und das sollte sich auch Palmödy denken können."

„Du bist mißtrauisch und verdächtigst mit einem Worte drei Personen," erwiderte Hostiwin. „Ich habe Palmödy nie gekannt, und ihn in Homburg mit hunderttausend Francs gerettet. Welche Nebenansicht willst Du dabei herauswittern?"

„Allerdings," meinte Wallmerode, sich die Stirn reibend, „eine Geschichte, die ohne Sinn, ohne Logik, wenn Du willst, genial war!"

„Das Leben wäre entsetzlich," rief Hostiwin, „wenn Alles nach arithmetischen Berechnungen vorgenommen würde und jede That im Verhältniß zu der sie provocirenden Ursache stehen müßte. Die sogenannt „zureichende Ursache" ist nicht immer eine logische. Wäre sie's, dann wäre das Leben und das Menschenherz nicht so oft ein Räthsel. Dann wäre aber auch die Liebe unbegreiflich, Großmuth nicht vorhanden, und der Haß und die Freundschaft müßten, einmal angefacht, in unaufhörlicher Ausdehnung wachsen. Warum sollte es ein solcher Unsinn sein, wenn man eine Hand voll Gold aus guter Laune ein oder das andere Mal aus dem Fenster schleudert? Du hältst Dich darüber auf, doch gottlob, Du hast nicht immer mit solcher Logik gehandelt."

Frau von Kismeny's Erscheinen brach das Gespräch ab. In einer einfach eleganten, aber höchst coketten Toilette kam die junge Wittwe herein, so wohlerhalten, so jugendlich heiter wie ein in ihrer Blüthe stehendes Mädchen. Wallmerode den Rücken kehrend, drückte sie ihre Freude über Hostiwin's Ankunft mit einer naiven Bewegung aus. Es schien,

als hätte sie ihre Gefühle gestern in Gegenwart der Gäste dämpfen müssen. Aergerlich und neidisch sah Wallmerode zu.

„Liebster Baron," sagte sie zum Schlusse zu Hostiwin, „ich werfe nur eine Mantille um, und wir fahren in's Schloß zum Onkel."

Sie schoß wieder zur Thüre hinaus.

„Bei Gott," sagte Hostiwin, als Beide allein waren, „bisher war mir im Hause so frostig! Dieser Empfang erwärmt mich. Es fehlte wenig, und sie hätte mich umarmt!"

„Bilde Dir das nicht ein!" antwortete Wallmerode, im Innern der Sache beistimmend. „Du bist von den Frauen so verwöhnt worden, daß man Dir die Eitelkeit verzeihen muß."

„Nun, Freund!" versetzte Hostiwin, „Du fassest die Sache höchst plump auf. Doch das ist nicht die rechte Bezeichnung. Ich muß vielmehr sagen, Du betrachtest es wie ein gequälter Liebhaber."

„Spaßig!" rief Wallmerode im Tone einer forcirten Bravade. „Wenn sie mir den Rücken dreht und Dir die Hand drückt, so beweist es mir eben die vertraute, feste Stellung, in der man sich in Gegenwart einer dritten Person eine Vernachlässigung gegenseitig erlauben darf."

„Nun, nun," meinte Hostiwin zweifelnd und die Achsel zuckend, „ich bin seit gestern hier, und wenn Du mir's nicht sagtest, so würde ich einen Andern als Dich für den Begünstigten halten."

„Faselei!" warf Wallmerode barsch ein.

„Wie Du glaubst," versetzte Hostiwin im gleichmüthigsten Tone. „Doch ich verstehe mich ein wenig auf Herzen und bin gewiß, daß einige Blicke, die Frau von Kismeny gestern van Groote zuwarf, bedeutungsschwer sind."

„Bah!" grinste Wallmerode höhnisch und erschreckt zugleich.

„Ueberdies," fuhr Hostiwin fort, „muß ich Dir noch einen schlechten Trost geben. Es giebt Damen genug, deren Spiel mit einem Zweiten und Dritten für den sachkundigen Anbeter eine Liebeserklärung in Chiffern ist. Wenn das die Deinige thut, so rathe ich Dir einen frühzeitigen Rückzug anzutreten."

„Du willst mich toll machen!“ schrie Wallmerode, innerlich vernichtet. „Du willst das Gras wachsen hören, aber —“

„Ein so feines Gehör ist da unnöthig,“ versetzte Hostiwin, „wo die Sache so laut spricht. Gieb künftighin Acht auf Frau von Kismeny's Augen, da wird Dir Licht werden.“

Sidonie trat wieder ein.

„Liebster Wallmerode,“ sagte sie, „Sie sehen so verdrießlich aus, was ist Ihnen? Sie sollen nur kurze Zeit allein bleiben.“

Der Angeredete, auf den die Worte Hostiwins den schlimmsten Eindruck gemacht hatten, weil er ihnen Recht geben mußte, versuchte seinen starren Mienen ein Lächeln abzugewinnen, ohne daß es ihm gelang. Er antwortete:

„Ich schreibe einen Brief nach Hause, dann komme ich Ihnen auf halbem Wege entgegen.“

„Charmant,“ rief Sidonie, Hostiwin's Arm ergreifend. „Doch — schreiben Sie den Brief lieber später! Mein armes Aeffchen dort“ — sie wies auf einen Käfig, in welchen ein netter, kleiner Kapuzineraffe sich tummelte — „hat noch nicht gefrühstückt. Sie könnten ihn in meiner Abwesenheit füttern.“

Wallmerode, ohnedies maßlos gereizt, fühlte nach diesen Worten seine ärgerliche Stimmung wachsen. Am liebsten hätte er sich mit einer beißenden Antwort Luft gemacht, aber seine arge Lage fiel ihm ein, der Jude Altschul, seine schreckliche Gebundenheit. Schnell entschlossen, den Dienstauftrag zu einer besondern Gunst zu stempeln, erwiderte er süß:

„Das liebe Thierchen ist gewohnt, nur aus Ihrer schönen Hand zu essen. Niemand darf es bedienen, als die Herrin selbst. Sind Sie es gewiß, daß Bob es ahnt, daß ich zu Ihren Begünstigten gehöre, und riskire ich nicht, daß er mir das Näpfchen in's Gesicht schmeißt?“

„Riskiren Sie's immerzu!“ rief Sidonie und verließ mit Hostiwin lachend das Zimmer.

Vor dem Thore hielt ein niederer, offener, zweisitziger Wagen, ein steinalter Kutscher saß auf dem Bocke. Beide stiegen ein.

„Ich bin neugierig, wie Ihnen meine Schwägerin gefallen wird,“ hob Sidonie an, als der Wagen langsam über die

Brücke dahinfuhr, die mit einem kühn geschwungenen Bogen über die Reschen sprang und in die Straße einlenkte, die langsam aufsteigend zum alten Schlosse führte. „In der Welt hat meine Schwägerin einst viel Beifall gefunden, zur Zeit, als mein Onkel noch ein großes Haus in Wien und Pest machte. Seitdem freilich —"

„Wie kommt es," fiel Hostiwin ein, „daß Ihr Onkel in diese Einsamkeit gezogen? Als Sommerfrische ist der Ort wunderschön, aber ich höre, daß Sie den letzten Winter in dieser Schneelandschaft bei zwanzig Grad Kälte zugebracht haben."

„Gott allein weiß die Ursache," erwiderte Frau von Kismeny. „Ich kenne sie nicht und ebenso wenig meine Schwägerin. Wer kennt aber auch die Gründe eines launenhaften Sonderlings? Ich muß Sie im Voraus auf meines Onkels kalte, oft unwirsche Manieren gefaßt machen. Aber setzen Sie sich ruhig darüber hinweg. Er kommt selten herunter, Sie sind bei uns und nicht bei ihm, und es kann Sie wenig incommodiren, ob er von Ihnen eingenommen ist oder nicht. Sie besitzen zwar die Kunst zu gefallen in einem so seltenen Grade, daß Sie sogar einen Mann, wie meinen Onkel fesseln können — doch, wie gesagt, das ist Nebensache. Sie sind bei uns."

„Sie sind sehr gütig," versetzte Hostiwin. „Ich bedarf in der That keiner anderen Gönner."

„Meiner Schwägerin," plauderte die junge Wittwe weiter, „sind Sie übrigens seit Jahren nicht unbekannt. Ich habe ihr schon manche Skizze von Ihnen entworfen —"

Hostiwin sah seine Nachbarin an und schien zu fragen, ob er durch ihre Erzählung nicht eher bei der Schloßfrau in Ungunst stehe. Sidonie hatte ja nur den Menschen von ehemals schildern können, mit dem der Hostiwin von heute selbst unzufrieden war, ja den er oft als seinen Feind betrachtete. Frau von Kismeny bemerkte diese stumme Frage, die ihr Begleiter an sie richtete, nicht und fuhr fort:

„Sie haben manch galantes Abenteuer hinter sich. Es ist mir Manches, auch viel, das Sie nicht ahnen mögen, zu Ohren gekommen, vielleicht unvollständig, verzerrt und entstellt. Ich bin stolz auf meine Frauenehre, aber nicht prüde, meine

Schwägerin ist es auch nicht. Uns gefällt Romantik, wenn wir auch keine Lust haben, uns zu Heldinnen von Romanen zu machen. Ueber Eins aber müssen Sie mir Aufklärung geben: wie kommt es, daß Sie an einem Menschen so festhalten, der in Allem Ihr Gegentheil ist, das Gegentheil Ihrer Kühnheit, Ihrer Offenheit, Ihres freien, begeisterten Wesens? Sagen Sie, welches Band hält Sie mit Herrn von Wallmerode zusammen?"

„Jugendfreundschaft," erwiderte Hostiwin, „und die Erinnerung an gute, treue Dienste. Wir haben im Grunde wenig Sympathieen gemein."

„Lieber Gott," fiel Frau von Kismeny in die Rede, „er ist langweilig wie ein Nachmittagsprediger — ich weiß nicht —" Sie brach ab, als wollte sie noch Härteres verschweigen, und fügte, da Hostiwin sie beobachtete, nur hinzu: „Doch ich bitte Sie, kein Wort von dem, was ich äußerte, wiederzusagen. Uns Frauen geht, ob wir lieben oder hassen, der Mund so leicht über —"

„So rasch muß ich die Bestätigung meiner Aeußerung von heute früh erhalten!" dachte Hostiwin bei sich. „Armer Wallmerode, um Deine Werbung steht es schlimm!"

Allmählich war der Wagen den steilen Berg hinangekommen und fuhr durch das große löwenbewachte Thor in den Hofraum des Schlosses ein.

Die mächtigen Kettenhunde begannen, da sie den Fremden witterten, ein wildes Concert, ließen sich jedoch von der ihnen wohlbekannten Stimme der Frau von Kismeny schnell beschwichtigen.

Im zweiten Hofe hielt der Wagen, und Beide stiegen ab.

Das schwere eiserne Thor wurde von einem Diener geöffnet. Hostiwin war zu Muthe wie bei einem Besuch in einem Staatsgefängniß. Auf der breiten Steintreppe, die er hinaufzugehen begann, wehte eine kühle, kellerartige Luft, die an einem warmen Tage, wie dem heutigen, empfindlich wirkte und in den dämmerlichen Corridoren noch kälter wurde. Ein zweiter Diener öffnete den Besuchenden eine der Riesenthüren, die in die Gemächer führten, Hostiwin kam durch drei bis vier

Vorzimmer und stand endlich in einem Salon mit drei Fenstern, der ein etwas wohnlicheres Aussehen hatte.

Beim Eintreten in denselben sagte Frau von Kismeny: „Thun Sie, als wüßten Sie nicht, daß ich je mit der Gräfin ein Wort über Sie gesprochen. Der Graf ist sehr seltsam —"

Sie sprach diese Worte, des sie begleitenden Dieners wegen, französisch. Hostiwin winkte, als ob er sagen wollte, daß sich Sidonie darauf verlassen könne.

Eine Weile blieben Beide allein, Hostiwin konnte sich umsehen. Sein Blick flog über die alten, hohen Fauteuils, auf deren Lehne das Wappen der Familie in bunter Holzmosaik prangte, die Etagèren mit Porzellanfiguren, die hohen, rundausgeschweiften Tische vor den Spiegeln — so altmodisch, düster hatte es auch auf seinem Schlosse bei Lebzeiten seines Vaters ausgesehen.

Er hatte nicht viel Zeit zur Betrachtung. Ein Kleid rauschte, die Thüre flog auf, eine hohe, jugendliche Gestalt kam den Wartenden entgegen.

„Liebe Antonie," sprach Frau von Kismeny, „hier bringe ich Dir Herrn von Hostiwin."

Der Vorgestellte verbeugte sich, ohne ein Wort zu finden. Sein Erstaunen war so groß — er hatte das merkwürdige Portrait, das er gestern so feurig bewundert, lebendig vor sich.

Die unwillkürliche Bewegung machte ihn stumm.

„Sie sind mir sehr willkommen," hob die Gräfin mit hellklingender Stimme an, die einen eigenthümlich seelenhaften Ton hatte. „Ich freue mich, unsere Gebirgseinsamkeit von so vielen Gästen belebt zu sehen. Wie lange gedenken Sie hier zu bleiben?"

In einer seltsamen Verwirrung, die den Anwesenden nicht entging, stand Hostiwin da, ohne eigentlich das Gesagte gehört zu haben. Nur instinctiv nahm er das Wort, als er die Dame stumm vor sich stehen sah. Er sagte:

„Gnädige Frau — ich bin glücklich —" er brach diese Worte, die er in einem mechanischen Höflichkeitstone begonnen hatte, plötzlich ab, griff sich an die Stirne, wie wenn ihn eine fliegende Glut überfallen hätte, und sprach weiter:

„Verzeihen Sie — es ist eigenthümlich — mir ist es so

phantastisch — mir war es, als ich gestern Abend vor Ihrem Portrait im neuen Schlosse stand, als wirke die Macht einer lebendigen Erscheinung auf mich ein, jetzt — bei Ihrer überraschenden Gegenwart kommt es mir vor, als ob das Portrait noch das Portrait wäre und sich plötzlich durch eine Zaubergewalt zu regen und zu bewegen begonnen hätte, bis es dasteht, vergrößert, lebensgroß, beseelt und redend — wie Sie!"

Die Gräfin verbarg unter einem feinen Lächeln ihre Verwunderung über einen so seltsamen Anfall von Phantasterei bei einer ersten Vorstellung.

Frau von Kismeny lächelte ebenfalls, aber sie dachte im Stillen: „Er ist noch immer der Alte. Er wagt einen Handstreich!" Sie hatte Unrecht. Die bloße Gegenwart der Gräfin, deren Existenz Hostiwin bisher nur in die Phantasie des Malers verlegt hatte, mußte auf seine rasch bewegte, zum Enthusiastischen geneigte Natur einwirken, wenn auch die Schönheit der Frau weniger auffallend gewesen wäre.

„Mißdeuten Sie meine Worte nicht," sprach Hostiwin weiter. „Sie waren nur kindisch. Doch eben darum, weil sie es waren, halten Sie, gnädige Frau, meine fast theatralische Einführung entweder meinem exaltirten Auge zu Gute, oder dem zauberhaften Pinsel des Malers, dessen Werk mich im Voraus eingenommen hatte —"

„Aerger und ärger, da er sich herausreden zu wollen scheint," dachte Sidonie.

„Finden Sie das Bild so talentvoll?" versetzte die Gräfin in einem sich gehen lassenden Salontone, während sie mit einer Handbewegung die Anwesenden einlud, Platz zu nehmen.

„In jedem Zuge sehe ich die Hand des Genies," gab Hostiwin im Tone der wärmsten Ueberzeugung zur Antwort.

„Schade um den Mann!" sagte die Gräfin mit leichtem Bedauern, sich der anstoßenden Thüre halb zuwendend, von deren Richtung aus schwerfällige Tritte über das Parquet herankamen.

„Der Graf!" bemerkte Frau von Kismeny.

Hostiwin erhob sich wieder.

Es war wirklich der Graf, der eintrat, eine hohe, starke, scheinbar muskulöse und doch eigentlich nur leichtbeleibte Ge-

stalt mit der schwerfälligen Würde eines Türken. Sein Gesicht machte einen eigenthümlichen Eindruck. Unter den dunkeln, buschigen Brauen blickten zwei finstere, seltsam unruhige Augen, die Stirne, beinahe niedrig zu nennen, aber breit und voll Hügel und Thäler, war von dichten, schwarzen, krausen und kurzen Haaren überwölbt. So erinnerte die Kopfbildung des Mannes an die des Hercules, wie sie die griechischen und römischen Sculptoren mit künstlerischer Absicht oder nach alten Traditionen herzustellen pflegten. Dazu kam, daß er das Alter hatte, das die Bildner diesen Statuen gegeben — ungefähr vierzig Jahre. Diese Erscheinung, die auf den ersten Blick frappirte, verlor jedoch bei näherer Betrachtung den Ausdruck der Energie und der Kraft. In dem Gesichtsausdruck lag etwas Schlaffes, Ueberdruß, Mißbehagen; aus den Augen blickte etwas Schläfriges, der Gegensatz der Lebhaftigkeit, wie scharf und groß sie auch ausschauten. Gang, Haltung und Geberde verriethen Apathie und Trägheit.

Hostiwin war zu Muthe, als ob er einem ermüdeten und hinfällig gewordenen Riesen gegenüberstände.

Als der Act der Vorstellung vorübergegangen war und sich Alle gesetzt hatten, entspann sich ein Gespräch oder besser gesagt eine Plauderei, die etwa eine Viertelstunde lang die geringfügigsten Dinge auf das Tapet brachte. Der Graf betheiligte sich nur wenig daran, doch Alles, was er bemerkte, war aufmerksam und verbindlich, wenn auch von jeder eigentlichen Freundlichkeit fern. Dabei mußte auffallen, wie seine scheinbare Ruhe mitunter Eile oder Ungeduld verrieth. Hostiwin sah es wohl, deutete es aber als das Attribut dieses seltsamen Wesens, dessen gedehnte, breite, weiche und tiefe Stimme ihn noch dazu mit einem besondern Klange der Schwermuth überrascht hatte. Der Graf kam ihm vor wie ein Bewohner des trägen, sonnenlosen Nordens; wenn er dagegen den Blick auf die Gräfin warf, so war ihm, als ob er aus einer Winterlandschaft in ein italienisches Land hinüberträte.

Und wohl waren Jugend, Schönheit, Anmuth in ihr auf eine so siegreiche Weise verkörpert, daß sich selbst die verwöhnteste und anspruchsvollste Phantasie begnügt fühlen mußte, gleichsam Alles vorfand und Nichts hinzuzuzaubern hatte. Der

matte, blasse, freilich etwas leidende Teint ließ die großen, klaren, braunen, wie Krystall durchsichtigen Augen noch dunkler erscheinen. Die sanftgebogene, feine Nase, der zierlich und eigenthümlich geschnittene Mund, der nicht die Grazien um ihr Lächeln zu beneiden hatte, das zarte Kinn, dessen Rund sich, ohne die Linien des Schönen zu überschreiten, ein wenig hob, wie um der Anmuth den Ausdruck freudigen Stolzes zum Begleiter zu geben; das schöne Ohr, klein wie das eines Kindes, die herrlichen, perlgleichen Zähne, die das Purpurroth der Lippen von innen hervorhoben, das reiche, üppige, rabenschwarze, in breite Massen geordnete Haar, das die edle Physiognomie umschloß und hervorhob; die weiche, aristokratische Hand, die hohe, schlanke Gestalt waren Theile eines vollendeten Ganzen und wie die einzelnen Noten eines Musiksatzes an und für sich von Geltung, doch erst in Verbindung mit dem Uebrigen Harmonie und Wohlklang.

In diesem nicht blos schönen, auch von einer reizenden Originalität erfüllten Gesicht waren Unschuld und Begehren, Ergebung und Wille, Frohsinn und Ernst in gleichmäßiger Mischung so wunderbar ausgeprägt, daß sie den in der Anschauung Vertieften wie an einander gefesselte und dabei ringende Gegensätze zu einem süßen Staunen und einer lieblichen Aufregung emporrüttelten.

Die gleichmäßige Haltung der Gräfin während des ganzen Gesprächs konnte es jedoch einem Manne wie Hostiwin, der in seinem Verkehr mit der Welt tausend und tausend Menschen beobachtet, nicht verbergen, daß ein geheimnißvoller Gedanke hier die angeborene Lebhaftigkeit der Blicke zügle, jedes heißere Wort dämpfe und jede Handbewegung despotisch vorgeschrieben habe. Bei der Betrachtung des seltsamen Paares drängte sich ihm die Ahnung auf, daß eine düstere Hausgeschichte innerhalb dieser Mauern spielen müsse und gespielt habe. Diese Annahme mußte sich bei Hostiwin noch mehr befestigen, wenn er alle Umstände erwog. Die Flucht aus der Welt in diese Gebirgsöde konnte wahrlich nicht der Sehnsucht nach einem idyllischen Leben entsprungen sein. Die Frage darnach nahm sein ganzes Interesse in Anspruch und durchwühlte ihn mit dem eigenthümlichen Reize, Unbekanntes zu lüften und

Unerklärliches zu erklären. Halb abwesend bei dem Gespräche, haschte er mit vorgreifender Neugier nach irgend einer Antwort, die nur halbwegs im Stande wäre, eine haltbare Vermuthung aufzustellen. Er vertiefte sich endlich so ganz in seine Anschauung, daß es ihm vorkam, als ob das wunderliebliche Wesen vor ihm eins der Opfer der griechischen Mythe sei, die man einem Ungeheuer preisgegeben habe — er glaubte das Ungeheuer und das Opfer in lebendiger Gestalt vor sich zu sehen.

Frau von Kismeny gab endlich das Zeichen zum Aufbruch.

Als der Graf Demetrius mit seiner Frau allein war, sagte er in der Richtung der Thüre, durch welche Hostiwin sich entfernt hatte, blickend:

„Dieser Mensch gefällt mir nicht!"

Die Gräfin erwiderte: „Ich kenne ihn noch zu wenig," und ging auf ihr Zimmer.

Neuntes Kapitel.

Beatrix.

Am andern Morgen kündigte Palmödy an, daß er auf acht Tage in einer dringenden Geschäftsangelegenheit nach Wien verreisen werde, ohne seine Frau dahin mitzunehmen. Die ganze Gesellschaft, Graf Ladislaus und Wallmerode ausgenommen, war höchst überrascht. Besonders befremdet fühlten sich Jene, denen es bekannt war, in welcher Beziehung Hostiwin zu Beatrix gestanden. Der Besitz macht ruhig, aber Palmödy war nicht die Natur, bei der man diesen Satz anwenden konnte. Er war auch nicht einmal ruhig. Man sah ihm an jedem Zuge eine gewaltsam verhaltene Bewegung an, und sein rastloses Umhertreiben verrieth eine heimliche Pein, von der seine Frau nur zu sehr mitafficirt schien.

Eifersucht und Unbehagen in Hostiwin's Nähe konnte es nicht sein, was ihn forttrieb, denn er hatte sich schon längst, bevor noch Jemand an die Ankunft seines ehemaligen Rivalen gedacht, in diesem Zustande befunden. Dieser Grund konnte es schon deshalb nicht sein, da er sonst nicht verreisen und seine Frau zurücklassen würde. Sogar Frau von Kismeny war in völligem Dunkel über seine Absichten und konnte aus dem Munde ihrer intimsten Freundin die Ursache nicht herausbringen; aber das tiefe Stillschweigen, welches Beatrix beobachtete, kostete dieser keine Mühe und hatte keinen Mangel an Aufrichtigkeit zum Grunde. Palmödy selbst hatte seine Frau im Dunkel über seine Wege und Absichten gelassen.

Der Einzige, der den Sachverhalt genau kannte, war Graf Ladislaus, aber er hatte ihn nicht von Palmödy, er hatte ihn von anderer Seite her erfahren. Graf Ladislaus war der intimste Freund des walachischen Fürsten Marizza, von dem es gewiß war, daß er mit seinem Vetter in langjähriger Geschäftsverbindung stehe.

Graf Ladislaus war aber erstlich eine wortkarge, verschlossene Natur, der es überhaupt kaum der Mühe werth schien, über etwas Geschehenes nutzlos zu reden, und zweitens mochte ihm von dem Fürsten die Beobachtung des vollständigsten Stillschweigens eingeschärft worden sein. Dem Fürsten folgte er wie seinem Freunde und seinem Dämon zugleich, und hatte für ihn die begeisterte Ergebenheit des untergeordneten Geistes für einen höheren, dessen Freund und Unterthan er war. Für Wallmerode, der den Spürsinn des Bösen in einem seltenen Grade besaß, war das Bündniß Beider ein Gegenstand steten Interesses.

Palmödy ging, und seine Abreise ward von den übrigen Gästen fast gar nicht empfunden. Man fühlte sich eigentlich von seiner Gegenwart befreit, erleichtert. Eine fortwährende Bewegung, irgend ein Fieber, das er im Innern verhehlte, gab seinem Wesen etwas Abstoßendes und Drückendes. Er war eine excentrische Gefühlsnatur, deren Schwingungen und Sprünge kein entsprechender Geist in Schranken hielt und die, einmal im Laufe, nur allzuoft ungestüm und ziellos, wie ein Felsstück von einem Bergrücken hinunterrollte. Gemüther

dieses Schlags sind nur in regelmäßigen Verhältnissen sich selbst treu; dann sind sie aber auch edel, gut und wahrhaft urtheilsfähig. Der allzu harte Druck einer Lage macht sie hart, ja grausam, und sie schießen gleichsam denselben Pfeil auf die nächste Brust ab, der sie soeben verwundet. In bedenklichen, pathetischen Lagen zeigen sie eine überraschende Wildheit oder eine verzweifelte Energie, die je nach dem Zufall an ihrem Platze oder verkehrt ist, da ihr Verstand dann zu wirken aufhört und sich nur ein stummes, halbbetäubtes Brüten an die Stelle der Ueberlegung gesetzt hat. Die besten Vorsätze sind von Haus aus da, werden aber im Mißgeschick mit Füßen getreten. Die Thaten, die zuletzt das endgültige Wort reden, fallen nicht selten ebenso unheilvoll aus, als wären sie dem verruchten Willen eines Bösewichts entsprungen.

Von dieser Region moralischer Verwilderung war Palmödy allerdings noch weit entfernt, doch mannigfache Vorkommisse in seinem Leben hatten dargethan, wohin er im Fluge gelangen könne. Der Spielverlust in Homburg hätte sehr verhängnißvoll enden können, wenn nicht die Laune des Schicksals einen Retter gesendet hätte, und auch die Scene auf Hostiwin's Balle konnte blutig ablaufen, wenn Jemand seiner rachetrunkenen Wuth mit Widerstand entgegengetreten wäre. Beide Vorfälle waren freilich Geburten eines augenblicklichen Paroxysmus, der, wenn er glücklich vorübergeht, das Gemüth wieder frei zurückläßt, die Gefahr aber liegt für solche Menschen in einem dauernden Zerwürfniß mit ihrer Lage, weil sie dann von Tag zu Tag unterhöhlt, verstört und verdorben werden.

Seit mehr als anderhalb Jahren sah Beatrix, daß sich ihr Gatte in einem peinlichen Ausnahmezustande befinde, den sie jetzt, da er ununterbrochen dauerte, für einen fortan bleibenden zu halten gezwungen war. Vergebens hatte sie alles Mögliche versucht und gütlich bittend und ernst fordernd die Ursache dieser Veränderung zu erfahren begehrt. Vergebens hatte sie alle möglichen Hypothesen für sich im Stillen aufgestellt, an keiner hatte sie einen Anhaltspunkt gefunden.

Wenn es der übrigen Gesellschaft theilweise angenehm war, daß sich Graf Palmödy entfernt habe, so mußte Beatrix davon auf's Höchste beunruhigt werden. Der schwach motivirte

Entschluß, nach Schloß Hohensprung zu reisen, das kurze, unruhvolle, unbefriedigte Verweilen dort, und jetzt die plötzliche Abreise waren wirklich geeignet, für die zurückgelassene Frau einen Gegenstand sorgenschwerer Combination zu bilden.

Nachmittags, kaum von einem kurzen Spaziergange zurückgekehrt, stahl sich Beatrix aus dem Kreise der Bekannten weg und setzte sich in dem von wilder Weinrebe umrankten Pavillon des Gartens. Niemand war dort. Sie konnte ihren Gedanken ungestört nachhängen.

„Ich bin eigentlich, wenn ich Alles bedenke, recht unglücklich," sagte sie zu sich, „und doch fiel es mir noch nicht ein, mich dafür zu halten. Mein Mann liebt und ehrt mich, und doch hört mein Gemüth nicht auf, irgend etwas Unbekanntes zu begehren und herbeizuwünschen. Ich muß mich fortwährend gegen diese heimlichen Regungen waffnen, indem ich meinem Gedächtnisse den Schwur, den ich ihm vor dem Altare geleistet, zurückrufe. Das ist schlimm, das sollte nicht so sein."

Beatrix wurde in ihrem Selbstgespräch unterbrochen. Graf Ladislaus war in den Garten getreten und ging in der nächsten Nähe auf und ab.

„Ladislaus!" rief Beatrix, sich emporhebend und den Ausdruck der Sorgen aus ihrem schönen Gesichte verscheuchend.

„Sie sind es?" entgegnete Ladislaus im Tone der Ueberraschung, die aber so schlecht gespielt war, daß sie den Mangel auch an gewöhnlichster Verstellungsgabe bekundete. Beatrix merkte es trotzdem nicht. Sie sprach weiter:

„Sie gehen so sinnend und einsam im Garten umher; das ist man von Ihnen nicht gewohnt. Was ist Ihnen?"

„Nichts, nichts!" erwiderte Ladislaus, die Achseln zuckend.

„Doch. Ihnen ist etwas zugestoßen," sagte Beatrix.

„Bewahre!" erwiderte Ladislaus.

Er ließ sich im Innern des Pavillons auf einem der leichten Rohrstühle, die dort standen, nieder und betrachtete sein Gegenüber eine kleine Weile lang mit einem seltsamen Blick, in dem Theilnahme und Wohlgefallen gemischt war.

Beatrix hatte in vier Jahren von ihrer ehemaligen Schönheit nichts eingebüßt.

„Was sehen Sie mich so an?“ fragte die junge Frau, die zu Ladislaus auf dem freundschaftlichsten Fuße stand.

„Ein Zufall!“ entgegnete Ladislaus genirt, „wenngleich“ — fügte er mit schnell sich aufraffender Galanterie hinzu — „Ihre Persönlichkeit immer auf's Neue wieder eine besondere Aufmerksamkeit herausfordern muß.“

„Seit wann sind Sie ein Schmeichler?“ rief Beatrix lachend. „Doch wir kommen von der Sache ab. Sie haben etwas auf dem Herzen?“

„Wer hätte nichts auf dem Herzen!“ entgegnete Ladislaus. „Auch Sie fühlen es nicht frei, die Sie seit einer Stunde schon so allein dasitzen. Doch freilich, am Tage der Abreise Ihres Gemahls —“

„Ganz recht,“ sagte Beatrix kleinlaut. Eine flüchtige Wolke jagte über ihre Stirne hin.

„Was halten Sie von der Ursache seiner plötzlichen Abreise?“ fragte Ladislaus in einem etwas gezwungenen Tone.

„Gott weiß es — ich weiß den Grund nicht,“ seufzte Beatrix.

„Mann und Weib!“ rief Ladislaus ungläubig. „Sie sind nicht offen!“

„Sie glauben mir nicht?“ versetzte Beatrix.

„An Sie, Beatrix,“ sprach Ladislaus, „habe ich freilich nicht den Anspruch, in Familiengeheimnisse eingeweiht zu werden. Palmödy konnte es thun, wenn er überhaupt noch mir gegenüber der Freund von ehemals wäre.“

„Ich weiß nichts, gar nichts,“ betheuerte Beatrix.

„Ich glaube es Ihnen, wenn Sie es sagen,“ sprach Ladislaus.

„Wissen Sie etwas?“ fiel Beatrix rasch ein. „O reden Sie! Ich durchlebe ja seit Monaten eine wahre Marterqual von Ungewißheit! Reden Sie! Ich sehe es Ihren Zügen an, daß Sie das Geheimniß wissen!“

„Ich weiß es, theure Freundin,“ sagte Ladislaus und hielt wieder inne.

„Sprechen Sie!“ beschwor ihn Beatrix. „Ich meine immer, man fürchtet das Aergste, wenn man es vor sich sieht, nicht so sehr, als wenn man es immer erwartet.“

„Sie versprechen mir aber heilig," antwortete Ladislaus, „daß Sie von unserer Unterredung Ihrem Gemahl nichts wiedersagen."

„Hier meine Hand darauf," rief Beatrix, die Rechte bietend.

„So hören Sie," begann Ladislaus. „Seit Ihrer Verheirathung lebten Sie in Pest. Das Haus und das Auftreten Ihres Gemahls wetteiferten an Glanz mit dem der ersten Magnaten des Königreichs. Da plötzlich — vor anderthalb Jahren —"

„Ja, da fing ein besonderes Unheil zu wirken an!" sprang Beatrix in die Rede.

„Da zeigte es sich," fuhr Graf Ladislaus fort, „daß Palmöby, indem er die Ehre seines Ranges glänzen ließ, seine persönliche Ehre in Gefahr brachte —"

„Was heißt das?" rief Beatrix erschreckt.

„Ein übermäßiger Luxus," erklärte sich Graf Ladislaus, „hatte das Vermögen Ihres Gatten zerrüttet. Er war verloren, wenn —"

„Und wie ging es bis zum heutigen Tage so fort?" fiel Beatrix mit Aufregung und Schrecken ein. Sie sträubte sich gegen die Richtigkeit der Thatsache, deren Realität sie entsetzte.

„Die Manie zu glänzen," sprach Ladislaus, „ist eine Krankheit wie jede Manie und kehrt auf halbem Wege nicht um, sondern rennt blind und ungestüm dem Abgrund entgegen. Palmöby kaufte Pferde, verkaufte sie wieder, verlor dabei große Summen, und ließ sich durch den Verlust nicht warnen. Er hatte die prächtigsten Equipagen, er gab Feste, die Tausende kosteten. Solchen Ausgaben war sein Vermögen nicht gewachsen und er gerieth in Verlegenheiten. Unverhofft fand er Hülfe, stark genug, die bestehenden Schäden zu decken. Aber statt dies zu thun, leider sei es gesagt, betrachtete sein verblendeter Stolz diese Hülfe als Taschengeld, das er auf dem Wege mit großthuender Hand verstreute —"

„Weh mir!" rief Beatrix, die Hand auf das Gesicht drückend. Sie sah sich in eine Lage versetzt, vor der ihr schauderte, da sie seit ihrer Kindheit vom Glück verhätschelt worden.

„Ich thue Ihnen wehe," sprach Ladislaus, dem ihr Schmerz

im eigenen Herzen wühlte, „doch Wahrheit ist heilsam, und ich habe Ihnen im Uebrigen noch einen Trost zu spenden."

„Der Glanz unseres Hauses ist es also," rief Beatrix plötzlich „der mir und ihm so viel Trauer bereitet! O einfältige Wesen wir Frauen! Wie freute ich mich über eine Pracht, die unser Vermögen verzehrte, wie entzückte mich der Pomp, der uns zu Grunde richtete! Sagen Sie aber auch die volle Wahrheit? Bemänteln Sie nichts? Palmödy, das weiß alle Welt, war ehemals ein Spieler — hat er sein Vermögen nicht am Spieltisch eingebüßt?"

„Es ist so, wie ich sagte," versicherte Ladislaus, „Palmödy hat die Karten seit einem Abenteuer nicht wieder berührt, das er in Homburg gehabt haben soll. Verlassen Sie sich darauf."

Beatrix erhob sich.

„Sein Luxus hat ihn ruinirt," rief sie mit einer verstörten Energie aus. „Kann ich sagen: sein Luxus? Ich bin ja mitschuldig. Ich genoß Alles in vollen Zügen mit! Was meinen Augen gefiel, das wollte ich auch haben wie ein Kind, das nach Allem, was es sieht, die Hand ausstreckt und glaubt, es hänge nur vom guten Willen des Vaters ab, es ihm zu reichen."

„Sie klagen sich ungerecht an," versetzte Graf Ladislaus. „Uebrigens erhält ein Kind nicht Alles von einem vernünftigen Vater."

„Und wie steht es jetzt mit Palmödy?" rief Beatrix im Tone der äußersten Angst aus, ohne auf die vorhergegangene Einwendung aufmerksam gewesen zu sein.

„Schlecht, schlechter als je," antwortete Ladislaus. „Doch fassen Sie sich, ich habe ja versprochen, Ihnen einen Trost zu sagen. Dem Aeußersten ist vorgebeugt, der finanziellen Katastrophe die Spitze abgebrochen — eine Hülfe —"

„Hülfe!" fragte Beatrix athemlos rasch. „Von Ihnen vielleicht?"

„Der Wille wäre vorhanden," entgegnete Ladislaus, „aber ich bin zu arm dazu."

„Wer dann?" fragte Beatrix eindringlichst auf's Neue.

„Die Hülfe kommt von derselben Hand," sprach Ladislaus, „die schon zweimal früher für Palmödy mit edelster Uneigen-

nützigkeit thätig gewesen und sich nicht abschrecken ließ, nach vergeblichen Dienstleistungen in diesem entscheidenden Augenblicke noch schwerere, sehr schwere Opfer zu bringen — es war der Fürst Marizza!"

„Der Fürst Marizza!" rief Beatrix erstaunt. Ihre Augen verdunkelten sich, sie schien in ein flüchtiges Nachdenken zu verfallen und sagte gleich darauf:

„Wohnt Verwandtenliebe, wohnt Güte in einer solchen Brust?"

„Sie zweifeln," fragte Ladislaus verletzt, „nach solchen Proben?"

Er hielt den Fürsten in der That für einen edeln, uneigennützigen Freund.

„Ich zweifle nicht," antwortete Beatrix, „doch ich bin davon überrascht. Sagen Sie aber, warum mein Mann in solcher Unruhe nach Wien gegangen?"

„Der Grund ist ganz einfach," sprach Ladislaus. „Er erwartete den Fürsten hier, aber an seiner Statt kam heute Morgen ein Brief, in welchem ihm gemeldet wird, daß der Fürst seinen Agenten in Wien bevollmächtigt habe, mit Palmödy die Sache in Ordnung zu bringen. Hätte Ihr Mann mehr Aufrichtigkeit gegen mich, seinen Freund, und wäre er weniger hochfahrend, so hätte ich ihm diese Lösung schon längst mittheilen können und seine Pein hätte lange zuvor schon ihr Ende gefunden."

„Sie konnten aus Mitleid mit solcher Schwäche," gab Beatrix vorwurfsvoll zur Antwort, „die Initiative ergreifen."

„Da wäre ich," versetzte Ladislaus rasch, „an einer schroffen Wand abgeprallt."

„Ja, Sie haben Recht," sagte Beatrix zugebend, mit gesenktem Kopfe. Eine tiefe Trauer lagerte sich über das sonst so heitere, freie Gesicht.

„Trösten Sie sich, Beatrix," sprach Ladislaus mit wirklicher Theilnahme. „Sie haben einen edeldenkenden Retter gefunden, den ich bei dieser Gelegenheit noch höher bewundern lernte und dessen That ohne Anspruch auf Dank ist. Ich bin geflissentlich, von Theilnahme für Sie getrieben, in den Garten getreten und habe Ihnen diese Enthüllung, ohne Ermäch-

tigung vom Fürsten erhalten zu haben, gemacht. Ja ich fürchte, daß er mir ernstlich zürnen würde, wenn er erführe, daß ich der Herold einer seiner schönsten Edelthaten gewesen."

„Ich verspreche Ihnen, zu schweigen," versetzte Beatrix.

In diesem Augenblicke rollte ein Wagen die Straße daher und hielt vor dem Schlößchen an.

„Ein Wagen?" sagte Ladislaus hinlauschend.

„Kommt vielleicht Palmödy wieder?" rief Beatrix in großer Aufregung aus.

„Ich glaube schwerlich," gab Graf Ladislaus zur Antwort, indem er aus dem Garten ging und Beatrix ihm folgte.

In der Hausflur blieb sie stehen, während Ladislaus sich vor das Haus begab. Gleichzeitig trat ihm ein großer, in einen leichten Reisemantel gehüllter Mann entgegen und stürzte ihm in die Arme.

Es war der Fürst Marizza.

Beatrix erkannte ihn sogleich. Nur flüchtig hatte sie, ohne bemerkt worden zu sein, das dunkle Feuerauge gesehen, und wie von einem unheimlichen Strahle zurückgeworfen, eilte sie in den Garten zurück und flüchtete bis in's Wäldchen.

Zehntes Kapitel.

Die Jagd auf dem Geierstein.

An einem der nächsten Tage hatte Graf Ladislaus eine Jagd arrangirt. Am frühen Morgen stieg die Gesellschaft zu Pferde. Es dämmerte noch im Thale, die aufgehende Sonne berührte mit ihren ersten Strahlen die zackigen Spitzen des Hochgebirgs.

Es waren sechs Personen, fast die ganze Gesellschaft vom kleinen Schlößchen. Nur Zwei fehlten: Petrowsky und der

Fürst Marizza. Der Erstere lag seit seiner Ankunft krank darnieder, der Andere hatte eine Einladung zu Tische bei dem Grafen Demetrius annehmen müssen.

Im scharfen Trabe und in bester Laune legten die Jäger den Weg längs der Reschen zurück, bis endlich die Steigung das Vordringen zu Pferde unmöglich machte. Die Männer sprangen ab und gingen zu Fuße, die Büchse auf der Schulter, den Alpenstock in der Hand, weiter. Die Damen wurden von rüstigen Trägern, die schon mit ihren Sesseln warteten, weiter befördert. Langsam, Schritt für Schritt ging es eine enge Felstreppe zwischen Tannen hinan, bis der imposante Rücken der ersten Bergreihe erreicht war, der unter den Schneehäuptern des Looser und Cevedale eine Hochebene zu bilden scheint, obwohl er von kleinen wilden Schluchten, kahlen und bewaldeten Felskegeln zerrissen ist, die wie erstarrte Meereswogen bis an das Ende auf- und niederlaufen.

Die Sonne stand schon hoch über dem Horizonte.

Reißend schnell und milchweiß kommt das Wasser der Reschen aus den Felsspalten des Hintergrundes mitten durch dies felsige nur kärglich von Fichten bewaldete Terrain und sucht sich scheinbar den wildesten Weg. Höher oben eilt sie durch ein sumpfiges Dickicht, in der Mitte stürzt sie sich zweimal in eine dunkle, schaurige Schlucht, am Ausgang frißt sie sich durch ein phantastisches Mauerwerk aufeinander geschichteter Felsblöcke, aus welchen sie tobend und schäumend heraufspritzt, bis sie, der Hindernisse gleichsam müde, den nächsten Weg einschlägt, um sich in das untere, ruhige Thalbett zu werfen.

Hier oben, ungefähr viertausend Fuß über dem Meere, sollte die Jagd beginnen. Das Jagdfeld hatte dritthalb Stunden im Umfang und war wie ein Wildpark im oberen Halbzirkel von kaum ersteiglichen Felswänden, nach unten zu von den jähesten Abgründen begrenzt.

Auf diesem Platze wartete das gräfliche Jagdpersonal, jeder Förster mit seinem Hund an der Leine. Die Treiber, die schon gestern vorausgeschickt worden waren und die Nacht in den umliegenden Almhütten zugebracht hatten, waren bereits auf den Höhen ringsum vertheilt, und auf ein gegebenes Hornzeichen sollte das Treiben beginnen.

Hostiwin, Wallmerode, van Groote und Ladislaus trugen die bequeme Tracht des Alpenlandes; Frau von Kismeny und Beatrix sahen mit ihren breitkrämpigen, weißen Filzhüten, in ihren aufgeschürzten Gewändern von grünem Tuch ebenso schön als phantastisch aus.

Es galt, den Personen ihr Terrain anzuweisen.

Ladislaus nahm auf einen Wink, den er von ihr erhalten, Beatrix an den Arm, die übrigen Herren umstanden Frau von Kismeny voll Erwartung, wen ihre Wahl treffen würde.

„Herr von Wallmerode," rief sie plötzlich im freundlichsten Tone, nachdem sie Alle eine Weile mit den Blicken gemustert, „wollen Sie mein Partner sein?"

Wallmerode stürzte selig hervor und sagte, der schönen Wittwe den Arm anbietend:

„Welche Felswand soll ich Sie hinanführen, reizendste der Frauen?"

„Wir werden dort, unweit vom Grafen Ladislaus, die Schlucht hinter der großen Fichte hinangehen," lautete die Antwort.

Die junge Frau zeigte auf ein noch vom Nebel durchzogenes Thal, das, einige halb vom Wetter zertrümmerte Bäume ausgenommen, nur von Gebüsch bewaldet, mäßig steil emporstieg.

Wallmerode's Züge drückten ein inneres Glück aus. Da er weder ein guter Schütze noch ein Jagdfreund war, fing die Freude des Tages für ihn erst mit dem Vorzuge an, den er vor Hostiwin und van Groote erhalten zu haben glaubte. Auch schien ihm sein Terrain weniger beschwerlich, als das der Uebrigen.

„Ich will sehen, was Sie erlegen werden!" warf Frau von Kismeny hin.

„Ich werde," entgegnete Wallmerode, „an Ihrer Seite auf unerhörte Distanzen treffen, wie wenn ich lauter Freikugeln geladen hätte!"

„Sidonie," mischte sich Hostiwin's Stimme von hinten boshaft hinein, „Sie können ihm getrost ein unermeßliches Schußgeld aussetzen."

Wallmerode antwortete, den Kopf halb zurückwendend, gereizt:

„Ein Jäger von Profession bin ich nicht, wie Du, der Du zu Zeiten beinahe Dein regelmäßig Quartier im Walde hattest. Dafür bin ich im classischen Alterthum zu Hause."

Er ging rasch, Frau von Kismeny am Arme, auf die bezeichnete Stelle los.

Das Signal wird gegeben, die Meute gelöst. Das Echo giebt das Signal wieder, und von den Höhen herab antworten von ferne Stimmen der ringsum vertheilten Treiber.

Die Jäger gehen in einer Linie vorwärts, aber so weit von einander getrennt, daß sie mit ihren Büchsen die ganze Breite des Terrains beherrschen. Mit jeder der Herrschaften geht ein Jäger als Wegweiser und die Hunde stöbern durch die Gebüsche voran. Zwischen den Hügeln, Schluchten und Waldhöhen sehen sich die Jäger nur da und dort von einem erhöhten Punkte.

Lange geht es so vorwärts. Die Sonne hatte inzwischen den Morgennebel längst zu Boden gedrückt, die Luft wurde milder und milder und schien endlich bei dem ewigen Aufsteigen sommerlich schwül. Alles was Jagdliebhabern Leidenschaft einflößt, wirkt auf den Gleichgültigen wie eine Last und Beschwerde. Vielleicht einige faule Treiber ausgenommen, war Wallmerode der Einzige, der bei jedem Schritt still klagte und endlich von Unwillen ergriffen wurde. Solcher Strapazen waren seine in Fauteuils verweichlichten Sehnen und Muskeln längst entwöhnt. Der Umstand, daß er Sidonien den Arm hatte bieten dürfen, hatte in ihm einen Funken Jagdlust entzündet, der leider sehr vergänglich war. Er blieb allgemach hinter seiner Dame zurück. Wenn er dann wieder aus einer Schlucht hervorgestiegen war und eine Aussicht gewonnen hatte, sah er sich nicht nach dem Wild und den Hunden, sondern nach der Angebeteten um, aber die Distanz zwischen Beiden ward immer größer.

„Sie klettert wie eine Gemse. Immer voran, voran! Ich erblicke sie kaum!" seufzte Wallmerode, einmal stehen bleibend und den Schweiß trocknend. „Und wenn ich sie erblicke, was dann? Nun, dann sehe ich sie eben und habe es mir durch Schwielen an den Füßen erkauft. Was kommt

über mich in so reifen Jahren? Ich jage aus Liebe, und liebe Altschul's wegen! Altschul jagt mich! O Altschul!"

Er marschirte wieder vorwärts.

Immer näher entgegen kamen die Rufe der Treiber. Steine rollten herunter. Ein paar Gemsen brachen durch das Gestrüpp, ihre Zicklein hinterher, und kamen hart an Wallmerode vorüber. Aber ehe er noch die Büchse anlegen konnte, waren sie in der Schlucht verschwunden.

Rathlos blickte er umher und hörte, wie unten Schüsse fielen.

Da erschien auf offener Waldhöhe, doch außerhalb der Schußweite, ein mächtiger Hirsch. Einen Augenblick hielt er im Laufe inne, wie um die Lage zu recognosciren. Mit zurückgebeugtem Kopf und erhobenen Röhren nahm er Wind und hatte gleich seinen Plan gemacht. Erst langsam, dann immer rascher und rascher, endlich pfeilschnell strich er hin und war plötzlich den Augen verschwunden.

Jagdsignale erschollen ringsum, und nun ging es auf das nächste Gebüsch los, in welchem das edle Thier zunächst sein Asyl gesucht haben mochte. Mit leidenschaftlichem Eifer wurde das bezeichnete Gehölz umstellt. Alle Ausgänge wurden mit klug berechnender Vorsicht abgeschnitten.

Nicht ohne große Anstrengung war das Manöver gelungen, als der Hirsch plötzlich außerhalb des Kreises auf einer Felshöhe erschien, die wie eine unzugängliche Warte, von Fichten gekrönt, hervorragte. Wie das Thier da hinaufgekommen, war ein Wunder zu nennen. Ein Ruf der Enttäuschung ging von allen Lippen. Wenn es nun auf Wallmerode's bequeme Weltanschauung angekommen wäre, so war der Hirsch so sicher, als wenn er sich auf den Mond geflüchtet. Doch während dieser noch aus der Ferne hinaufsah, war Hostiwin bereits hart am Fuße der Felswarte und kletterte, manchmal auf Händen und Füßen, durch die Spalten hinauf. Ladislaus und van Groote thaten es ihm nach, doch ohne Erfolg. Rathlos hingen sie, der Eine höher, der Andere minder hoch, an dem Abhang, als Hostiwin schon auf der Höhe erschien und im Fichtengebüsch verschwand.

Gleich darauf fiel ein Schuß, und man hörte einen Sturz in die Tiefe.

Das Thier, das bis dahin gezögert zu haben schien, sich durch einen Sprung von der jenseitigen Wand zu retten, that es erst, als es das Blei im Leibe empfand. Staunend sah das jenseits aufgestellte Volk der Treiber, wie der Hirsch, gleich dem fliegenden Einhorn der Fabel, durch die Lüfte eine mehr als achtzig Fuß hohe Wand hinunter setzte. Auf dem Boden angelangt, brach es zusammen, raffte sich wieder krampfhaft schnell auf und schleppte sich in ein seitwärts liegendes Dickicht, das den Rand einer zerrissenen Schlucht umgab.

Auf dem Wege dahin kam der Hirsch Wallmerode in Schußweite. Er besann sich einen Augenblick und feuerte dann auf's Gerathewohl los.

Das Thier that noch einige Sprünge und verschwand.

Triumphirend gab Wallmerode das Zeichen mit seinem Hifthorn.

Der ganze Troß der Jäger eilte auf ihn zu. Der Freiherr war der Erste in der Schlucht. Kaum war sein Hund weit hinten im Dickicht, als er ein furchtbares Gebell anhob.

„Nur vorwärts," sagte Wallmerode zu seinem Begleiter, „sonst zerreißt der Hund das Thier. Hab' ich es gut getroffen? He?"

Das mordgierige Bellen des Hundes nahm immer mehr zu.

Es galt hier eine Barrière übereinander geworfener Baumstämme zu passiren, die die Regengüsse von der benachbarten Felswand heruntergeworfen und seit undenklicher Zeit an dieser Stelle abgelagert hatten. Wildes Brombeergebüsch wucherte über den faulenden Blöcken. Wallmerode, ohne zu murren, da er einen Jagdtriumph, wie er ihn nie geträumt, in Aussicht hatte, arbeitete sich vorwärts, in beständiger Gefahr, sich das Gesicht und die Hände an den Dornen zu zerreißen. Als sich das Freie öffnete, sah man das edle Thier, einen ungewöhnlich großen Vierzehnender, auf den Rasen hingestreckt liegen, die Zunge weit herausgestreckt, am ganzen Leibe zuckend.

Der kluge, große Blick sprach den ganzen Jammer seiner Lage aus.

Der Hund, der sich erst jetzt auf den Verwundeten stürzen wollte, wurde noch zu rechter Zeit zurückgepeitscht.

Wallmerode zog den Hirschfänger, um seine That zu vollenden, aber zu wenig Waidmann, wußte er nicht, wie er den Stoß regelrecht zu führen habe.

„Hört einmal," sagte er zu dem ihm zunächststehenden Treiber, „der Hirsch hat eine seltsame Lage. Wie versetze ich ihm am besten den Stoß?"

Der Treiber, bei zahllosen Jagden geschult, begriff die Frage nicht, sein Respect sträubte sich dagegen, den Herrn für so unwissend zu halten.

Wallmerode war eben daran, eine zweite Frage zu thun, als das Jagdgefolge mit den Hunden von allen Seiten in die Schlucht zu klettern begann. Ladislaus, Sidonie, van Groote erschienen in wenig Minuten.

„Hostiwin noch nicht da?" fragte Wallmerode mit überlegener Miene. „Bevor er nicht dabei ist, laß ich den Hirschfänger in der Scheide."

„Sie sind ein famoser Schütze!" sagte van Groote.

„Wenn nur Hostiwin da wäre!" rief Wallmerode ärgerlich.

Da ertönte es über der Schlucht, zu Häupten der Sprechenden:

„Hülfe! Ladislaus! Leute! Hülfe!"

Alle fuhren auf.

„Das ist die Stimme der Beatrix!" rief Sidonie.

„Was soll das bedeuten? — Doch, mein Gott! — —"

Schrecken malte sich in allen Zügen.

„Hostiwin!" schrie sie davoneilend. „Mir nach!"

Ihr Hülferuf wollte nicht enden.

Alles eilte aus der Schlucht hinauf, um zu sehen, was es gebe. Als Alle oben waren, winkte ihnen Beatrix, die inzwischen ein Stück Wegs bis zu der Felswarte vorausgelaufen, an welcher Hostiwin hinaufgeklettert und von der er noch nicht zurückgekommen war.

„Um's Himmels willen!" rief Sidonie, „er ist doch nicht herabgestürzt?"

„Verhüte es der Himmel!" rief van Groote, während die Uebrigen vor Schreck sprachlos dastanden.

Beatrix wurde fast am Fuße der Felsmauer eingeholt.

„Da seht!“ rief sie, in die Höhe zeigend, das Gesicht in Thränen gebadet.

Hostiwin hing dort in einer fast unmöglichen Stellung, sich mit den Händen krampfhaft an den Wurzeln einer verkrüppelten Fichte haltend.

„Stricke!“ Helft ihm!“ rief man durcheinander.

„Wie ist da zu helfen?“ sagte ein alter Gebirgsmann mit entsetzlicher Fassung. „Wie an ihn herankommen, und wie lange kann er sich noch so halten?“

„Hinauf, Leute!“ riefen Sidonie und Ladislaus in einem Athem.

„Seine Bravour ist sein Tod!“ bemerkte Wallmerode zu Beatrix und erntete dafür nur einen Blick des Zorns und der Verachtung.

Man war inzwischen hart an den Felsen gekommen, in dessen Mitte Hostiwin sich verstiegen hatte. Im tollen Eifer der Jagd hatte er sich auf dem steilsten Pfade hinaufgewagt und glaubte, von demselben Eifer verblendet, daß ihm das Herabsteigen dort ebenso gut gelingen werde. Seine Lage war wahrhaft entsetzlich. Ihm war von keiner Seite auch nur eine Hand zu reichen, vorausgesetzt, daß dies nicht eher verderblich als nützlich gewesen wäre.

Ein Rettungsvorschlag nach dem andern wurde gemacht und wieder verworfen. Endlich standen an die dreißig Menschen rathlos und bestürzt da und betrachteten das peinlichste der Schauspiele.

„Ich bin verloren!“ rief Hostiwin herunter.

Sidonie stieß einen Schrei aus, und Beatrix ging bei Seite, um die Ausbrüche ihrer Angst zu verbergen. Still rang sie die Hände. Gleichzeitig hatte die Menge der anwesenden Jäger und Treiber einen kühnen Anlauf genommen; sie begannen, mehr von Menschlichkeit getrieben, als von einem vernünftigen Plane geleitet, die Felsspalten hinanzusteigen.

„Bleibt unten!“ rief Hostiwin. „Ist's an einem Unglück nicht genug?“

Dieser rathlosen und geduldigen Haltung müde, fing er

nun sich nach rechts und von rechts nach links zu bewegen an, ohne daß man begriff, was er wollen könne; man sah nur, daß er sich helfen wolle und nur er allein sich helfen könne... Bei jeder dieser Bewegungen glaubte man ihn herabstürzen zu sehen und in der nächsten Secunde unten auf den Spitzen des Gesteins zerschmettert zu finden. Inzwischen hatte Hostiwin ein kleines Gesträuch, das sich über ihm aus einem Felsspalt hervorstreckte, gefaßt und den dünnen Ruthen die Last seiner Körperschwere vertraut. Kein Anderer als ein Verzweifelnder hätte dies gewagt, und — das Wagniß gelang. Er kam sicher hinauf mit zwei Schritten, die er auf von unten unsichtbare Felswarzen that und deren halsbrecherische Verwegenheit nur ein glücklicher Zufall ungestraft ließ. Allmählich gelangte er auf ein tiefer liegendes Plateau, auf welchem er wenigstens aufrecht stehen und die von Anstrengung bebenden Kniee einen Moment lang ruhen lassen konnte.

„Gerettet!" rief er hinunter, und Alle, die es hörten, athmeten auf.

In wenig Augenblicken war er unten in der Mitte der Freunde, die freudig auf ihn losstürzten.

Leichenblaß, die Augen weit geöffnet, stand er da und sagte mit angegriffener Stimme:

„Habt Ihr den Hirsch?"

„Sei unbesorgt!" rief Wallmerode. „Den hab' ich gut getroffen!"

Kaum die Worte hörend, sank Hostiwin, von körperlicher und geistiger Anstrengung erschöpft, bewußtlos auf den Rasen hin. Es war nur eine leichte, nach solchen Erlebnissen fast unausbleibliche Ohnmacht. Bald schlug er die Augen wieder auf, früher, als die Leute, die aus dem nächsten Wildbach Wasser zu holen fortgeeilt waren, sich wieder eingefunden hatten.

Ruhig und theilnahmsvoll sah man ihn an, mit keinem Worte wollte ihn Jemand in seiner ersten wohlthätigen Ruhe stören.

„Wo ist der Hirsch?" fragte er plötzlich, die Augen aufschlagend.

Diesen Gedankengang hätte Niemand unter dieser bleichen Stirne vermuthet.

„Wallmerode,“ sprach Graf Ladislaus, „hat ihn hart an der Schlucht geschossen.“

„Nicht ich?“ fragte Hostiwin, sich aufrichtend, höchst verwundert.

„Nein, nicht Du,“ sagte Wallmerode. „Was Nimrod gefehlt, hat diesmal ein Dilettant getroffen.“

„Unmöglich!“ rief Hostiwin aufgeregt, indem er mit einem starken Ruck aufstand. „Ich will den Hirsch sehen. Ich weiß, was ich weiß! Dein Schuß, Wallmerode, war unnütz.“

„Ei, das ist prächtig!“ rief der Freiherr in einem Tone, der ein höhnisches Mitleid mit der gehörten Behauptung ausdrückte.

„Her mit dem Hirschkarren!“ rief van Groote den Jägern zu. Und schon eilte Hostiwin, vollständig erholt, den Jägern voran, um selbst den Schuß zu untersuchen.

Er stand bereits vor dem Hirsch, als die Uebrigen sich ringsum aufstellten, und rief Wallmerode zu:

„Deinen Schuß finde ich nicht!“

„Das ist lustig!“ rief der Angeredete, „das Thier ist doch nicht vor Schreck gestorben?“

„Du wirst kleinlaut werden,“ rief Hostiwiu mit drohender Ruhe, „wenn ich Dich mit Beweisen schlage. Hier“ — er zeigte auf die Wunde des Hirsches — „geht die Kugel über dem rechten Laufe in die Lunge und steckt im Herzen. Als Du schossest, Wallmerode — ich sah es dort von der verhängnißvollen Höhe — war er Dir mit der linken Seite zugekehrt.“

Verwirrt und betroffen sah sich Wallmerode unter der Umgebung um, um, wie es zu geschehen pflegt, an der mangelhaften Beobachtung oder der Rechthaberei der Einzelnen einen Bundesgenossen zu finden und in einem resultatlosen Streite Rettung für eine platte Aufschneiderei zu suchen.

Niemand machte Miene, ihn zu unterstützen.

Da rief Frau von Kismeny:

„Wallmerode, Ihre Täuschung ist sonnenklar. Ihr Schuß hat dem Thiere nicht das geringste Leid gethan.“

„Bin ich denn behext?“ rief der Freiherr, eine Comödie vorspiegelnd und sich vor Verlegenheit auf dem Absatze um-

drehend. „Mein ganzes Vermögen hätte ich gegen ein Hirschfell gewettet, daß ich der Mörder des Thieres bin!“

„Gut, daß Du es einsiehst!“ sagte Hostiwin, der schon gefürchtet hatte, daß die Sache in Gereiztheit ausarten werde, da er selbst so heftig aufgetreten war.

Die Jagdlust war vorüber. Die Episode, die für Hostiwin so tragisch hätte enden können, hatte sie mit einem Male verweht. Die Gesellschaft machte sich auf den Weg nach dem Platze, wo sie unter den Tannen ein Jagdfrühstück erwartete.

Alles nahm auf Feldstühlen rings um den aufgeschlagenen Tisch Platz. Hornisten, hinter den Bäumen versteckt, ließen ihre heiteren Weisen ertönen. In der Ferne, auf der Erde gelagert, tafelten Jäger und Treiber. Sidonie hatte sich neben van Groote gesetzt und unterhielt sich mit diesem auf das Lebhafteste und Vertiefteste, während Wallmerode, der zwischen Ladislaus und Hostiwin zu sitzen gekommen war, gute Miene zum bösen Spiel machen mußte und seine Flüche mit einem Stück Braten nach dem andern hinabwürgte.

Hostiwin unterhielt sich mit Beatrix.

Er sagte halblaut gegen das Ende des Mahles:

„Beatrix, ich habe seit dem grausenvollen Balle auf meinem Schlosse nicht mehr mit Ihnen gesprochen und seit acht Tagen hier mit Ihnen nur einige kühle Floskeln gewechselt...“

Beatrix sah ihn mit seltsam erglühenden Augen an.

„Wir sind,“ fuhr Hostiwin fort, „von einer überirdischen Gewalt auseinandergerissen worden. Ich bin, wie Sie, zugleich Schuld und Opfer gewesen. Wir haben inzwischen überwunden —“

Er hielt nachdenklich inne, Beatrix zuckte zusammen. Da fuhr sein Kopf plötzlich lebhaft empor, und er sagte mit leiser und bewegter Stimme:

„Sie haben ein Engelherz! Ich fühle wieder, warum ich Sie einst lieben mußte! Doch lassen wir es zu unserem Heile vorüber sein! Ich will eigentlich etwas Anderes sagen. Als ich eine Weile zuvor an der Felsenwand hing, halb schon dem Tode geweiht, da dachten Alle nur an den fliehenden

Hirsch — nur Sie — ich bemerkte es wohl — wandten sich mitten in der Verfolgung um, als hätten Sie sich die Frage gestellt, wie ich von da oben herunterkommen werde. Gerade in der Lebensgefahr, heute, da ich Niemand mein auf der weiten Welt nenne, prägte es sich mir unendlich tief ein, wie Ihr schönes Auge über mir wachte! Doch still, stille — ich weiß nicht, was mich so rührt..."

Er sprang rasch auf und suchte scheinbare Beschäftigung bei seinem Gewehr, während Beatrix stumm zurückblieb und unter den niedergeschlagenen Augen neue Thränen verhehlte.

„Sie wollen schon aufbrechen?" rief Beatrix Hostiwin zu.

„Wie Sie befehlen," gab dieser zur Antwort.

Alles erhob sich. Eine Weile später war der Ort, wo die Pferde standen, erreicht, und die Gesellschaft ritt bergab. Kaum war sie um die Berge gekommen, als ein Reiter kühn und leicht heransprengte.

Man erkannte sogleich den Fürsten Marizza, ohne daß sich Jemand, Graf Ladislaus ausgenommen, seiner Ankunft wahrhaft erfreute.

Als der Fürst angekommen war und man ihm das Jagdabenteuer erzählt hatte, schloß er sich Beatrix an. Hostiwin ritt auf der andern Seite. Er hatte wohl mit dem Fürsten seit dessen kurzer Anwesenheit oft gesprochen, aber eine Annäherung war nicht zu Stande gekommen. Auch diesmal beobachtete er eine starre Haltung, die den Fürsten anzustecken begann. Beide unterhielten sich mit Beatrix über fast Gleichgültiges, wie Zwei, die es fühlen, daß sie sich gegenseitig zur Last sind. Oft stockte das Gespräch vollkommen. Da benutzte Hostiwin zuweilen die Wendung des Pferdes, um einen beobachtenden Blick auf den Fürsten zu werfen.

Fürst Marizza war etwa vierunddreißig Jahre alt, über Mittelgröße, kräftig, doch von anmuthigem Körperbau. Aus seinem blassen Gesicht brannten zwei dunkle, feurige, beinahe wilde Augen — heute blitzten sie unheimlicher als je. Die rabenschwarzen Haare, der Schnurrbart und Kinnbart von derselben Farbe stachen vom Teint seines Gesichts ab und forderten die Aufmerksamkeit auf einen theatralisch schönen Männerkopf heraus. Das heftige Muskelspiel seines Gesichts

hatte für den Beschauer etwas Beunruhigendes, man fühlte die Nähe einer wildlebendigen Seele, mit der man nie behaglich verkehren könne.

Hostiwin konnte sich nicht erwehren, den Mann interessant zu finden und ihm eine Bedeutung beizulegen. Er fühlte sich heimlich erleichtert, als der Fürst sich endlich abwendete und an Ladislaus' Seite ritt.

„Gottlob, daß er geht!" flüsterte Hostiwin zu Beatrix.

„Mir geh'ts wie Ihnen!" lispelte diese. „Ich zittre vor ihm."

Gleichzeitig sagte Marizza seinem Freunde in's Ohr:

„Dieser Mensch" — er meinte Hostiwin — „liebt Palmödy's Frau."

„Du siehst Gespenster!" war die Antwort. „Woraus entnimmst Du das?"

„Du — Du!" sagte der Fürst bedeutungsvoll. „Im Uebrigen sei es, wie es wolle — ich fühle, wenn ich ihn ansehe, daß wir Zwei geborene Feinde sind."

Er ritt wieder an Beatrix Seite und begann ein leichtes, heiteres Gespräch.

So oft Hostiwin gezwungen war, sich an der Unterhaltung zu betheiligen und dem Fürsten in's Gesicht zu sehen, lag in seinen Zügen eine lächelnde Ironie, die aber seinem Ausdruck nichts von dessen einnehmender Milde raubte.

Aus Marizza's Augen dagegen blickte der Basilisk.

Bei anbrechender Dämmerung langten die Reiter zu Hause an.

Elftes Kapitel.

Das Allegretto.

Hostiwin, von einem Drange nach Einsamkeit erfüllt und an sie gewöhnt, fand es auf dem Schlosse Hohensprung nicht

selten allzu geräuschvoll. Er hatte die Gabe verloren zu plaudern, unbefangen zu sein und die Zeit zu verscherzen. Das Schicksal hatte ihn aus dem Strudel des Genusses gerissen und in seiner Seele den darin schlummernden Ernst geweckt; dieser Trieb nach Versenkung, einmal wachgerufen, verschwand nicht wieder, sondern nahm immer mehr überhand. Ein freundlicher Ernst war fortan der Grundton seines Wesens, sein Verkehr mit den Menschen war noch ungezwungen, heiter; aber es war beinahe schon ein Opfer, das er ihnen brachte.

Alle Abende, gewöhnlich nach Einbruch der Dämmerung stahl er sich unter irgend einem Vorwand aus der Gesellschaft fort und war ein bis zwei Stunden lang nicht zu sehen. Zuletzt fiel es auf, und Sidonie, die sich in die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, noch immer nicht finden konnte, äußerte scherzhaft, daß Hostiwin wohl noch immer der Alte sein müsse, der ohne ein Abenteuer nicht leben könne, und daß ihr diese Abwesenheiten höchst räthselhaft vorkämen. Bei diesem Worte, das ihr zufällig entschlüpfte, leuchteten die Augen des Fürsten Marizza wild auf. Denn auch Beatrix fehlte im Saale. Ueber die Abwesenheit ihres Gatten außer sich und von der Nähe Marizza's gedrückt, pflegte sie meist den ganzen Nachmittag auf ihrem Zimmer zu bleiben.

Indeß die Gesellschaft im Stillen Vermuthungen schmiedete und kleine boshafte Bemerkungen fallen ließ, spazierte Hostiwin, in seinen Mantel gehüllt, ganz ruhig am Ufer der Reschen, mitten durch das kreisrunde Thal. Die „Enge“ war das Ziel seiner Promenade, die er ganz langsam, seinen Gedanken anheimgegeben, zu machen pflegte. Ein ungemein milder Herbst begünstigte diese Spaziergänge, die oft durch das Schauspiel des Alpenglühens oder durch einen schönen Mondaufgang einen besondern Reiz erhielten. Unfern vom alten Schlosse, an welchem man auf diesem Wege vorüberkommen mußte, befand sich eine steinerne Bank, von drei besonders schönen Buchen beschattet, von der aus man den schönsten Blick auf die Gletscherkette hatte. Hier war Hostiwin gewohnt, allabendlich ein halb Stündchen zu ruhen. Alles ringsum war so friedlich, so still, so einsam — und

wenn die Gräfin oben im Schlosse Clavier spielte, kamen die Klänge ganz vernehmbar, aber geisterähnlich, durch die Ferne verklärt, herab.

Eines Abends — einige Tage nach der Jagd auf dem Geierstein — saß Hostiwin abermals auf seinem Lieblingsplätzchen. Die Sonne war bereits untergegangen, aber sie vergoldete noch die Contouren der dunkeln zerrissenen Wolkengebilde, die am hellgrauen Himmel unbewegt standen. Ein liebliches Lüftchen spielte in den Baumblättern und vereinigte von Zeit zu Zeit sein Geflüster mit dem andauernden Murmeln des Wassers. Sonst war es tief still, nicht das Summen eines vorbeifliegenden Insects, nicht der Ruf eines Vogels, kein Geräusch, von Menschen hervorgebracht, war zu hören. Der weite Wiesenthalgrund, ringsum von bewaldeten Bergen umschlossen, sank immer mehr in den Schatten, aber er blieb nicht unbelebt. Wie Phantasmagorieen, von Geistern heraufgerufen, stieg hier, stieg dort, je mehr die Sonne verlosch und die Temperatur sank, ein Stückchen Nebel empor, flatterte wie ein wehendes Band, lag dort wie ein plötzlich aufgetauchter Teich, zog dort rasch wie ein hinaufgezogener Vorhang an den Wäldern empor... Langsam kam aus dem gegenüberliegenden Waldesdickicht ein dunkler Punkt hervor und bewegte sich vorwärts — ein Hirsch, der zur Tränke ging. Und während die Nebel in der Mitte des Grundes, dem Lauf des Flusses entlang immer dichter zusammenflossen, erschien ein dunkles, brennendes Roth auf den Zinken der starren, zerrissenen Gletscherhäupter...

Hostiwin überließ sich den Träumen, zu welchen die Natur einladet, wenn man sich ihr hingiebt, ohne in sie einen bestimmten Gedanken zu legen. In dieser Stimmung fühlt sich der Mensch wie eine Pflanze unter Pflanzen, wie eine Wolke unter Wolken; kaum daß ihn auf Augenblicke sein Bewußtsein weckt, zu sich selbst zurückzukehren. Dieses gänzliche Sichhingeben an die Außenwelt ist der engste menschliche Verkehr mit den Dingen, die zu uns nicht sprechen können, und ist vorbei wie eine Vision, sobald ihn der Gedanke aufnehmen will.

Dieser träumerische Zustand dauerte lange und so intensiv,

wie er kaum möglich, wenn sein Gemüth nicht von jedem drängenden Gefühl frei gewesen wäre. Ein großartiges Naturbild mag wohl einen unwiderstehlichen Zauber auf die empfängliche Menschenseele ausüben und den Drang und die Noth des Augenblicks vergessen lassen können, dessenungeachtet ist die Macht des Eindrucks zu kühl und gelind, um die Seele mitten im Sturme zu fassen und festzuhalten.

Hostiwin mußte sich's gestehen, daß sein Inneres von Wünschen frei sei, wie es kaum jemals gewesen, und sein Wille sich auf kein Ziel concentrire, sondern sich in einer vollkommenen Freiheit befinde, die allerdings unfruchtbar war. Diese Verfassung mußte für ihn, der seit seiner Jugend im Leben Ziele verfolgt, den Charakter einer gewissen Zerfahrenheit haben. Er hätte sich Ruhe gewünscht und hatte sie errungen, ohne in ihr Befriedigung zu finden, weil sie nicht sein Element war und eigentlich nur die Wohlthat des Ermüdeten oder des Alters ist. Das ganze Treiben der Gesellschaft auf dem neuen Schlößchen war ihm nichts als ein Zeitvertreib, zuweilen interessant, häufig eitel und nichtig. Nur das geheimnißvolle Paar auf dem alten Schlosse reizte seine Neugier und trieb ihn dann und wann zum Nachdenken, weil die Stellung der Beiden für ihn den Reiz der Neuheit hatte. Wenn er sah, wie wenig sie sich in das Leben der Anderen mischten, konnte sich seine Phantasie lange in die Ausmalung ihres Einsiedlerthums vertiefen.

Was ist räthselhafter als die Stimmungen des Menschen? Sie bestehen für sich, entwickeln sich allein und endigen nach ihrer eigenen Bedeutung und ihrem eigenen Belieben. Der spät nachkommende Gedanke, der sich endlich ihr geheimnißvolles Treiben zum Bewußtsein bringt, glaubt sie errathen und ihren Sinn erfaßt zu haben und ist eigentlich in seinem hochmüthigen Stolze nichts als ihr Erzeugniß. Tagelang sucht man sich oft über einen Zustand klar zu werden, ohne ein Resultat zu erreichen. Der Wille bohrt im Innern hartnäckig und ohne Unterlaß und kann nichts finden, weil der Gedanke noch nicht fertig ist. Wie der Leib seine Functionen ohne Einmischung des Geistes verrichtet, so besitzt auch die Seele ihre geheimnißvolle Werkstätte, die der menschliche Wille

nie betritt, geschweige leitet. Im Gegentheil. Stimmungen verstehen es, der schärfsten und geübtesten Selbstbeobachtung zu spotten. Sie halten nicht selten dem Auge und Ohr ein Bild vor, welches ablenkt, verwirrt, das Räthsel erschwert, ja sogar auf falsche Spuren führt. In still bescheidener Thätigkeit arbeiten sie auf ihr Ziel los, und es ist gleichgültig, ob man wisse, daß sie es sind, die eine That vorbereiten, oder ob der Gedanke im dünkelhaften Bewußtsein die Urheberschaft sich selbst vindicirt...

Aus solchen Betrachtungen rissen Hostiwin die Clavierklänge heraus, die vom alten Schlosse herabkamen. Es war dasselbe Tonstück, das er schon oft gehört — das Allegretto aus Beethoven's A-moll-Sonate. Es kam bei der Stille der Nacht wie ein unfaßbarer Seufzer zu ihm herab, es wirkte geisterartig auf ihn — er war überzeugt, daß die Gräfin es sei, welche spiele.

Es war etwas in diesen Klängen, was zu ihm sprach und verwandte Laute in ihm weckte: eine geheimnißvolle Sympathie. Es war wie eine ideale Unterredung. Es thut Musik der Seele in gewissen Stimmungen wohler als das poesievollste Wort, und von solchen Stimmungen träumerischen Charakters war Hostiwin voll. Er hob den Kopf in die Richtung, aus der die Klänge kamen, sah ein einsames erleuchtetes Fenster und rief unwillkürlich: „Ja, das ist sie! Immer spielt sie dasselbe wieder, es ist ihr Lieblingsstück. Sie muß offenbar eine Stimmung suchen, die sie darin findet und in der sie sich beruhigt. Aber was bedeutet das liebliche Tonstück?“

Die Klänge rauschten durch die Nacht, die kein Lüftchen mehr bewegte, Hostiwin, das Auge nach den schwarzen Mauern gekehrt, fuhr, zu sich selbst sprechend, fort:

„Ich verstehe dies Gemälde! Eine Seele, die in Enthusiasmus und Glück zum Himmel emporflattern möchte und auch in leichten anmuthigen Schwingungen wirklich emporflattert, muß sich nach einem Augenblicke himmlischen Genusses wie ein ermatteter Wandervogel auf die irdischen Klippen und Schollen niederlassen, wo in der Nähe Ströme aufbrausen und Vulkane mit dumpfen Schlägen hinaufdrohen...

„Glühende Macht der Sehnsucht hebt die geängstigte Seele

wieder in die Lüfte auf zarten, gebrechlichen Flügeln, sie fährt wieder eine selige Weile durch ein verklärtes Universum — da kommt ein Windstoß, und sie stürzt wie ein Schmetterling im Sturme in das Erdenthal der Wirklichkeit herab. Den Blick noch vom Anschauen des Göttlichen geblendet, sieht sie nicht die wilden Erdengestalten, die daherkommen, sie zu binden und zu knechten, von Himmelstönen noch das Ohr berauscht, hört sie nicht das Geheul und das Kriegsgeschrei der feindlichen Schaaren!

„Sie nahen doch schon!

„Lieblich verzückt träumt die Seele noch, daß sie emporfliege, noch immer den Götterstrahl schaue, den Himmelston vernehme — im süßen, reizvollen, beseligenden Sinnen glaubt sie noch immer, sie sei, wo sie nicht mehr ist…

„Da verschwindet mit einem Schlage die Vision — die Seele sieht die Erde, den ewigen Feind, und mit Einem Flügelschlage steigt sie wieder in den Aether empor und kreist da oben, heiter, selig über den Wolkenlagern, die Donner und Blitze entladen und die Geschöpfe unten erschrecken, doch in die Regionen aufwärts nicht den Schall fortpflanzen…

„Aber niedegedrückt vom schwerfälligen Erdenstoffe taumelt die Seele endlich hinab auf den Steinboden des Lebens.

„Schwermuth ergreift sie, Schwermuth über ihre Schwäche und Vergänglichkeit, auffliegen möchte sie wieder, mächtiger und höher als je — doch ihre Flügel sind der Anstrengung nicht mehr gewachsen, sich in den dünnen, klaren, ätherischen Räumen zu halten — sie taumelt nach dem ersten Versuche zurück, ringt auf dem Boden und kann endlich nicht mehr…

„Wässer brausen und Berge dröhnen — die Seele sieht und hört diese Schrecken. Komme, was da kommt! scheint sie zu rufen. Ich war ja im Himmel!

„Langsam, nach und nach verhallen die ekstatischen Empfindungen, die Brust fühlt nicht mehr die Macht der Wirklichkeit, nur noch im Geiste, in einer glänzenden Traumwelt schwebt sie noch einmal empor in das Bienenschwarmgewühl glänzender Sterne, und ihr ist, als kehre sie niemals wieder auf die klägliche Erdeninsel zurück!“

Als Hostiwin aus diesen Phantasieen erwachte, war es

ganz Nacht geworden. Die Clavierklänge schwiegen schon lange. Er sah die Lichter aus dem neuen Schlosse herüberschimmern und erinnerte sich, daß es Zeit sei, zur Gesellschaft zurückzukehren.

Er erhob sich.

Als er an dem alten Schlosse vorüberkam, sah er hinauf. In der breiten Front waren nur wenige Fenster helle. Die Hunde schlugen laut an, als sie den Wanderer vorüberkommen hörten, die Ketten rasselten. Die schöne Frau, die dort oben wohnte, kam ihm wie eine Gefangene vor.

Hostiwin bog über die Brücke und ging die Straße zum neuen Schlößchen hin. Es schien, als ob zwei Männergestalten in Mänteln ihm nachgingen. Er blieb stehen und wollte sie vorüberlassen. Da schlugen sie sich seitwärts in die Wiesen.

Hostiwin ging, ohne dies weiter zu beachten, fort.

Aber die beiden Männer waren nur zum Schein ein Stück Weges in den feuchten Wiesen gegangen und traten nun wieder aus den Bäumen hervor.

Der Eine blieb stehen und sagte zum Andern:

„Ein räthselhafter Mensch, schlau, verschlagen, voll dunkler Pläne. Der ist nicht ohne Absicht auf Hohensprung."

„Ich sage Dir, daß ich ihn selbst eingeladen," sagte der Andere.

„Du willst sagen: er brachte Dich dazu, ihn einzuladen, weil er wußte —"

„Nein, nein, er wußte nichts von der Anwesenheit der Beatrix. Er war so überrascht —"

„Ein guter Schauspieler! Gestehst Du nicht selbst, von Deiner Schwester gehört zu haben, daß er einmal in einem Verhältniß zu Beatrix stand? —"

„Vorüber! vorüber!"

„Du glaubst Alles! Ich habe auf der Heimkehr von der Jagd die Beiden genau betrachtet. Die Sache ist noch nicht aus. Und diese allabendlichen Spaziergänge —"

„Er blieb allein!"

„Auch sie ist klug. Vielleicht hat sie unser Fortgehen be-

merkt. Vielleicht hat auch der verwünschte Mohr, der sein Spion und Helfershelfer ist, sie gewarnt. Oder die Stunde war noch nicht da und er ging fort, weil er uns bemerkte."

„Du glaubst?"

„Traue meinem Scharfblick!"

Sie gingen wieder langsam eine Strecke weiter.

„Und was liegt Dir eigentlich daran, wenn es der Fall wäre?" fragte der Eine.

„Du kannst fragen?" rief Der, der zuerst gesprochen. „Ist nicht Palmödy mein Freund, mein Verwandter? Das dulde ich nicht! Ich will meine Augen offen halten, und wenn ich etwas merke, dann soll Palmödy einen energischen Freund an mir erkennen."

„Du hast bereits soviel an ihm gethan," fiel der Andere im Tone der Verwunderung ein, „daß es nicht erst dieses Anlasses bedürfen würde —"

Der Fürst machte eine energische Geberde, die Schweigen gebot.

Hostiwin war inzwischen in das Schlößchen getreten.

Eine Weile später kamen auch die beiden Männer nach. Es war Graf Ladislaus mit dem Fürsten Marrizza.

Zwölftes Kapitel.

Graf Demetrius.

Während im untern Landhause ein Vergnügen das andere jagte, blieb das alte Schloß auf der Höhe verschlossen, kaum daß ein Laut von Zeit zu Zeit herunterscholl. Wie aber im Innern der Gäste ernste Interessen schlummerten und sich auch mitten in der Lust des Augenblicks äußerten, ohne deshalb der Umgebung sichtbar zu werden, so hatte auch das alte Schloß einen heimlichen Ruck erhalten, der in die eintönige

Einsamkeit und die schwermuthvolle Ruhe Leben, allerdings ein convulsivisches Leben brachte.

Die Veränderung nahm ihren Anfang mit Hostiwin's Erscheinen.

„Dieser Mann gefällt mir nicht!" hatte der Graf gerufen, als Hostiwin aus dem Zimmer war. Mit diesem Worte hatte er sich Luft gemacht, aber seine Aufregung steigerte sich von da an ohne Aufhören. Die Unruhe brachte ihn um den Schlaf, und sein gereiztes, überspanntes Nervensystem konnte erst in der äußersten Ermüdung einige Ruhe finden. Es erholte sich erst, so zu sagen, in der Muthlosigkeit und Niedergeschlagenheit.

„Kennst Du ihn wirklich nicht?" hatte der Graf, Hostiwin meinend, wohl ein Dutzendmal gefragt.

„Ich schwöre Dir, daß er mir völlig fremd ist," hatte die Gräfin mit heftigster Betheuerung versichert.

Der Graf ging ein paar Mal durch's Zimmer, setzte sich, ergriff ein Buch, las eine Weile darin, warf es wieder weg und überließ sich endlich seinem gewohnten Brüten.

Das Mißtrauen, der Melancholie überhaupt eigen, war nicht zu beschwichtigen. Der Charakter des Grafen, von Natur aus düster, war theils, wie das immer geschieht, durch die Jahre, theils durch den Gang seiner Erlebnisse immer dunkler und dunkler geworden. Die Nacht seines Gemüths, die anfangs an hellen Sternblicken nicht ganz arm war, wurde nach und nach immer unheimlicher und ängstlicher. Wie die bloße Finsterniß dem Kinde ein Schrecken ist, so flößt die lichtlose Schwermuth dem Manne Furcht und Grauen ein, und er sieht in jedem Schatten, der sich heranbewegt, eine Gefahr, die ihm zu Leibe will, und hört bei dem geringsten Laut eines fernen Fußtrittes ein Ungeheuer herbeistürzen, das ihn zu fassen kommt.

Unklarheit, Unentschlossenheit, Muthlosigkeit, Verzagtheit und Apathie sind die Quelle dieser ewigen Besorgniß und dieser so unnöthigen und doch so peinlichen Angst. Weil die Seele zittert, glaubt man, es bebe die Außenwelt. So scheint dem von Taumel oder von Ohnmacht erfaßten Kopfe selbst der ruhige Felsen sich zu drehen und der Erdboden sich zu bewegen.

Tritt aber in diesem krankhaften Zustande ein Ereigniß

auf, das, sogar nach einer vernünftigen Auffassung, einen verderblichen Ausgang prophezeit, indem es entweder eine feste, liebgewordene Stellung verändert oder ganz umwirft, oder gar auf das müde, verzagte, niedergedrückte Gemüth eine Schuld als neue Last bindet, dann geht die innere Zerstörung unaufhaltsam vor sich und der Unglückliche liegt auf einer Folter, von welcher er nur aufsteht, um auf eine noch grausamere gebracht zu werden, bis sich endlich die Besinnung verliert und dem entwichenen Verstande das erbärmliche, werthlos gewordene Leben nacheilt.

Dies ist die Geschichte vieler innerer Zerstörungsprocesse...

Als sich der Graf Demetrius Milowitsch vor vier Jahren zu seiner Heirath entschloß, war er ungefähr sechsunddreißig Jahre alt. Seit lange schon hatte man ihm zu diesem Schritte gerathen und ihm die Aussicht eröffnet, dadurch sein Gemüth aufzuheitern und zu zerstreuen. Mit dem Eigensinn seines Zustandes hatte er diese Rathschläge immer zurückgewiesen. Da erschien er nach einer kurzen Abwesenheit wieder in Pest und brachte seine junge Frau, eine Freiin von Klettendorf, mit. Zum Triumphe Aller, die ihm seit Jahren den Ehestand als Heilmittel seiner Verstimmung angepriesen hatten, trat eine so heilsame Veränderung bei ihm ein, daß der Junggeselle und der Ehemann fortan zwei verschiedene Menschen zu sein schienen. Ein Fest in seinem Hause folgte dem andern, und wie er ehemals in die Einsamkeit geflohen war, so stürzte er sich jetzt in den Tumult der Welt.

Als ihm ein Jahr darauf sein Sohn Constantin geboren worden war, schien seinem Glücke nichts zu fehlen. Die Welt sah jetzt an ihm nur den heitern, Genuß suchenden Weltmann und hatte den übelgelaunten, sich gleichsam mit eigener Hand geißelnden Asceten, der er früher gewesen, ganz vergessen.

Diese Glanzperiode des Glücks dauerte ununterbrochen zwei Jahre lang. Eines Tages — es war im Carneval — war ein großer costümirter Ball bei ihm angesagt. Die ganze hohe Gesellschaft war geladen. Sie erwartete bereits, sich in ihre Kleider werfend, mit freudiger Ungeduld den Augenblick, in welchem die Wagen vorfahren würden — da wurde zu allgemeiner Verwunderung und Mißstimmung der Ball abgesagt.

Seitdem wurde das Haus des Grafen Demetrius still und weltscheu wie ein Kloster.

Aehnliche Vorgänge sind keine Seltenheit im gesellschaftlichen Leben. Oft folgt eine solche Zurückgezogenheit auf eine Epoche geräuschvoller Pracht und erregt kein besonderes Erstaunen, wenn der Umschlag allmählich, vermittelt, vorbereitet eintritt. Das Festleben des Grafen aber hatte mit einem allzu eclatanten, allzu gewaltsamen Abbruch geendet. Kein Wunder, daß sich die Welt lange Zeit ernstlich und gedankenvoll mit der Erörterung beschäftigte, was denn da eingetreten sein müsse, um die Freude am Leben so rasch und so vollständig zu tödten.

Tausend und tausend Vermuthungen wurden aufgestellt und wieder als unbegründet, ja als unmöglich verworfen, bis endlich die öffentliche Meinung, die sich um solche Dinge mit inquisitorischer Strenge kümmert, ermüdet war und das Räthsel unaufgelöst liegen ließ. Man beschwichtigte sich mit dem Rückblick auf des Grafen früheres Leben, indem man sagte, daß, wer einmal ein Sonderling sei, ein Sonderling bleibe.

Um jene Zeit war es, daß der Graf sein Hotel in Pest verließ und sich auf das Schloß Hohensprung in Tyrol zurückzog. Früher mochte er sich kaum dreimal im Jahre erinnert haben, daß diese Besitzung in unwirthbarer Gegend ihm gehöre. Hier hatte er die Einsamkeit, die er wünschte, gefunden, aber Ruhe wollte in sein Gemüth nicht wieder einkehren. Es verdüsterte sich im Gegentheil von Tag zu Tage mehr, und eine einzige fremde Gestalt, die ihm in diesen Bergen von ungefähr begegnete, konnte ihm seinen Aufenthalt so unerträglich machen, als wäre er wieder im Gewühl der Menschen.

Auf dieser allgemeinen Abneigung gegen Gesellschaft beruhte zunächst der Widerwille, den er gegen die Person Hostiwin's gleich bei dessen Anblick empfunden. Dazu kam dessen gemessene, gleichsam etwas verhehlende Haltung und ein paar Blicke von einer Sprache, die er sich nicht deuten konnte. Seine ersten Sorgen, was denn dieser Gast hier wolle und suche, waren ihm durch Beatrix und Sidonie benommen worden, er

entschloß sich, Hostiwin's Besuch zu erwidern, dessenungeachtet wurde er nicht ruhig.

Unter den zahlreichen gräflichen Dienern gab es Viele, die eine mehr als dreißigjährige Dienstzeit hinter sich hatten, doch keiner hatte das Geheimniß des Herrn zu lüften vermocht. Nur ein Mensch, der erst vor zwei Jahren nach Hohensprung gekommen war und die Stelle eines Schloßverwalters und Castellan's erhalten hatte, schien sich schnell in die höchste Gunst seines Herrn gesetzt zu haben und das höchste Vertrauen zu genießen. Es war ein alter Mann, von allen Mitdienenden respectirt und beneidet. Man nannte ihn den Herrn Tobias.

Dieser Tobias hatte vom Grafen den Auftrag erhalten, den neuen Gast zu mustern, zu beobachten und sein Gutachten über ihn abzugeben. Tobias entledigte sich dieses Befehls, indem er sich Ismael näherte, um sich aus dessen Munde allerlei verfängliche Fragen beantworten zu lassen. Diese Ausspähungen mußten natürlich zu Hostiwin's Gunsten ausfallen, da Ismael klug und verschwiegen und für seinen Herrn begeistert war.

Tobias selbst war Hostiwin nie im Leben begegnet.

Auf den Bericht hin, den der alte Schloßverwalter nun eines Abends ablegte, fühlte sich der Graf vollkommen beruhigt, und er wäre mit Hostiwin, wenn auch in kein inniges, doch in ein freundliches Verhältniß getreten, wenn nicht ein neuer Besuch sein eingeschlummertes Mißtrauen wieder erweckt hätte. Dieser neue Anreger des Verdachts war der Fürst Marizza, den der Graf schon von früher her kannte.

Er hatte den Grafen an demselben Tage besucht, an welchem die Jagd auf dem Geierstein abgehalten worden war. Aus Marizza sprach bis dahin nur eine sich selbst unklare Antipathie, der aber, um sich kundzugeben, jeder Weg gut war. Meisterlich verstand er die Kunst, den Gegner, ohne ein bestimmtes Motiv seines Hasses vorzubringen, in den Augen der Zuhörenden häßlich zu machen.

Aufgeregt, seinem ganzen Mißtrauen zur Beute, war der Graf auf seinem Stuhle sitzen geblieben, als der Fürst sich empfohlen hatte, um den von der Jagd Heimkehrenden auf

halbem Wege entgegenzukommen, besonders aber, um Beatrix zu begegnen.

Er hatte wenig gesprochen, aber still und ängstlich zugehört und das Gift in Marizza's Reden mit unheimlicher Begier in sich gesogen.

Die Gräfin hatte bei Tische die Anklage vernommen und Hostiwin in ihren Zwischenreden weder mitangeklagt, noch vertheidigt, noch auch ihre wahre Meinung über den Verleumder und den Verleumdeten verrathen.

Der Tag ging zu Ende. Der letzte Schimmer der Herbstsonne lag auf den Bergen und fiel durch die halb zugezogenen Vorhänge auf das Getäfel des Saales, in welchem der Graf allein zurückgeblieben war. Er rüttelte sich endlich auf und begab sich in sein Zimmer. Es war ein düsteres Gemach mit braunen Tapeten, deren Vergoldung beinahe erloschen war, und alten wunderlichen Möbeln. Feuer brannte im Kamin und erhellte, zeitweise aufflackernd, die Dämmerung.

Der Graf warf sich auf's Sopha, das dem Kamin gegenüber stand. Eine Welt böser Ahnungen und ängstlicher Träume war in seiner Brust heraufbeschworen. Bei geschlossenen Augen entrollten sich um ihn die Zerrbilder seiner Furcht wie Gespenster, die an der Wand entstehen und erst langsam, mit unheimlichen Tritten, dann immer rascher herankommen, um dem hülflos Daliegenden auf den Leib zu springen.

Die Nacht war inzwischen angebrochen. Da klopfte es leise, und die Hinterthüre, zu welcher eine Wendeltreppe führte, ging auf.

„Wer da?" rief der Graf erschreckt.

„Ich bin es!" antwortete eine milde Greisenstimme.

„Du?" wiederholte der Graf mit ausgehendem Athem. „Gottlob!"

Der Angekommene ging mit leisen Schritten durch's Zimmer, zündete Lichter an und stellte sie auf den Tisch.

Reglos blieb er wieder stehen.

Es war der vorhin erwähnte geheimnißvolle Schloßverwalter Tobias, eine mittelgroße, beleibte Gestalt mit einem feingeschnittenen Gesicht voll Bonhommie und Klugheit. Sein Scheitel war kahl, das kurze Haar von milchweißer Farbe lief

über die Ohren herab. Sein Rücken war vom Alter gekrümmt, seine Sprache leise und vorsichtig, sein ganzes Wesen geschmeidig; man sah es dem Manne an, daß er gewohnt sei, sich in guten Kreisen zu bewegen.

Er trug einen langen schwarzen Rock mit Metallknöpfen, schwarze Kniehosen, Strümpfe und Schnallenschuhe. Ein niedriges Hütchen mit breitem Rande hielt er in der Hand, die auffallend weiß war und an der ein paar werthvolle Ringe blitzten.

„Euer Gnaden sind wieder recht leidend," sagte er in theilnehmendem, schüchternem Tone.

Der Graf stieß einen leisen Klagelaut aus.

„Ach Gott!" sagte Tobias rathlos, eigentlich zu sich selbst, „kann ich nicht helfen?"

„Geh wieder!" warf der Graf hin, ohne sich zu bewegen.

„Ich habe Sie schon oft getröstet," erwiderte Tobias. „Vielleicht gelingt es mir heute wieder. Lassen Sie mich bei Ihnen bleiben."

„Geh, sag ich!" befahl der Graf von Neuem.

Tobias that einige Schritte gegen die Thür und blieb dort, den Zeigefinger an die Stirne legend, stehen, nachdenkend, was zu thun sei.

Mehrere Minuten verstrichen, ohne daß sich der Eine oder der Andere geregt hätte.

Der Graf stand plötzlich auf und rief, den Alten anblickend:

„Noch hier? Ich sage Dir, daß Du fortgehen sollst. Du solltest überhaupt nie gekommen sein!"

„Herr," erwiderte der alte Schloßverwalter bittend und von Mitleid mit einem solchen Zustand erfüllt, „ich meine es so gut mit Ihnen — mit Ihnen Allen!" — —

„Wenn auch das nicht wäre!" rief der Graf zusammenfahrend. „Wenn ich auch auf Dich nicht zählen könnte —"

„Ich liebe," gab Tobias zur Antwort, „Ihre Frau Gemahlin wie mein Kind. Doch verzeihen Sie den Ausdruck, der vielleicht nicht ehrerbietig genug ist —"

„O es wäre besser gewesen," nahm der Graf wieder das Wort, „Du wärest nie gekommen, mir die Augen aufzuthun!

Dann hätte ich in meiner Sorglosigkeit fortgelebt, wäre vielleicht mit einem plötzlichen Schlage geweckt worden; vielleicht — ja vielleicht wäre es auch über mein Haupt hinweggezogen —"

„Herr!" fiel Tobias begütigend ein.

„Wie soll ich ruhig sein?" sprach der Graf mit angstvoll zusammengezogenen Mienen. „Ich bin kein redlicher Mann —"

„Sie übertreiben," entgegnete Tobias. „Doch das habe ich Ihnen schon hundertmal gesagt."

„Wenn ich mich nicht mehr für redlich halte?" rief der Graf. „Der ist verrückt, der das Verbrechen nicht ein Verbrechen nennt."

„Doch, mein Gott," — fiel Tobias in die Rede, bemüht, den Grafen milder gegen sich selbst zu stimmen, „es ist sehr schön, untadelig zu leben und in allen Stücken gerecht gegen die Anderen zu sein. Es giebt wenig Menschen, die das nicht wollen, aber nur Wenigen gelingt es, rein zu bleiben. Ich sehe, lieber Himmel, die Welt schon seit sechzig Jahren an und weiß, daß man sich oft Abends mit den besten Vorsätzen niederlegt und am Morgen aus dem Bette gerissen wird, um eine unverantwortliche Handlung zu begehen. Doch Sie kennen meine Lebensgeschichte, ich will nichts wiederholen. Seit meiner Jugend habe ich treu und menschenfreundlich gehandelt und bin eben dadurch in Schuld verfallen. Es ist verborgen geblieben. Wäre es an den Tag gekommen, dann hätte die Welt vielleicht alle schändlichen Namen über mich ausgesprochen, die sie nur für den Bösewicht hat. Wir sind nicht unsere eigenen Herren auf dieser Erde, wenn wir auch Herren heißen — ich zwar war nicht einmal ein Herr, wenn mich die Leute auch Herr Tobias nennen — ich war ein Diener —"

Er seufzte tief und hob die Augen gegen den Himmel, von schmerzlichen Rückerinnerungen voll. Nach einer Pause rief er plötzlich mit Hitze:

„Nein, nein! Bedenke ich, wie Alles kam, so spreche ich mich frei und — mache mir gleichzeitig Vorwürfe! Verwünschte Welt! Sie ist so winklig und so uneben, daß es unmöglich ist, in ihr geradeaus zu gehen."

„Es ist zum Verzweifeln," sprach der Graf, die Hände

an die Stirne schlagend. „Warum all' mein Jammer, all' meine Qualen! Bin ich ein Räuber? bin ich ein Mörder? Nein, das Alles nicht. Ich liebe mein Kind so sehr und meine Frau ist mir so heilig!"

„Ich erlebte Geschichten, —" begann Tobias, in seinen Erinnerungen wühlend, „die mich —"

„Halt ein!" unterbrach ihn der Graf mild und leise. „Ich habe wieder Geduld genug, fortzuleiden. Es muß sein. —"

„Sie ängstigen sich zu viel und umsonst," sprach Tobias. „Was in Ihrem Hause vorgefallen, wird nie an's Tageslicht kommen und für immer unter den übrigen Geheimnissen liegen bleiben, an welchen die Welt so reich ist."

„Mein Gewissen — wie ist's mit dem?" murmelte der Graf düster.

„Es steht ja in Ihrer Macht," fiel der Alte tröstend ein, „Ihren Neffen Ladislaus zu entschädigen. Sie haben den Vorsatz und werden es thun."

„O sage mir," rief der Graf leidenschaftlich aus, indem er auf Tobias zuging und ihn an sich schloß, „werde ich jemals wieder ruhig? Werden die Qualen enden? Werde ich bis zu meinem Ende den ärmsten meiner Bauern beneiden?"

„Ich prophezeie noch gute Tage," gab Tobias im Tone warmer Ueberzeugung zur Antwort, ohne daß es ihm von Herzen ging.

„Du glaubst, das Geheimniß werde nie an den Tag kommen?" fragte der Graf, von Angst bewegt.

„Ich glaube es," war die Antwort.

„Soll man das Kästchen mit den Documenten nicht lieber verbrennen?" fragte er auf's Neue und warf einen Blick auf eine Stelle der Wand.

Es war an den braunen vergoldeten Ledertapeten nichts zu bemerken.

„Nein!" sprach Tobias auf das Entschiedenste. „Nein, wie ich tausendmal gesagt! Diese Papiere halten die einzigen Leute, die hinter das Geheimniß kommen könnten, in Schach und würden sie zwingen zu schweigen."

„Ja, du hast Recht," sagte der Graf in beherzterem Tone.

„Ich bin entschlossen und schwankend geworden wie ein Kind, das gehen lernt.“

„Nur Muth und frohe Zuversicht,“ erwiderte Tobias ermunternd. „In wenig Jahren verändert sich so viel in der Welt, daß man das frühere Aussehen der Dinge und Menschen für immer ausgelöscht findet. Auch hier —“

„Das sei mein Trost, guter Tobias,“ rief der Graf ergriffen und freudig gerührt aus, indem er die Hand des alten Schloßverwalters drückte.

Der Greis verließ das Gemach durch dieselbe Thüre, durch die er eingetreten war.

Als sich der Graf allein sah, that er einige Schritte zurück. Die Clavierklänge, von Antoniens Händen hervorgezaubert, klangen herüber und flatterten weit in die Abendlüfte hinaus.

„Sie spielt wieder!“ sagte der Graf. „Die Kunst erheitert und erhebt, so heißt, es und ich behauptete diese Ansicht ehemals wie einen Glaubenssatz. Es ist nicht wahr. Mich wenigstens erheitert und erhebt sie nicht. Die Kunst that es nur, als ich noch frei war und mich schuldlos fühlte. Jetzt greift sie meine Nerven an und drückt mich nieder. Ich höre aus dem ernsten Adagio meine Trauer heraus, und das heiter jubelnde Scherzo widert mich an, wie die Stimme eines meine Lage nicht berücksichtigenden Spötters.“

Er versank in brütendes Nachdenken. Das herrliche Allegretto gaukelte inzwischen in die schweigenden Wälder und in die Lüfte des Himmels hinaus.

„Das reißt an meinen Nerven!“ sagte der Graf plötzlich aufzuckend. „Doch — ich mag ihr nichts sagen. Ich würde sonst mit einem Worte ihren einzigen Freund stumm machen, den sie so gerne hört und der sie so süß zu unterhalten scheint.“

Da brach das Musikstück plötzlich, noch vor seinem Schlusse ab. Es wurde ganz still.

„Sie hört auf?“ rief der Graf auffahrend. „Was soll das bedeuten? Was hat sie gestört? Doch ich erschrecke bei allen Dingen zu sehr — jede Kleinigkeit —“

Sich selbst auf diese Art beruhigend, wollte er sich niederlassen; da aber nur der Wille Ruhe forderte, die Nerven aber

sie nicht gewährten, that er es nicht, und wie immer im Gewöhnlichsten das Unheimlichste herausfühlend, lauschte er ängstlich, den Athem an sich haltend, ja es war, als ob diese krankhafte Phantasie sich freue, ihr geträumtes Schreckbild endlich einmal in lebendiger Gestalt vor sich zu erblicken.

Auf's Neue unruhig, begab er sich in's Zimmer der Gräfin. Spähend steckte er den Kopf durch die Thüre.

Antonie stand am geöffneten Fenster und blickte in das durch das Mondlicht noch phantastischer gewordene Gebirgsthal.

„Sieh' dort die Gestalt!" sagte sie, beim Knarren der Thüre auf den Eintretenden aufmerksam geworden.

Der Graf trat schnell an's Fenster und sah hinaus.

„Dort an den Weidenbüschen!" fuhr Antonie fort, die Beschreibung mit der ausgestreckten Hand unterstützend.

„Ich sehe etwas," sprach der Graf, die Augen anstrengend. „Doch ist es so weit, nur noch ein Schatten unter Schatten. Wer ist es?"

„Wie Dich doch Alles aufregt!" rief die Gräfin. „Es ist doch so einfach und harmlos. Das ist der Freiherr von Hostiwin."

„Er?" sagte der Graf mit noch größerer Bewegung.

„Ja, er," wiederholte die Gräfin im ruhigsten Tone.

„Was schleicht er so spät herum?" sagte der Graf mit Unruhe.

„Mein Gott!" gab die Gräfin lächelnd zur Antwort, „wie kannst Du einen Spaziergang ein Schleichen nennen? Ich bemerkte ihn schon seit vielen Tagen um die nämliche Stunde, doch ich wußte nicht, wer der träumerische Nachtwandler sei. Erst heute, vor wenig Minuten, erkannte ich ihn, da er diesmal so nahe am Schlosse vorbeikam. Eben hatte ich mein Lieblingsstück zu spielen begonnen, als ein Windzug das Licht auszulöschen drohte. Ein Fenster war offen geblieben. Ich sprang schnell auf, den Flügel zu schließen, da sah ich ihn den Fußpfad langsam herabgehen. Es giebt eben Menschen, die sich von der Gesellschaft losreißen und einsam ihren Gedanken nachhängen müssen. Er scheint Einer dieser Gattung."

„Glaubst Du?" fragte der Graf. „Keine Lust, keine Absicht zu spähen dabei?"

„Kindische Furcht!“ rief die Gräfin. „Reden die Mauern, wenn man ihnen naht? Schallen aus den Fenstern des Schlosses unsere Geheimnisse herunter?“

„Ich sehe das ein,“ erwiderte der Graf, „und doch bin ich darüber unruhig. Hat er Dich nie im Leben gesehen?“

„Welchen Grund hätte er,“ antwortete die Gräfin, „mich bei seinem Besuche nicht daran zu erinnern?“

„Gottlob!“ rief der Graf, „daß Du in einem kleinen und wenig besuchten Städtchen geboren bist und wie eine Nonne dort gelebt hast. So schön bist Du, daß wer Dich einmal gesehen, die holden Züge nie mehr vergessen kann! So ging es mir ja selbst! In fernen Landen stand Dein Bild vor meiner Seele — ich mußte umkehren und es wieder aufsuchen! O hätte ich gewußt, daß das Glück, dieses Bild zu besitzen, eine Quelle der Qualen für uns Beide sein würde! Aber halte mich nicht für so selbstsüchtig, daß ich die Last dieser Qualen tiefer als das Glück Deines Besitzes empfände! Du weißt, daß ich leide, weil ich Dich nicht zurücksetzen, nicht erniedrigen kann!“

Er faßte die Hand seiner Frau auf's Zärtlichste und drückte sie mit zitternden Fingern.

„Ich kenne Dein unermeßliches Opfer!“ rief Antonie schmerzergriffen. „Ein Opfer, dessen Niemand werth ist, das den Einen, der es bringt, sammt dem Andern, dem es gebracht worden, zusammenbricht!“

Der Graf, von diesen Worten erschüttert, raffte den ganzen Rest seiner Energie zusammen und sagte, indem sich seine Gestalt mächtig aufrichtete:

„Was ich thäte, wenn ich mich heute wieder zu dem Opfer entschließen sollte, daran laß mich nicht denken! Was aber geschehen ist, das steht fest und ich lasse es von keiner Erdenmacht angreifen. Mißlingt der Kampf, dann liege ich allein, neben meiner Schuld zu Boden — Du gehst frei aus — und schuldlos — —“ Mit leiser, sanfter Stimme fügte er noch hinzu: „Liebe mich nur, liebe mich —“ und eilte zur Thüre hinaus.

Antonie warf sich auf den Stuhl, der vor dem Clavier stand, und begann mit Ungestüm in den Tasten zu wühlen.

Die Saiten klagten in die Lüfte hinaus, was die Lippen verschlossen hielten.

Dreizehntes Kapitel.

Fürst Marizza.

An einem der nächsten Nachmittage war Alles im Landhause ausgeflogen. Das Wetter war ausdauernd schön und für die vorgerückte Jahreszeit durch das Vorherrschen warmer Südwinde ungewöhnlich milde.

Nur eine Dame und ein Herr hatten sich nicht an dem Spaziergange betheiligt. Beatrix hütete seit zwei Tagen das Zimmer. Sie war nicht eben krank, sie litt eigentlich nur an schwerem Kummer, und dieser hatte sich niederschlagend und verstimmend auf Leib und Seele geworfen. Palmödy hatte ihr vor Kurzem geschrieben und, ohne die Ursache zu verrathen, eine so böse, so unglückliche Stimmung an den Tag gelegt, daß für Beatrix nichts übrig blieb, als anzunehmen, daß sich die Angelegenheit durch Marizza's Hülfe nicht habe ordnen lassen oder daß sich Ladislaus getäuscht und von dem Hochsinn des Fürsten zu viel versprochen habe. Dem Fürsten verpflichtet zu sein, schien ihr bei Ladislaus' Eröffnung eine „zu Boden drückende Demüthigung; jetzt, da sie ihren Mann preisgegeben und den Händen hartherziger Gläubiger überliefert glaubte, hätte sie wieder die Demüthigung vorgezogen, die sie zuerst so sehr gefürchtet hatte. Diese Lage nagte an ihrem Herzen und die Verstimmung des Gemüthes wirkte lähmend auf den Körper zurück.

Was den Fürsten betraf, so hatte sich dieser von dem Ausfluge durch das Vorgeben freigemacht, daß er dringende Correspondenzen zu besorgen habe. Kaum war aber das Schloß

verlassen, als er, ohne ein Blatt Papier berührt zu haben, Hut und Reitgerte ergriff und ausging.

Mit einem seltsamen Ernst, durch welchen die Aufregung hindurchblickte, ging er den Fußpfad, der über die Wiesen führte, ruhigen Schrittes auf und ab. So oft er auf dem Rückwege dem Landhause nahe kam, blickte er durch sein Augenglas verstohlen nach den Fenstern der Zimmer, die Beatrix bewohnte. Eine Stunde verstrich, ohne daß sie, wie er zu erwarten schien, an's Fenster getreten wäre.

Marizza hielt folgendes Selbstgespräch:

„Wenn ich doch wüßte, wie Hostiwin zu Beatrix steht! Ich habe einen bloßen Verdacht, der, bei Lichte besehen, grundlos ist. Seine Abendpromenaden sind das Harmloseste, was sich denken läßt. Daß er mit ihr auf einem freundschaftlichen Fuße steht, sich gehen läßt, ist eigentlich das Vorrecht einer alten Bekanntschaft. Ich dichte mir am Ende einen Rivalen in ihm an, den ich gar nicht zu fürchten habe... Es wäre klüger, ihn durch ein zuvorkommendes und herzliches Wesen sicher zu machen, trotz der Antipathie, die ich gegen ihn hege... Weiß Gott! ich hasse ihn — auf den ersten Blick ist das Gefühl über mich gekommen. Er muß etwas an sich haben, das mir gleicht, ein Etwas, das nicht zu beherrschen ist..."

Er ging einige Schritte weiter.

„Gut ist's," fuhr er fort, „daß ich ihn Ladislaus als einen Verfolger der Beatrix dargestellt. Der gute Mensch ist dadurch auf anständige Weise, ohne sich verletzt zu fühlen, mein Aufpasser und Spion geworden... Welchen Zauber dieses Weib auf mich ausübt! Und doch leugnet man zuweilen die Macht der Liebe! Sie hat mich, den flüchtigsten der Männer, gefaßt und läßt mich schmachten und warten, und ich schmachte und warte wie ein sentimentaler Liebesheld... Von dieser Seite aus müßte ich mich auslachen, wenn nicht andererseits mein Verstand Dinge in's Werk setzte, die meine Leidenschaft dem Ziele zuführen. Jahrelang wühle ich, untergrabe ich, vernichte und verderbe ich — eines Weibes willen! Es ist der trojanische Krieg meines Lebens!..."

Der Fürst war inzwischen bis auf die Landstraße ge-

kommen, die dicht unter dem kleinen Schlößchen vorüberführte. Da kam ihm Wallmerode entgegen. Tief beleidigt über die wirklichen oder vermeintlichen Zurücksetzungen von Sidoniens Seite zu van Groote's Gunsten, hatte er sich im Walde von der Gesellschaft heimlich losgerissen und war auf einem langen Umwege nach Hause gelaufen.

Beide Männer hatten sich bisher wenig um einander gekümmert. Wallmerode war sogar durch Hostiwin gegen den Fürsten eingenommen.

„Guten Tag!" rief Marizza dem Freiherrn unendlich freundlich entgegen.

Der Freiherr, ganz überrascht, dankte.

„Wo kommen Sie her?" fragte der Fürst.

„Ich habe heute einen Riesenweg zurückgelegt," gab der Freiherr zur Antwort, indem er auf seine bestaubten Schuhe zeigte. „Ich war bis in der Greifenau. Man hatte mir erzählt, daß sich auf den Hügeln, die vor dem Bergpasse stehen, alte Mauerwerke befänden, und wie ich aus meinem Tacitus weiß, müssen in dieser Gegend ungefähr die Castra Vitellii gestanden sein. Es wäre allerliebst, auf einem Spaziergange die Existenz römischer Reste zu constatiren."

„Nun?" fragte Marizza neugierig. „Was sind Ihre Resultate?"

„Die Sache sieht sehr verführerisch aus," antwortete Wallmerode mit überlegener Kennermiene. „Ganz römischer Baustyl — massiv, für ein Jahrtausend gearbeitet — da kommt das Aber! Ich fand eine Summe von Kriterien, die gegen den römischen Ursprung sprechen, wenn sie auch dem Laienauge kaum gezeigt werden können."

„Ich hörte schon," sprach Marizza in sehr einschmeichelndem Tone, „daß Sie ein Mann der Wissenschaft sind, aber ich wußte nicht, daß Sie der Gelehrteneifer selbst in dieser lebenslustigen Gesellschaft nicht frei läßt..."

„Ich bitte," versetzte Wallmerode schmunzelnd und sich verbeugend, „ich bitte — nulla dies sine linea, wie Apelles sagte —"

„Alle Hochachtung vor dem Studium eines Faches," fiel der Fürst mit noch erhöhter Liebenswürdigkeit ein, „das nur im

Resultat der Forschung sein Glück und seinen Lohn findet und niemals vor der Menge rauschende Ehren erntet —"

„Auf der Pforte der wahren Wissenschaft," versetzte der Freiherr in hochtrabendem Tone, „wird ewig die Inschrift des unsterblichen Dichters von Venusium: Odi profanum vulgus geschrieben bleiben."

„Baron, wir müssen uns enger an einander schließen," sprach der Fürst mit einer gewinnenden Wärme. „Auch ich treibe meine Studien — natürlich überall als Dilettant — Ihr Umgang wird mir sehr fruchtbringend sein —"

Er drückte dem Freiherrn auf's Herzlichste die Hand, was dieser mit der ganzen Glut geschmeichelter Eitelkeit erwiderte.

Sie trennten sich.

„Eine originelle Verbindung!" rief Marizza höhnisch hinter dem Rücken des Fortgehenden. „Halb Geck, halb Schulfuchs!"

Da erschien Beatrix, vielleicht von den Stimmen herbeigelockt, am Fenster.

Der Fürst grüßte und eilte auf eine Art in's Haus, wie wenn er ihr zeigen wolle, daß er oben einen Besuch abzustatten wünsche.

Beatrix deutete es auch so. Mit dem Entschlusse kämpfend, ob sie ihn sehen oder abweisen solle, wurde sie von der Anmeldung überrascht.

Mechanisch hatte sie Ja gesagt und bereute das Wort, sobald es gesprochen war.

Verlegen, niedergedrückt stand sie dem Eintretenden gegenüber.

„Gräfin," sagte Marizza heiter und scherzhaft, „ich fürchte, Sie würden Ihren alten Hausfreund gänzlich vergessen, wenn er nicht ein wenig zudringlich wäre."

„Wäre es der Fall," antwortete Beatrix mit überraschend entschlossenem Muthe, um durch Offenheit aus der sich steigernden Verlegenheit herauszukommen, „wen könnte es Wunder nehmen? Ich bin gar nicht recht bei mir — — ich bin auf Hohensprung nur mit halber Seele — — O daß mein Vater noch lebte! — Sie wissen Alles. Setzen Sie sich!"

Sie ließ sich nieder, Marizza setzte sich gegenüber.

„Ich bin erstaunt,“ hob Marizza an, „der Ton, den Sie anschlagen —“

„Offen, offen!“ sprang ihm Beatrix in die Rede. „Mir scheint, es zieme meiner Würde als Palmödy's Frau wenig, in einer Lage die Fremde zu spielen, an der ich so schwer mitbetheiligt bin. Was Sie betrifft, so denken Sie zu ritterlich, um mir den Antheil, den Sie am Schicksal meines Mannes freiwillig genommen, unaufgefordert einzugestehen; wenn ich Sie aber inständigst um Auskunft bitte, damit ich mich von endloser Unruhe befreie, werden Sie es als Pflicht ansehen, Ihr Stillschweigen aufzugeben!“

„Theuerste Gräfin —“ murmelte Marizza, wie Einer, den erhaltener Dank verlegen macht, oder Einer, der hin- und herräth, um was es sich handle.

„Lieber Fürst,“ versetzte Beatrix in höchster Ungeduld und über diese seltsame Haltung verdrießlich, „Ihre Großmuth leidet an Prüderie —“

„Sie sprechen in Räthseln,“ gab Marizza zur Antwort. „Ich bitte, mir zu erklären —“

„Wohlan,“ sprang Beatrix heftig dazwischen, „ich rede, weil Sie es verlangen, weil Sie mich auf die Tortur legen —“

„Sie beunruhigen mich —“ rief Marizza, „doch reden Sie!“

„Mein Gott!“ rief Beatrix, auf's Höchste aufgeregt. „Was soll das? Ich weiß Alles — so hören Sie es: ich bin in Alles eingeweiht!“

„Wäre nur ich es auch!“ versetzte Marizza verwundert, während Beatrix über diese Worte hinweg weiter fortfuhr:

„Mein Mann steht durch Schuld oder Unglück am Rande seines Ruins. Ich erfuhr es vor Kurzem, und da hörte ich auch, daß Sie ihm die rettende Hand geboten —“

„Ich?“ rief Marizza, sich rasch erhebend und durch Blick und Bewegung die Wahrheit des Gehörten verleugnend; „aus welcher Quelle haben Sie das?“

„Von Ladislaus,“ war die Antwort.

„Gräfin,“ sprach Marizza in größter Verwirrung, „ich wäre glücklich, wenn man meine Dienste angerufen hätte. So

aber stehe ich vor Ihnen in der eigenthümlichen Pein, mich zu einer edeln That nicht bekennen zu können, der Ihr Dank auf halbem Wege entgegenkommt. Es thut mir leid —"

„Wirklich?" hauchte Beatrix hin. „Ein Irrthum?"

„Gräfin," gab Marizza mit kalter Ruhe zur Antwort, „ich habe für Ihren Gemahl nichts gethan!"

„Der Unglückliche!" rief Beatrix in größter Bestürzung aus. „Ich fürchte das Aergste für ihn! Sein Stolz läßt ihn keine Schmach überleben!"

Ihr Kopf fiel trostlos nieder, und aus den geschlossenen Augen drängten sich die Thränen hervor.

Der Fürst that einige heftige Schritte über das Zimmer, blieb stehen und sagte mit einem Blicke auf Beatrix zu sich selbst:

„Wie sie leidet! Doch das Leiden, dem sie mich preisgiebt, ist älter. Elend wäre es von mir, wenn dieser Anblick eine Rache, die ich mir geschworen, labte, aber es ist zu verzeihen, wenn durch ihr Leiden das Meinige vielleicht seinem Ende naht. Der Kopf mißhandelt das Herz!"

Beatrix fuhr flüchtig mit dem Tuche über die Augen, erhob sich schnell und sagte tief ergriffen, doch sehr entschieden:

„Noch heute reise ich nach Wien!"

Es war, als werde sie gleich zur Klingel greifen und die Pferde bestellen lassen.

Von ihrem Ausrufe und ihrer Bewegung überrascht, wollte der Fürst antworten, als sich die Thüre öffnete und der Diener mit einem Briefe eintrat.

„Von meinem Manne! von meinem Manne!" rief Beatrix, als sie den Brief erblickt hatte, indem sie ihn dem Ueberbringer fast aus der Hand riß. „Ja, von ihm!" setzte sie hinzu, als sie die Adresse überflogen, und eilte in das nächste Zimmer.

„Vortrefflich!" rief Marizza, als er allein war, und postirte sich einige Schritte weit von der Thüre, aus der Beatrix zurückkommen mußte. Die Arme über einander geschlagen, stand er unbewegt aber sicher da, nur aus seinen Augen leuchtete eine unermeßliche Erwartung. Einige Minuten vergingen.

Da stürzte Beatrix wieder hervor. Mit ausgebreiteten Armen, in der Rechten den offenen Brief emporhaltend, mit einem Gesichte, in dessen Zügen Schmerz und Freude durcheinander rangen, hoch aufathmend, blieb sie an der Thüre stehen und rief:

„Er ist gerettet! Sie können nicht länger leugnen! Sie haben Ihr Werk vergebens verhüllt! Alle Segenswünsche auf Ihr Haupt für das, was Sie an Palmödy gethan haben."

„An Palmödy?" gab der Fürst, der unbewegt, ja starr vor ihr stand, mit einem leichten, bemitleidenden Lächeln zur Antwort, worauf er einige Schritte vortrat und eiskalt sagte: „Wer ist Palmödy?"

„Seltsame Frage!" versetzte Beatrix, an ihn herantretend, „wie räthselhaft! Ihr Freund, Ihr Verwandter!"

„Gräfin," sprach Marizza mit derselben Ruhe, „ich behaupte doch, ich habe für ihn nichts gethan!"

„Wie soll ich das verstehen?" fragte die Gräfin, von der eigenthümlichen Haltung des Fürsten beunruhigt und ganz beirrt.

„So vernehmen Sie es denn!" sagte der Fürst. „Ich habe allerdings einen Schaden mit meinen Mitteln gedeckt, der wahrhaftig keines gewöhnlichen Opfers bedurfte. Jener leichtsinnige und hochfahrende Mann aber hätte höchstens mein Bedauern und nicht meine That verdient. Meinen Warnungen zum Trotz ist er in die Gefahr wie in die unbekannte Tiefe eines Wassers hineingestiegen, ohne sich je einfallen zu lassen, wen er an sein Schicksal gebunden habe und wen er mit hineinziehe. Was ich Ihnen jetzt sage, bleibt ewig unter uns. Ihnen, unglückliche Frau, habe ich zu Hülfe zu kommen gewagt, Ihnen habe ich die Hand unsichtbar gereicht! Im stillen Bewußtsein dieser That sollten die Zinsen dieser Handlung bestehen. Gegen meinen Willen ist das Geheimniß verlautet, beurtheilen Sie selbst, wer daran Schuld sei, ob ich oder die wohlgemeinte Geschwätzigkeit des Grafen Ladislaus und das Freudengeschrei Ihres geretteten Mannes. Da nun meine Anstrengungen, die Sache zu leugnen, nichts mehr fruchten, so wissen Sie denn: die That ist für Sie gethan!"

„Fürst Marizza!“ rief Beatrix, von Dankgefühlen durchstürmt und ungefaßt vor Erstaunen über die spröde und abstoßende Großmuth des Fürsten, den sie stets auf die entgegengesetzteste Weise beurtheilt hatte.

„Ich sehe Sie außer sich,“ fuhr der Fürst fort. „Ich will Ihre Erschütterung nicht länger durch meine Gegenwart steigern. Ich bitte Sie nur, ehe ich gehe, die Sache nie mehr in diesem Leben zu berühren und meine That als eine so kleine Galanterie zu betrachten, wie wenn ich nur einen Fächer, den Sie fallen gelassen, aufgehoben hätte. Doch aber, wenn es geschieht, wie es in Pest so oft geschehen, daß die Leute den Fürsten Marizza angreifen und ihn den ausbündigsten Egoisten schelten — dann, dann Beatrix, versuchen Sie es, mich mit einem hingeworfenen Worte in Schutz zu nehmen.“

Er küßte ihre Hand und flog aus dem Zimmer hinaus.

Vom Eindruck der Situation überwältigt, saß die junge Frau lange Zeit da und suchte das Erlebte mit ihren vorigen Ideen in eine richtige Verbindung zu bringen.

Das letzte Roth des Abends lag auf den Gebirgen und verblaßte allmählich.

Erst die geräuschvolle Rückkehr der Gesellschaft weckte Beatrix aus ihren Träumen.

Vierzehntes Kapitel.

Wallmerode, der Freiwerber.

Am Abend nach der angeblichen Rückkehr von den Ruinen der Castra Vitellii gesellte sich in Wallmerode's Gemüth zu der tiefen Verstimmung über Sidoniens Benehmen noch eine andere, schwer in's Gewicht fallende Unannehmlichkeit. .

Die Post, die der Gräfin Palmödy eine so wichtige Nach-

richt gebracht, hatte auch einen Brief an Wallmerode nach Hohensprung befördert. Ein Schreiben seines Verwalters war eingetroffen. Dieser meldete ihm den bedauerlichen Stand seiner Gutskasse, erfolglose Gänge zu Advocaten und Agenten und die bare Unmöglichkeit, Geld aufzutreiben. Und dieser Verwalter, der so klagte, ahnte noch nichts von dem bereits mehrjährigen trauten Verkehr des Herrn Baron mit jüdischen Geldmännern! Er schrieb höchst überrascht, daß ein gewisser Altschul bei ihm gewesen, sich über die lange Abwesenheit des Freiherrn sehr bedenklich und besorgnißvoll ausgesprochen und ihm im Vertrauen die von ihm ausgestellten Wechsel gezeigt habe.

Die Wirkung des Briefes war unermeßlich entmuthigend. Zum ersten Mal seitdem er auf Hohensprung war, verbrachte Wallmerode den Abend nicht im Salon, sondern ließ seine Abwesenheit durch dringende Arbeit entschuldigen.

Das Fauteuil, in welchem er gebeugten Hauptes lag, war für ihn heute wirklich ein Sorgenstuhl. Nachdenklich irrten seine Augen auf der Steppe seiner finanziellen Lage, in der keine Quelle aufspringen, kein Bergwerk sich auffinden lassen wollte. In fünf Wochen mußte Alles biegen oder brechen. Wallmerode gestand es sich ein, daß die ihm so kostbare Zeit trotz aller Bemühungen verschwendet und er von dem Besitze der Frau von Kismeny noch eben so weit sei als am Tage seiner Ankunft. Seine Liebe war eine Finanzfrage. Wenn auch nicht als Gatte, schon als erklärter Bräutigam der reichen Wittwe hätte er vielleicht — mit bedeutenden Opfern freilich — eine Prolongirung der Wechsel wagen können. Dann mußte er aber auch Altschul etwas Faßbares: Documente, Briefe, Papiere, kurz Garantieen bieten können. Altschul war ja kein Träumer, kein Ideolog! Wie es jetzt stand, hatte Wallmerode ihm nur Aussichten, Hoffnungen zu bieten — und auf diese Hypothek gab dieser praktische Rechner nichts. Jedes andere Mittel war erschöpft, Erbschaftsaussichten nicht vorhanden. Nur der Bräutigamsstand hätte die Persönlichkeit des Freiherrn in den Augen Altschul's zu rehabilitiren, galvanisiren, idealisiren vermocht — aber bis dahin, wie weit, wie weit! Und wie bald sind fünf Wochen um! Und wie

schnell ist Altschul mit seinen Wechseln da! Wechsel reiten schnelle!

Diese Gedanken ließen ihn nicht los. Es schlug zehn Uhr, elf Uhr und schlug Mitternacht, Wallmerode saß noch immer auf derselben Stelle da, um mit demselben Eifer sich's mit Ziffern zu beweisen, wie gräßlich seine Finanznoth sei.

Wenn solche Stimmungen überhand nehmen, so erwehrt sich der klarste und stärkste Kopf nicht der peinlichsten Uebertreibungen in der Anschauung seines Zustandes. Das war auch bei dem Freiherrn der Fall. Er sah Sidonien ihm entfliehen, hörte sie auf seinen Heirathsantrag ein hohnlachendes Nein erwidern, hörte endlich den gefühllosen, hartgesottenen Juden jammern und schimpfen, vor dem Wechselgericht plaidiren und die Personalhaft verlangen.

Diese Gedanken trug er mit in's Bett, in welchem er sich endlos lang herumwälzte, ohne einschlafen zu können. Als ihn endlich die Müdigkeit übermannte, jagte ein ängstlicher Traum dem andern. Bald war er im Coliseum zu Rom, das ihm zu seinem Schuldarrest angewiesen worden war, bald gab er eine große Bank, die ihm im Nu gesprengt wurde, endlich sah er sich in einer Kirche, nicht aber, um dort getraut zu werden, sondern um der klösterlichen Einkleidung Sidoniens beizuwohnen.

Abgemattet und erschöpft war er am Morgen aufgestanden. Mit Ankleiden beschäftigt, hielt er immer wieder inne und starrte, ohne etwas zu sehen, in die Gegend hinaus. Wenn der Tag nichts zu bieten hat als Sorge und Verlegenheit, dann wird das Ankleiden selbst, das Rüsten zum Tagwerk, eine Qual. Zuletzt warf sich Wallmerode auf sein Sopha, die gefalteten Hände zwischen die Kniee geklemmt, und blieb in dieser, die Entmuthigung charakterisirenden Stellung lange sitzen.

„Ich komme nicht vorwärts!" seufzte er abermals und tiefer als je. „Ich komme nicht vorwärts. Sie behandelt mich mit Aufmerksamkeit, cokettirt mit mir, hält mich hin und bringt mich dadurch zur Verzweiflung. Ach, ich sehe doch — so viel ich auch umherspähe — keinen Nebenbuhler, denn van Groote, von dem Hostiwin neulich schwatzte, ist

keiner! Sie nähert sich dem harmlosen Menschen nur, um mir zum Possen zu handeln! Die Erinnerung an den verstorbenen Gemahl und den todten Bruder steht mir auch nicht mehr im Wege — die Wittwe sieht in mir noch immer den wohlhabenden Baron von ehedem — sie achtet den Mann von Bildung und Kenntnissen — was zögert sie noch, mich zu beglücken? Was zieht sie die Belagerung in die Länge? Ist's ein Zweifel an dem Ernst meiner Gefühle? Ach! meine Gefühle vertragen kein Temporisiren, meine Lage verträgt kein Zögern — meine Wechsel auch nicht. Zaudern heißt bei mir soviel als Ruin. Vorwärts also, vorwärts! Fort mit dem Getändel! Ernst, Wallmerode, und Glut, sturmlaufende Glut! Altschul wartet!"

Diese Gedanken rissen den Unglücklichen wieder empor und er ging an die Fortsetzung seiner Toilette.

Zum Hoffen stets geneigt, malt sich der Mensch seine Traumbilder immer reizender und reizender aus, je länger er bei ihnen verweilt. Wallmerode trat vor den Spiegel und begann sich zu mustern. Je länger er dastand, um so mehr hob sich sein Haupt, um seine Lippen spielte das ironische Lächeln, das sich nur in unbelauschten Momenten hervorwagte, und seine Augen sprachen von der Zufriedenheit, mit der ihn sein Bild erfüllte.

„Ach! mir ist schon soviel gelungen!" sagte er zu sich, „warum sollte ich nicht auch diesmal als Sieger davongehen? Ich habe ja bereits arge Momente erlebt! Jener Morgen in Prag, als Franz Milowitsch sich erschossen hatte — jene Nacht in Rom, als der alte Alibrandi mich im Schlafzimmer seiner Tochter fand, waren böse. — Doch was sage ich böse? — in der Erinnerung sehen sie nur romantisch aus, weil sich Alles am Ende glücklich löste. Warum sollte sich auch Dies nicht noch glücklich lösen können?...

„Und wenn doch nicht — wenn Sidonie aus irgend einem räthselhaften Grunde meine Werbung abwiese — ach, das wäre entsetzlich!" Die Cravatte, die er eben umbinden wollte, sank aus seiner Hand, und bewegt, tief nachdenklich, auf die Console gestützt, blieb er stehen.

Ein Besuch rüttelte Wallmerode aus dieser Gemüthsverfassung empor. Er blickte auf. Es war Hostiwin. Er kam, wie er es gewohnt war, seine erste Cigarre bei ihm zu rauchen und in der unbeschäftigten Zeit des Morgens ein wenig zu plaudern.

„Noch nicht angekleidet?" fragte Hostiwin lächelnd. „Vielleicht mit einigen kleineren kosmetischen Arbeiten beschäftigt? Ich gehe wieder, wenn ich störe. Diese Arbeiten verlangen ungestörte Ruhe und die schöne Stille des Geheimnisses!"

„Deine Späße sind hier sehr unpassend," erwiderte der Freiherr. „Das Geheimniß meines guten Aussehens ist einfach: eine geordnete Lebensweise und Ruhe der Seele."

„Zweifle ich daran?" fragte Hostiwin. „Ich glaube wahrlich nicht, daß Du Dich schminkst oder Dir das Haar färbst. Doch warum verdeckst Du diese Stelle am Hinterhaupt? Ich nannte sie einst, da sie noch ganz klein war, die Tonsur des Weltmannes, und jetzt, da sie größer und Du ein Gelehrter geworden, verleiht sie Dir wo möglich noch einen größeren Ausdruck von Würde. Sie ist kein Mangel, im Gegentheil ein Attribut."

Wallmerode hatte einen kleinen Toilettenspiegel in der Hand gehalten und war, den Rücken einem großen Spiegel zugekehrt, mit sorgsam arbeitender Bürste bemüht gewesen, eine beginnende Glatze unsichtbar zu machen. Beide Apparate noch in der Hand, kehrte er sich um und erwiderte ziemlich scharf: „Schon seit langer Zeit machst Du über diesen Defect höchst unziemliche Witze. Was willst Du? Ich habe doch lieber auf meinem Scheitel eine kleine leere Stelle, die ich mühelos verdecke, als so viel graue Haare wie Du! Die kleine Glatze entdeckt nur das spionirende Auge des Neides, Deine grauen Haare aber kündigen Jedem sogleich Dein Alter an."

„Das ist wahr," erwiderte Hostiwin. „Doch neulich erst sagte mir eine junge Dame, daß ein graudurchmischtes Haar den Kopf eben so wenig entstelle, wie das bunte Laub den herbstlichen Baum. Vielleicht ist etwas Wahres daran."

„Die thörichten Weiber, scheint es, haben sich das Wort gegeben, Dich zum Gecken zu machen!" rief Wallmerode.

„Buntes Laub! Es ist schlimm, wenn Du solche Einfälle für Ernst nimmst.“

„Du bist schnell gereizt, Freund,“ sagte Hostiwin gutmüthig und im besten Humor. „Was sagen Dir wie mir diese Anzeichen? Daß uns Beiden, trotzdem sie das Herz nicht treffen konnte, die Zeit im Vorübergehen die Schläfen gestreift hat; daß für Dich wie für mich die Periode der Liebe ein Ende nimmt und die zweite, die grauenhafte Periode anhebt, in welcher wir versuchen müssen, Hochachtung zu erregen. Es ist traurig, es ist das Ende vom Liede!“

„Daß ich nicht wüßte,“ erwiderte Wallmerode, dem Hostiwin wider Willen ein Lächeln abgezwungen hatte. „Blos Hochachtung? Nein, so weit ist es noch lange nicht! Ich zähle sechsunddreißig Jahre, Du bist sogar noch um ein oder zwei Jahre jünger. Hochachtung, blos Hochachtung? Ich wünsche freilich, daß unter den Gefühlen, die ich der Frauenwelt einflöße, nie ein Element von Achtung fehle, aber dies Element überwiegt noch nicht, es ist nur eben die verborgene Wurzel, der die Neigung entkeimt.“

„Es freut mich, das von Dir zu hören,“ sagte Hostiwin ruhig. „Wie stehst Du mit Sidonien?“

„Du siehst es ja,“ erwiderte Wallmerode. „Immer an ihrer Seite und doch immer noch frei, so daß ich jeden Augenblick zurück kann. Ich mag nichts übereilen, Ueberstürzung, glaube mir, taugt nichts. Ich dränge nicht zur Katastrophe. Vor Allem bin ich bemüht, ihres Charakters, ihres Naturells völlig kundig zu werden. Abklärung, Abklärung, das ist die Hauptsache. Ein Mensch wie ich, der von seiner zukünftigen Frau nur Eins fordert: Gleichartigkeit der Ueberzeugung und innig-trauliches Verständniß, darf sich nicht übereilen. Sinnlichkeit ist stürmisch und treibt Alles in Hast, eine sittliche Durchdringung zweier Naturen geht nur allmählich vor sich. Es hat mir einige Mühe gekostet, diesen ruhigen, sichern Standpunkt Sidonien gegenüber stets festzuhalten.“

So schwatzte Wallmerode in unaufhörlich aufrechtgehaltener Bemühung, über seine Natur und Lage zu täuschen. Hostiwin aber, der die Hauptphasen dieses nun schon jahrelang dauernden Verhältnisses mit angesehen hatt, wurde durch diese Reden

nicht irre geführt. Er sah in der Motivirung des langen Zauderns nichts, als ein kluges Manöver, das der Gedanke an eine mögliche Niederlage erzeugt hatte.

Halb lachend, halb ärgerlich über den selsamen Kauz, den er Freund nannte, griff er sich an die Stirne, wie man es in einem Conflict zu thun pflegt, in welchem das wohlwollende Herz eine Warnung oder einen Rath los'schießen will und die Klugheit eigensinnig ihn zurückhalten möchte.

Das Freundschaftsgefühl siegte. Hostiwin sagte ruhig:

„Sei offen, Freund! Liegt Dir viel daran, Sidonie zu heirathen?"

„Ich liebe sie unermeßlich!" war die Antwort voll affectirter Leidenschaft.

„Dann erlaube mir zu sagen, daß Dein Zaudersystem ein verderblicher Unsinn ist."

„Du wählst die Worte wenig!" rief Wallmerode bissig und doch unsicher, da er nur ein sich vorher im Stillen eingestandenes Unrecht, einen eben zuvor gerügten tactischen Fehler verhehlte.

„Brause nicht so auf!" sagte Hostiwin gelassen. „Ich merke Dir an, daß Du Dein System selbst verdammst. Bist Du denn so jung und wird die Kismeny nicht auch täglich älter, daß Ihr so viel Zeit verlieren könnt?"

Die Wahrheit dieser Worte schlug in den Freiherrn mächtig ein. Innerlich schmerzlich berührt, erkünstelte er einen drolligen, mißbilligenden Blick und trommelte statt aller Antwort auf der Fensterscheibe.

„Ich rathe Dir," fuhr Hostiwin, die Wirkung, die er hervorgebracht, bemerkend, doch nicht auf sie pochend, ruhig fort, „daß Du endlich, und zwar recht bald, zum Sturm schreitest. Würdest Du morgen dabei zurückgeschlagen, so glaube mir, daß Du auch nach einem Jahre keinen Schritt weiter gekommen wärest. Erkläre Dich — biete ihr Deine Hand an — sie kennt Deine Absichten vielleicht selbst nicht."

„Brich ab, brich ab!" rief Wallmerode, sich rasch umwendend. „Deine Anweisungen mögen für Einen wie Du gut sein, aber eine Natur wie die meinige muß anders vorgehen. Was man im Sturme nimmt, das geht wieder im

Sturme verloren. Dein Leben giebt Belege davon. Deine Liebe war gewöhnlich eine tolle Gewitternacht, die meinige soll ein gemüthvoller Christabend werden. Die Herzen sind verschieden und daher nicht nach ihrer Façon selig zu machen. — Uebrigens" — fuhr er in seiner beredtsamen Selbstbelügung fort — „übrigens kann ich Dir, von Deinen ermüdenden Bemerkungen genöthigt, zu Deiner Beruhigung gestehen, daß ich des Erfolgs ganz sicher bin."

„Du lebst in einem schrecklichen Wahne," erwiderte Hostiwin entschieden, „in einem Wahne, den ich als das Symptom einer knabenartigen Verliebtheit ansehen muß. Um so mehr drängt es mich, Dir meine Augen zu leihen oder die Deinigen zu öffnen."

„Was soll da herauskommen?" fragte Wallmerode, der plötzlich wieder bei der Entschiedenheit, die ihm entgegentrat, sein Lügengebäude zusammenbrechen sah.

„Deine Täuschung wird leider nur zu bald an den Tag kommen," gab Hostiwin zur Antwort. „Du bist überflügelt. Während Du all' die Zeit verlorst, das Frauennaturell der Kismeny zu studiren, ist sie Dir von einem Andern weggeschnappt worden, —"

„Was?" rief Wallmerode in ernstem Schrecken.

„Leider scheint es so!" fuhr Hostiwin fort. „Sidonie liebt van Groote."

„Drollig!" rief Wallmerode ungläubig und erfreut, nichts Schlimmeres zu hören. „Van Groote ist mir nicht gefährlich. Sidonie, eine geborene Gräfin Milowitsch, einen Maler heirathen — einen Plebejer! Es ist die harmloseste ihrer Coketterieen, mich durch ihn zu reizen."

Er hielt in seiner Aufschneiderei inne, selbst nicht wissend, woran er sei, und sagte plötzlich auffallend skeptisch:

„Glaubst Du übrigens, daß van Groote Heirathsgedanken hat? Sage, was Du willst, es ist nicht so, ich kann mir ihn nicht anders denken, als in seiner düstern Resignation und der poetischen Trauer um das Alpenmädchen von Traunkirchen."

„Ich habe meine Pflicht gethan!" schloß Hostiwin aufstehend, zum Fortgehen bereit. „Was Deine vorige Bemerkung über den Plebejer betrifft, so glaube ich, berühmte Künstler

gehen seit den ältesten Zeiten mit dem Adel Hand in Hand. Ich wiederhole nur noch: lauf Sturm! Entweder ist sie dann gewiß Dein, oder Du bist von einer quälenden, zeitraubenden Täuschung frei. Auf Wiedersehen!"

Er verließ das Zimmer.

„Großer Gott!" rief Wallmerode, als er allein war. „Was ich mir vorlüge! Was ich für Comödien aufführe! Ich sollte eigentlich Hostiwin um den Hals fallen! Stürmen muß ich! Gleich, gleich! Stürmen ist die Parole! Und wenn ich auch nicht wollte und Hostiwin dagegen wäre," fügte er, aus dem Pathos fallend und, von der Komik seiner Situation überwältigt, in's Scherzhafte umschlagend, hinzu, „so besteht mein Verwalter darauf und Altschul treibt mich mit unerbittlichem Commando in's Treffen!"

Fünfzehntes Kapitel.

Der Maler.

Während die Gesellschaft im kleinen Schlößchen sich in dem Salon versammelte, jagte, musicirte, Ausflüge machte, saß Robert Petrowsky, der Maler, auf van Groote's Zimmer verborgen. Es hieß, er sei krank, aber er war es nicht mehr, wenigstens körperlich nicht. Er floh die aristokratische Gesellschaft, die er für glücklich und sorgenfrei hielt und darum haßte. „Gieb mir Gold und Ansehen, setze mir Orden auf die Brust, wie Horace Vernet sie hat," sagte er zu van Groote, „dann werden mich auch die Leute achten. Als Diogenes mag ich nicht unter ihnen sein."

Um über Petrowsky gerecht zu sprechen, mußte man sich immer vor Augen halten, was in ihm war, was er sonst vermochte und was in ihm zu Grunde ging. Jetzt waren nur

Ruinen zu sehen, der Verfall war da, der Unmuth, die Alle beleidigende Bitterkeit. Van Groote nur durfte sich dem kranken Löwen nähern, ohne sich eines Hiebes seiner Tatze versehen zu müssen. Er verzweifelte eben an Allem und Jedem. Er war von dem geachteten, gebildeten, vielversprechenden Manne, der er ehemals gewesen, so zu sagen Schritt für Schritt die ganze sociale Stufenleiter herabgestiegen und konnte doch nie vergessen, wer er sonst gewesen und worauf er sonst Anspruch gemacht; ein König seiner Phantasieen, ein Lear, zum Bettler heruntergekommen und verarmt, stand er da.

Sein großes Bild: „Das Gastmahl auf der Galeere des Pompejus", das auf den Ausstellungen von Paris und Wien Aufsehen gemacht, aber keinen Käufer gefunden, war zurückgekommen und hing an der Wand, ein figurenreiches Gemälde, durch seine Farben ebenso bewunderungswürdig, wie durch Ausdruck, Leben, Energie der Darstellung. Die Anordnung dieser großen, genialen, hochpoetischen Schöpfung war die folgende:

An einer niedern Tafel auf Kissen gelagert sitzen die Säulen der damaligen Welt: Antonius, Octavianus und Lepidus, zwischen ihnen die Hauptleute Mäcenas, Agrippa, Eneobardus; schwarze und weiße Sclaven und Sclavinnen bedienen.

Lepidus, eine aufgedunsene, träge Gestalt, ist bereits in den Grund getrunken. Drei Sclaven haben ihn gefaßt, um ihn hinwegzutragen.

Antonius, ein Ideal der Männlichkeit, sitzt in der Sorglosigkeit der Götter, ganz dem Momente hingegeben, da, sein Auge weilt auf der Gruppe im Hintergrunde, die, Epheuranken in den Locken, Handpauken schwingend, „tanzt, bis alle Welten schwanken".

Selbst das ewig-wache, allen Illusionen feindliche Auge Octavian's ist von dem süßen Nebel des Weins umwölkt, und der künftige Alleinherrscher der Erde schmunzelt gutmüthig und vergißt in diesem Augenblicke, daß er der Neffe Cäsar's, er ist nur ein Zecher unter Zechern.

Matrosen und Musiker mit Zinken und Becken, die an den Resten des Mahls theilgenommen, liegen längs der Schiffswand; die Einen betrachten gedankenlos das Meer, Andere

schäkern mit den Sclavinnen, doch über dem tollen Taumel des Festes schwebt ein dämonischer Ernst...

Dicht hinter den Trinkern hatte sich Pompejus, ohne Zweifel lächelnd, heiter, einen Pocal schwingend, um einen Trinkspruch auszubringen, erhoben, als der Hauptmann Menas zu ihm getreten war, ihm etwas in's Ohr zu flüstern. Er soll seine Zustimmung geben, daß Menas das Schiff in die See treibe und die Triumvirn ermorde, damit er Herr der Welt werde. Hinter der gespenstigen, satanischen Gestalt des Menas stehen, als Matrosen verkleidet, zu dieser That gedungene Krieger und geben seinem Vorsatz einen entsetzlichen Nachdruck. Pompejus ist im Moment nach dieser Eröffnung aufgefaßt. Das harmlose Lächeln auf seinem Gesichte, von einem furchtbaren Gedanken blitzschnell überrascht und weggehaucht, blickt noch heimlich mitten durch den starren Ernst der Züge, die Augen, im heftigsten Spiel, schielen lüstern nach den Häuptern der Weltbeherrscher und jammern zugleich, daß dieser Erdball um einen so unedlen Preis feil sei...

Eine großartige Ironie und Verachtung weht aus Menas' Gesichte und ganzer Haltung, es ist, als verlache er den unpolitischen, aber hochedlen Römer, und seine grenzenlose Ruhe und ganz affectlose Miene scheinen anzuzeigen, daß er auf die Verwerfung seiner Vorschläge im Voraus gefaßt gewesen und sie nur ausgesprochen habe, um den kommenden Geschlechtern darzuthun, an welchen Spinnenfäden die Weltgeschichte hänge und wie jeder erbärmliche Zufall mit der „Logik der Thatsachen" spiele...

Dies war das Bild, das eine der größten Conceptionen Shakespeare's lebendig illustrirte.

Ein Tuchvorhang bedeckte das Gemälde Tag und Nacht, und nur van Groote war es gestattet, ihn zu lüften.

Während uns die gewöhnliche Welt Künstler, die dasselbe Fach treiben, beinahe stets als Rivalen zeigt, begegnete man bei van Groote einem seltenen, rühmenswerthen Beispiel der Selbstverleugnung und Unterordnung vor einem größeren Talente.

Van Groote, der einen großen Namen besaß, pflegte in allen Gesellschaften, so oft die Rede auf Petrowsky und sein

Gastmahl des Pompejus kam, zu sagen, daß er selbst neben diesem kühnen und genialen Kopfe nur ein begabter und glücklicher Routinier sei. Seine Freundschaft für Petrowsky war so allmächtig, daß er sich selbst Hostiwin, der ihm durch die Geschichte mit Cäcilia so verhängnißvoll gewesen, seit dem Momente freundlich näherte, als dieser seine laute Bewunderung des Portraits, das die Gräfin Antonie Milowitsch darstellte, ausgesprochen hatte. Van Groote hatte auch Hostiwin gleich in den ersten Tagen mit Petrowsky bekannt gemacht, aber diese Bekanntschaft führte nicht weiter, als zu den oberflächlichsten Berührungen. Petrowsky war nämlich um jene Zeit so überreizt und abstoßend, daß es Ueberwindung kostete, den seltsamen Gesellen ein zweites Mal wieder aufzusuchen.

Hostiwin ließ es sich diese Ueberwindung kosten, denn er liebte und begriff die Kunst und übertrug diese Liebe auch auf die Künstler. Außerdem hatte er bei Petrowsky ein eigenthümliches, melancholisches Interesse für den Menschen, seitdem er im Gasthofe zum Schwan in Luzern ein unfreiwilliger Belauscher des nächtlichen Gesprächs zwischen dem Malerpaar gewesen.

Die Erscheinung Petrowsky's hatte dieses Interesse nicht geschwächt, sondern vielmehr vermehrt; das verdorrte, ruinenhafte, ungefällige, zurückstoßende Wesen war für sein Auge kein Bild gewöhnlicher Verkommenheit oder einer anwidernden Verlumpung.

Dieses Elend hatte für ihn Poesie.

Eines Abends, als die ganze Gesellschaft bei den Whisttischen saß, fiel es Hostiwin, dem das Kartenspiel verhaßt war, ein, den unglücklichen Maler zu besuchen.

Er ging über den Corridor in den rückwärtigen Theil des Landhauses, in welchem dieser wohnte.

Petrowsky lag, als Hostiwin bei ihm eintrat, auf dem Canapé. Eine niedrige Oellampe warf einen matten Schein über das Zimmer und ließ das Gesicht des Bewohners noch blässer und unheimlicher erscheinen.

„Guten Abend!" sprach Hostiwin im besten Humor.

Petrowsky, ohne aufzustehen, erwiderte den Gruß so trocken, daß sich der Gast nicht als willkommen betrachten konnte, aber

ohne aus seinem heitern Gleichgewicht zu kommen, warf sich Hostiwin auf den nächsten Stuhl und sagte:

„Da bin ich wieder bei Ihnen. Was uns im Leben flieht, gerade das suchen und verfolgen wir.“

„Hm!“ brummte Petrowsky wie bei einer blos schmeichlerischen Phrase vor sich hin. „Die Todten sollte man ruhen lassen.“

„Sie halten sich für todt? —“ rief Hostiwin, von der so tieftraurigen Stimmung des Malers schmerzlich überrascht, und wollte fortfahren, als ihm Petrowsky in die Rede sprang:

„Halbtodt! halbtodt!“

„Anhaltende Einsamkeit,“ sprach Hostiwin weiter, „mordet Die, die sich unglücklich fühlen. Einsamkeit zeigt die Gestalt des Unglücks von Stunde zu Stunde immer größer und den Abgrund immer tiefer. Versperren Sie sich nicht und suchen Sie die Welt!“

„Sie überschätzen,“ versetzte Petrowsky mit ruhigem, aber höchst bitter ausfallendem Stolze, „den Werth, den die hiesige Gesellschaft für mich haben kann.“

„Sie fänden dort wenigstens Ihren Freund van Groote!“ antwortete Hostiwin mit leicht erkämpfter Geduld mit dem Unmuthe eines gemüthskranken Menschen. „Nach der einzigen Probe, die Ihre künstlerische Hand mit dem Portrait der Gräfin Milowitsch geliefert, interessire ich mich für Ihr Talent, und es thut mir leid, solch' schöpferische Kraft zu einer verzehrenden Unthätigkeit verdammt zu sehen, während so viel Pfuscherhände mit ihren Pinseln wüthen und beinahe drohen, uns den ganzen schönen Himmel zu übermalen.“

Petrowsky lächelte.

Hostiwin, der dies bemerkte, glaubte schon den stachligen Igel endlich an einer Seite gefaßt zu haben, an der er zu halten sei.

„Sie haben wohl Recht mit dem,“ sprach der Maler, „was Sie über das gewöhnliche Heer der Farbenkleckser sagen. Ich stimme Ihnen bei, doch Eins muß mich und Sie an dem Werthe unserer Ansicht irre machen. Die Pfuscher werden berühmt, sind Mitglieder europäischer Akademieen, Professoren, Ritter mehrerer Orden und fahren in Equipagen. Ein schla-

gender Beweis, daß die Kunst dieser Leute dem Geschmack und der Bildungsstufe ihrer Zeit angemessen ist. Die Kunst ist für das Volk; mich verstanden bis heute nur zwei Menschen. Das ist traurig, das ist mein Bettlerloos. —"

„Leider ist die Wohlhabenheit, die im Geldverdienen besteht," versetzte Hostiwin, „heutigen Tages der Maßstab der Talente geworden. Je mehr Einnahmen, desto mehr Genie, ist die Meinung der Menschen. Doch, alle Hagel! es müßte seltsam zugehen, wenn Sie sich bei Ihren geistigen Mitteln nicht der Zeit anschmiegen und sich nicht auch mit ihrem Maßstabe messen lassen könnten. Versuchen Sie es —"

„Ach, mein Herr," warf Petrowsky verächtlich den Mund ziehend hin, „auf mich besonders angewendet, sind Ihre Worte nicht ganz richtig. Ich könnte es freilich leicht dahin bringen, mich und eine Frau anständig zu ernähren, aber ein geordneter Hausstand ist doch mein Ideal nicht. Ich kann aber nun einmal nicht der bloßen Ducaten wegen die banalen Gesichter meiner Auftraggeber portraitiren, und bin deshalb arm, weil der große historische Styl auf den Hund gekommen ist. Weltgeschichte hin, Weltgeschichte her. Die Leute wollen sich an Geburts- und Namenstagen mit ihren eigenen Fratzen lieblich überraschen."

Hostiwin ließ diesen Strom unendlicher Bitterkeiten ungestört hinrauschen und beschloß, sich zustimmend zu verhalten, um des erwachenden Vertrauens des Malers nicht verlustig zu werden. Es reizte ihn, den jedenfalls dunkeln und seltsamen Weg dieser künstlerischen Existenz näher kennen zu lernen — er hätte sich glücklich gefühlt, dem unglücklichen Talente großmüthig und anspruchslos seine Hand bieten zu können.

„Sie haben Recht," sagte er daher. „Um Alltagssachen zu goutiren, genügt dem Volke die Alltagsstimmung; die hat es immer. Der große Gedanke will ein ungewöhnlich gestimmtes, erhöhtes Gemüth. In solchen Momenten muß das große Werk vortreten; es muß die Momente wählen oder sie abwarten."

„Einverstanden, einverstanden! rief Petrowsky im Verlaufe gesprächiger, obgleich mehr zornig als warm geworden.

„Ich bin nicht mit Blindheit geschlagen. Es ist wahr, ich selbst bin auch Schuld — so zwar, daß ich mein größter Feind scheine — doch man hat sein Schicksal.“

Er seufzte aus tiefstem Herzen auf und murmelte noch einmal:

„Man hat sein Schicksal.“

Hostiwin verhielt sich still, nur mit den Mienen seinen Antheil aussprechend, um eine etwaige Enthüllung nicht zu unterbrechen.

Petrowsky fuhr wieder fort:

„Mein Rock ist abgenutzt, doch könnte ich auch noch einen besseren haben. Das innere Elend will aber bei mir wie bei so Vielen eine passende Uniform, gleichwie mein Haar wild und zerrauft aussieht, ohne daß mir ein Kamm mangelt. Ich habe es lange verborgen, was in mir frißt, und habe den inneren hinfaulenden Kerl mit glänzenden Tüchern überdeckt. Aber die Lüge steigt mit uns nur bis auf eine bestimmte Stufe — dann fällt sie herab — und wir lassen sie unten liegen.“

Hostiwin fühlte sich von der einschneidenden Wahrheit des Gesagten gepackt.

„Ich habe nie anders über Sie gedacht,“ versetzte er. „Ich fühlte mich tief ergriffen von dem, was die Welt einfach Unordnung und Nachlässigkeit nennen würde.“

„Ich war ja nicht immer,“ sprach Petrowsky, ohne auf die Zwischenrede einzugehen, von einem aufsteigenden Gedanken gedrängt, „was ich heute scheine und wirklich bin. Ich hatte auch Ehre vor den Menschen und es schien eine Zeitlang, daß mein Lorbeer in die Höhe schießen werde. Und bei Gott! er wäre nicht so jämmerlich verdorrt, wenn —“ er hielt zaghaft inne — „wenn —“ er brach wieder ab und fragte plötzlich leicht, wie in veränderter Stimmung:

„Nicht wahr, Sie, als Mann von Welt, würden über eine Leidenschaft, die Alles beherrscht, Leben und Tod giebt, lächeln? Werther und Tasso sind nicht mehr in der Mode.“

„Warum sollte ich lächeln?“ erwiderte Hostiwin, dem es bei diesen Worten einfiel, daß der Maler in seinem nächtlichen Selbstgespräch von einem Weibe phantasirt habe. „Ich habe

schon von den Orkanen des Gemüthes gehört und kann mir auch denken, daß zuweilen Vulkane in unserem Innern losbrechen und nie wieder den verderblichen Krater schließen. Ich sitze vor Ihnen und sehe aus, als wäre mir das Leben ein lustiges Gastmahl oder eine reizende Ballnacht gewesen. Glauben Sie das nicht! Hier —" er deutete wiederholt mit der Hand auf seine Brust, „hier war einmal eine schöne Welt! Prächtige Städte erhoben sich darin mit übermüthiger Pracht, und sie waren von einem heitern, bacchantisch lustigen Volke bewohnt. Da — mitten in diesen Festen ist eine Erderschütterung erfolgt; die Thürme und die Giebel stürzten herab und bedeckten die jubelnde Menge, und was der erste Erdstoß stehen ließ, ist später durch einen zweiten in Trümmer gefallen. Seitdem liegt kein Stein auf dem andern mehr."

Nach diesen Worten erhob sich Petrowsky in eine sitzende Stellung und starrte seinen Gast an, als wenn er ihn das erste Mal sähe und recht genau betrachten wolle. Die Elegie und Klage hatte aus dem Munde eines vermeintlichen Salonmenschen eine doppelte Wirkung auf ihn hervorgebracht. Er rief mit überraschender Wärme:

„Wir sind uns verwandt! Wir müssen zusammenhalten; wenigstens so lange, als wir zusammen sind. Wenn Sie mich nicht auf den bloßen Augenschein hin verachtet haben, so bin ich außer Sorge, daß ich bei näherem Zusammensein noch eine günstigere Wirkung bei Ihnen erwecken werde. Leider bin ich es Anderen schuldig, bis an mein Ende das vollständigste Stillschweigen über mein Leben zu bewahren, aber Ihr Scharfblick wird Ihnen nach und nach sagen, daß ich nicht immer in dem Staube kroch, in welchem ich jetzt liege, und daß die Höhe, auf welcher ich mich einst befand, ein reiner und edler Aufenthalt war... Sie werden den Fall desto schrecklicher finden, einen Fall, von dem ich mich nie mehr erholen werde, ein Fall, in Folge dessen ich früher zu Grunde gehe, als Sie denken. — Geben Sie mir Ihre Hand."

Er faßte Hostiwin's Hand und schüttelte sie mit einem wilden Enthusiasmus.

„Petrowsky," sprach dieser ergriffen, „es ist so selten, auf dieser bevölkerten Welt einem Menschen zu begegnen, der un-

sere Instincte und das Verständniß zu deren Beurtheilung besitzt. In Ihnen tritt mir ein solcher entgegen. Doch faßt es mich mit Schmerz, wenn Sie mir Ihre Freundschaft anbieten und zugleich mit Ihrem bevorstehenden Verluste drohen; Entmuthigung, Trübsinn und Schwermuth sprechen aus Ihnen. Ein Ruck, den Sie sich geben, ein Aufschwung, zu dem ein Freund treumeinend mithilft, kann Alles ändern."

„Sie glauben?" versetzte Petrowsky mit einem bitter fragenden Lächeln. „Seltsam! Hätte ich eins meiner Beine verloren oder wäre meine Rechte bis an den Oberarm amputirt, es fiele keiner Seele ein, mich trösten zu wollen und mir zu sagen, daß das Bein noch nachwachsen und der Armstumpf noch treiben und den verlorenen Theil neubilden könne. Da aber — wo das Blut der Seele in Zersetzung begriffen ist, das Herz halb zermalmt, halb verknöchert ist und das Gehirn nun seine Arbeit aussetzt, nun mit einer zuckenden Thätigkeit functionirt und damit nur sein Gebrechen verräth — da — da soll ein Ruck zur Herstellung hinreichen, ein Aufschwung neues Leben geben? Wenn es so weit gekommen, geht es nicht mehr; weder der Arm, noch das Bein wird nachwachsen — Doch brechen wir ab!..."

Hostiwin wollte eben eine Einwendung machen, als Petrowsky etwas barsch wieder einfiel:

„Brechen wir ab! Nicht von dem, was todt ist, reden wir, sondern von dem Lebendigen an mir! Dieses wohnt nicht mehr hier" — er zeigte auf Kopf und Herz — „das wohnt nur noch dort — hinter jenem Vorhang! —" er zeigte auf das verhängte Gemälde, das hinten an der Wand hing — „mein Bild, mein Gastmahl des Pompejus!"

„Sie entzücken mich," rief Hostiwin hinsehend und aufspringend, „wenn Sie es mir zeigen —"

„Nicht jetzt," antwortete Petrowsky, rasch aufstehend und Hostiwin zurückhaltend, „die Farben lassen sich nicht bei Lichte beurtheilen. Wenn Sie wiederkommen —"

„Ich bin es zufrieden," sagte Hostiwin. „Ich werde die nächste Gelegenheit ergreifen. Van Groote hat mir so viel von dem Bilde erzählt und bewundert es so hoch! Wie kann ein Mann verzweifeln, der solch ein Bild gemalt?"

„Der Mensch und der Künstler," gab Petrowsky zur Antwort, „sind Zwillingsbrüder, die zusammengewachsen auf die Welt kommen. Als der Mensch in mir todt war, mußte der Künstler nachsterben. Gewöhnlich kommt es umgekehrt vor. O das eigensinnige Herz! die unselige Liebe! Eine unendliche Leidenschaft war mein Todtengräber!... Doch reden wir nicht davon, bevor ich es Ihnen nicht mit völligem Stumpfsinn erzählen kann!..."

Eine Pause trat ein, Hostiwin hatte die Augen gesenkt und war in Gedanken versunken. Das alte Wort: „Das Leben giebt dem Menschen den Tod" stand wieder vor ihm im höheren Sinne mit riesengroßen Buchstaben geschrieben.

„Ich habe," ergriff Petrowsky wieder das Wort, „große Wanderungen durch Europa gemacht. Seit fünf Jahren lebe ich so ziemlich als Nomade. Dieses Album," er zeigte auf einen starken Folianten, der auf dem Tische lag, „giebt die Punkte, an welchen ich auf meinen Kreuz- und Querzügen gerastet, in der Gestalt von sorgfältig ausgeführten Zeichnungen wieder und führt mir Dome, Städte, Buchten, Landschaften, Hütten, die mich da und dort entzückt, vor die Augen. Wenn Sie es durchblättern wollen, so nehmen Sie es mit."

Er reichte Hostiwin das Album hinüber.

„Sie sind überaus freundlich," gab Hostiwin dankend zur Antwort, indem er das Buch in die Hand nahm.

„Die Blätter," fuhr Petrowsky fort, „liegen in chronologischer Ordnung und werden Ihnen als Wegweiser oder Marksteine meines Lebens dienen."

Hostiwin nickte auf das Freundlichste, indem er in das in der Mitte aufgeschlagene Album hineinsah.

„Ei!" rief er, „das ist San Sebastian! Auch ich lebte zwei Monate dort und habe mich in den Wellen der wundervollen Bucht gesund gebadet. Hier — sehen Sie dies Landhaus zwischen den grünen Gärten! — wie genau, wie treu! — da habe ich gewohnt!"

„Meine Wohnung," sprach Petrowsky, „ist durch diesen Felsvorsprung verdeckt. Ein Häuschen, fern, abgelegen, zwischen Feldern, ein Loch für eine Feldmaus."

Er hatte eben zu Ende gesprochen, als Hostiwin etwa das vierte oder fünfte Blatt aufschlug und seltsam aufgeregt und überrascht wurde.

„Was giebt's?" fragte Petrowsky, dem Hostiwin's Bewegung auffiel, indem er zugleich den Kopf hinüberbog, um das Bild zu sehen.

„Mein Gott!" — rief Hostiwin, „das ist ja — das ist das merkwürdige Mausoleum, das der verstorbene Fürst von Plauenburg —"

Im letzten Momente hatte Hostiwin den Namen des Weibes, über dessen Sarg das Monument stand, unterdrückt, da er sich bis zum heutigen Tage nicht für ermächtigt halten konnte, das Geheimniß seines verstorbenen Freundes zu lüften. Dennoch war der Name „Adelheid" halb auf seinen Lippen gewesen.

Petrowsky war es nicht entgangen, daß Hostiwin mehr sagen wollte, als er gesagt hatte.

„Sie kennen das Monument?" fragte er höchst gespannt, mit deutlicher Unruhe.

„Wie sollte ich es nicht kennen!" rief Hostiwin gesammelt. „Es steht im Park von Plauenburg und schon Tausende haben es gesehen. Wer davorgestanden, vergißt den hochpoetischen Eindruck nicht mehr, und wer, wie Sie, die Gabe der künstlerischen Darstellung besitzt, bildet es ab, um den Eindruck noch sicherer zu fesseln und mit dem Auge der Erinnerung zu Hülfe zu kommen."

„Meine Verwunderung," sprach Petrowsky, „kam nur daher, weil es selten ist, daß Leute, wie Sie, in ein von der Heerstraße der Welt abseits liegendes Residenzstädtchen zu kommen pflegen. Uebrigens müssen es dann drei bis vier Jahre her sein, daß Sie dort gewesen."

„Im nächsten Frühjahr —" gab Hostiwin nach kurzem Nachsinnen zur Antwort, „im nächsten Frühjahr werden es vier Jahre sein."

„Drum eben!" fuhr Petrowsky fort. „Denn wären Sie später gekommen, so hätten Sie das Denkmal nicht mehr gesehen."

„Nicht mehr gesehen?" fragte Hostiwin erstaunt. „Ist denn der Park dem Publikum verschlossen worden?"

„Das nicht!“ erwiderte der Maler. „Der Nachfolger des verstorbenen Fürsten, der den melancholischen Geschmack seines Vorgängers nicht theilt, hat die elegisch schöne Einsamkeit des Parks in einen geschmacklosen Vergnügungsort verwandelt und hat die trauernde Statue herunternehmen und fortschaffen lassen.“

„Abscheulich!“ rief Hostiwin in Entrüstung, indem er halb von seinem Sitze aufsprang.

„Ja, ja, so ist es,“ sprach Petrowsky, „die Statue ist fort. Vor drei Jahren sah ich sie in einer Seitenkammer des fürstlichen Treibhauses liegen — umgeben von Gießkannen, Blumentöpfen, Gartenscheeren und Rechen!“

„Welch ein Vandalismus!“ rief Hostiwin, empört sowohl über die Versündigung an einem seltenen Kunstwerk, als über die Impietät gegen den Gründer.

„So ist die Welt!“ sagte Petrowsky niedergeschlagen. „Die Statue war nach einer Idee des Fürsten von einem genialen Manne ausgeführt worden. Sie war beinahe das einzige Vermächtniß seines Genies. Ich machte die Bekanntschaft des Künstlers kurz vor seinem Tode, als er schon tief verarmt, alt und krank war. Die Kinder der Musen erben von ihren Müttern selten etwas Anderes, als eine Leier, eine Flöte oder einen Griffel. Das war auch bei dem alten Manne der Fall gewesen. Er starb im Elend — da wirft man noch sein bestes Werk über dem kaum erstarrten Leichnam zusammen.“

„Empörend, empörend!“ rief Hostiwin. „Eine That, würdig eines Attila oder Genserich! Sagen Sie doch: wie war das Verhältniß des Fürsten zu seinem Nachfolger, daß dieser die Erinnerung an den Verstorbenen so wenig achtete?“

„Ich weiß nichts hierüber,“ sagte Petrowsky. „Ich kam zweimal nach Plauenburg und blieb niemals lange dort; das erste Mal bei Lebzeiten des verstorbenen Fürsten, der mich ausweisen ließ; das zweite Mal ein Jahr nach seinem Tode, als eben die Gerüchte im Umlauf waren.“

„Welche Gerüchte?“ fragte Hostiwin.

„Daß er in Italien vergiftet worden sei,“ antwortete der Maler.

„Das sagte man?“ fragte Hostiwin lebhaft. „Doch warum? von wem?“

„Gott weiß!“ gab Petrowsky zur Antwort. „Ich selbst habe keine Meinung darüber und glaube es auch nicht. Das Gerücht ist wohl der Einbildung des Volkes entsprungen, wie dies oft der Fall ist.“

„War der Fürst beliebt?“ fragte Hostiwin noch immer zurückhaltend, um ungestörter zu forschen.

„Ja, beliebt war er, sehr beliebt,“ versetzte Petrowsky. „Er hatte entweder ein gutes Herz oder eine große Popularitätssucht. Ich für meinen Theil könnte ihn hassen.“

„Sie?“ rief Hostiwin sehr erstaunt.

„Es gehört nicht hieher,“ sprach der Maler abbrechend.

„Erzählen Sie! erzählen Sie!“ sagte Hostiwin im aufmunternden Tone. „Es interessirt mich, über den Mann etwas zu hören. Ich muß Ihnen nämlich sagen — daß ich seine Bekanntschaft in Italien gemacht und zur Zeit seines Todes eben in Pisa lebte, wo er gestorben ist.“

„Kannten Sie ihn näher?“ fragte Petrowsky in einem Tone, der unwillkürlich auf die Frage Gewicht legte.

Hostiwin besann sich einen Augenblick und sagte dann leichthin:

„Eine Reisebekanntschaft!“

„So! so!“ sprach Petrowsky, sich zufrieden gebend.

„Wie viel Leute habe ich nicht schon gesehen!“ rief Hostiwin, in der Absicht, seine Nachforschungen für diesmal zu schließen. Ihm war es, ohne daß er einen überzeugenden Grund dafür hatte, als wenn der Maler in einer näheren Beziehung zu dem Fürsten gestanden sein müsse. „Doch,“ sagte er mit einem Blick auf die Uhr, „das Gespräch hat uns fortgerissen. Ich verlasse Sie jetzt. In Ihrem Album will ich erst morgen weiterblättern. Ich hoffe, daß wir uns von nun an öfter sehen werden.“

Er reichte dem Maler die Hand und verließ das Zimmer.

„Wie der Zufall spielt!“ sagte Petrowsky, als er wieder allein war. „Er kennt den Fürsten von Plauenburg!“

Er seufzte tief auf, griff an die Stirn und rief in schmerzlicher Bewegung:

„Plauenburg! Plauenburg! O wäre auch ich wie er zu einem Thore in das Städtchen hinein und zu dem andern hinaus gegangen!“

Sechzehntes Kapitel.

Ein Abend in der Dorfschenke.

Mit den ersten Novembertagen hatte der schöne und linde Spätherbst sein Ende erreicht. Ein scharfer, stürmischer Nordostwind riß das letzte Blatt von den Bäumen der Laubwälder herab und trieb eine Heeresmasse grauer Wolken heran, die tagelang unbeweglich am Himmel hingen und weder bei Tage ein blaues Fleckchen, noch bei Nachtzeit einen Stern zum Vorschein kommen ließen.

In einer Nacht hatte sich das Wetter gemildert und am nächsten Morgen war die unendliche Gebirgslandschaft von den hohen Berghäuptern an, die schon früher eine weiße Krone erhalten hatten, bis in die tiefste Thalschlucht hinab in eine dicke Schneedecke gehüllt. Der bunte Reichthum der Scenerie einer Alpengegend war mit einem Schlage dahin. Die grotesken Felsbildungen, ja selbst die markirtesten Gebirgsspitzen verlieren im Winter die Schärfe und Originalität ihres Aussehens. Die Wälder, die malerischen Ruhepunkte des Auges, verschwinden; die lebendigen Bergwasser werden unsichtbar, denn sie fließen unter dem Schnee, wenn sie nicht ganz und gar gefroren sind. Die verstreuten Häuser mit ihren schneebelasteten Dächern sind von fern nur wie schwarze Punkte erkennbar. Die Viehheerden, die sonst die grünen Alpenabhänge belebten, sind längst schon in ihren Ställen. Keine Glocke erklingt, selten auch nur ein Lied. Schwerfällig flattern hier und dort ein paar Raben über die glitzernde Fläche und suchen ihr Futter. Der Eindruck des Bildes ist

ein herber, kalter Ernst geworden; bei der unendlichen Monotonie einer farblosen Welt erstarrt alle Phantasie.

Gemsjagden und Schlittenfahrten sind das einzige Vergnügen der Gutsherren, die sich bis zu dieser Zeit noch im Hochgebirge aufhalten. Die Gesellschaft auf Hohensprung hatte aber schon so viel gejagt und hatte die Streifzüge über Felsgerölle und Halden schon bis zur Ermüdung genossen. Die Sehnsucht nach dem Stadtleben riß bei Allen ein, ohne daß sie eingestanden worden wäre. Jeder dachte nur im Stillen, daß er in Kurzem der Gebirgswildniß ein Lebewohl sagen werde. Die verschiedenartigen Interessen und die wechselseitigen Beziehungen der Gäste untereinander waren ein unsichtbares Band, das die Einzelnen noch immer nicht auseinandergehen ließ.

Während die Herren die langen Abende im Salon angenehm verbrachten, unterhielten sich auch die zahlreichen Diener der beiden Schlösser auf ihre Weise. Alle, die der Dienst freiließ, pflegten sich mehrmals in der Woche in der Schenke des armseligen Dorfes zusammenzufinden, das, eine kleine halbe Stunde vom alten Schlosse entfernt, fast am Ende des Thals gelegen war.

Die Genüsse, die diese Dorfschenke zu bieten hatte, waren höchst bescheiden. Der Wirth lebte eigentlich nicht von der Gastwirthschaft, sondern von seinen Kühen und einer gemischten Waarenhandlung; der Bauer konnte nämlich in dem ebenerdigen Zimmer, das hinter der Schenkstube lag, nicht nur Tücher, Kleiderstoffe, Hüte, auch hundert andere Dinge noch, die mannigfaltigsten Artikel seines Bedarfs finden. — Das Fremdenzimmer, in welchem Hostiwin in der ersten Nacht Unterkunft fand, war seit einem Jahre erst hergerichtet worden, die Fremdeneinkehr äußerst gering. Erst seit der Anwesenheit des regierenden Grafen Demetrius auf Hohensprung hatte sich das Haus ein wenig gehoben, und zwar durch den Besuch der Dienerschaft. Die Dorf-Insassen waren zu arm, um ihr knappes Geld beim Wirth zu lassen. Es war auch wenig zu haben und das Wenige schlecht. Nur der Drang nach Abwechslung und Geselligkeit führte dort die Lakaien zusammen. Die Jüngern und Unverheiratheten mochten

sich freilich von den beiden Wirthstöchtern angezogen fühlen. Gertrud und Lois, zwei schöne, dralle, heitere Mädchen, schmucker als die übrigen Kinder des Dorfes, waren mit ihren grünen Männerhüten, mit ihrem schwarzen kettenbesetzten Mieder und ihren bunten, seidenen Busentüchern zwei so hübsche Repräsentantinnen des Tyroler Typus, als ein Touristenauge nur immer wünschen mochte.

Heute zeigten die massiven Zeiger der alten Wanduhr beinahe schon auf Mitternacht. Der scharfe Wind, der draußen mit zunehmender Kraft wehte, schien die Gesellschaft diesmal ungewöhnlich lange in der gemüthlichen Stubenwärme zu halten. Ein großer Tisch, ebenso roh gearbeitet wie die Bänke, die ihn umgaben, war bis zum großen, grün glasirten Kachelofen hin mit Gästen besetzt. Zwei dünne Talglichter brannten ungeputzt und trübe und waren nicht im Stande die große, mit Tabaksqualm angefüllte Stube, von deren Decke herab das schwarzangerauchte Holzgebälk herniedersah, in seiner finstern Unheimlichkeit zu beeinträchtigen.

Die um den Tisch herumsaßen, waren lauter Diener des regierenden Grafen Demetrius, bis auf einen, den Ungar Sirvas, der beim Grafen Ladislaus in Diensten stand. Die Gruppen bestanden aus den zwei Kammerdienern Friedrich und Wilhelm, dem Büchsenspanner Frost, zwei Lakaien und einem Forstwart. Die beiden Kammerdiener, von den Uebrigen sehr geachtete Männer, nahmen den Ehrenplatz oben auf der Bank neben dem Ofen ein; der Forstwart saß am andern Ende. Alle unterhielten sich lebhaft und tranken, die Einen Wein, die Anderen noch schlechteres Bier. Im Hintergrunde, ihnen gegenüber, an den Pfosten der Thüre, die offen stand, lehnte Ismael und scherzte mit dem vereinigten Weibsvolk des Hauses, welches sich aus der Küche bis an die Schwelle genähert und um ihn aufgestellt hatte. Die Küche war dunkel, die letzten verglimmenden Kohlen leuchteten auf dem Herde und verbreiteten ein mattes Zwielicht.

„Nun, Kinder," sagte Friedrich, der Kammerdiener, ein ganz ergrauter Mann, indem er einen letzten Zug aus seinem Kruge that, „wollen wir nicht aufbrechen?"

„Zeit wär' es!“ sprach sein College Wilhelm, ebenso bejahrt und ebenso kahlköpfig.

Die Anderen, die sämmtlich jünger waren, gaben Laute der Opposition von sich.

„Der Graf wird von seiner Fahrt schon längst zu Hause sein,“ begann Friedrich. „Wenn wir dann in corpore heranrücken, da bellen die Kettenhunde allemal fürchterlich, und morgen kriegen wir Nasen.“

„He, Wirthin, zahlen!“ rief der Büchsenspanner Frost, der von sich und seinem unglaublich dichten und langen Barte die größte Meinung zu haben schien, mit unendlicher Grandezza.

Die Hausfrau, die in einem der dunkeln Winkel eingenickt war, kam halb verschlafen heran.

„Weißt nicht, Wirthin,“ sprach sie der Büchsenspanner an, indem er das Geld auf den Tisch zählte, „ob der Schlitten des Grafen schon vorübergekommen ist?“

Die Wirthin sann nach, rieb sich die Augen und meinte: „Es ist mir so vorgekommen, als hätt' ich 'was läuten gehört.“

„Nein, nein! Der Schlitten ist noch nicht vorbei!“ riefen mehrere Weiberstimmen aus der Küche herüber.

Die Wirthin nahm die Gläser mit fort, um sie wieder zu füllen.

„Möge Euch die Brühe wohl bekommen,“ sagte der alte Kammerdiener Friedrich, seinen Krug zurückhaltend, während die Uebrigen es ruhig geschehen ließen, daß man ihnen wieder einen Trunk vorsetzte. „Ihr habt doch ausgepichte Magen!“

„Schimpfe nicht!“ entgegnete der Forstwart. „Besser als Medicin ist der Wein doch jedenfalls.“

„Gut genug für uns!“ sagte ein Lakai. „Gut genug als Nothbehelf! Freilich, eine so vornehme Gurgel wie die des Herrn Tobias würde Zeter und Mordio schreien!“

„Wenn mir,“ fiel der alte Kammerdiener Friedrich ein, „der Keller des Herrn Grafen offen stände, würde ich auch nicht hier sitzen und diesen Krätzer trinken.“

„Ich sage Euch,“ nahm der alte Wilhelm das Wort, indem er ein ergrimmtes Gesicht schnitt und mit der Hand auf

dem kahlen Scheitel herumfuhr, „dieser alte Tobias ist nicht nur ein Fuchs, der ist ein Hexenmeister. Vor dem sollte man eigentlich ein Kreuz schlagen und sprechen: Gott sei bei uns! Seit er unsern gnädigen Herrn in der Tasche hat, gelten wir allesammt nichts und sind nebenbei die Diener dieses hergelaufenen Vagabunden."

„Für einen Vagabunden," versetzte der Forstwart, „halte ich ihn nicht und Du wohl auch nicht. Du sprichst nur so in Deinem Aerger. Wo hätte er am Ende feinen Wein trinken gelernt?"

„Plaudere nicht so dummes Zeug!" warf der alte Kammerdiener verdrießlich hin.

„Es ist Alles reine Wahrheit, was ich sage!" fuhr der Forstwart fort. „Als ich neulich mit dem Tobias in's Gespräch komme und den hiesigen Landwein lobe, wird er ärgerlich, spricht von Leuten, die ohne Kenntniß und Bildung Alles durcheinander trinken, wenn es nur die Kehle naß macht —"

„Da," — fiel Wilhelm, der einst die Gunst des Grafen besessen und nun in dieser Gunst überflügelt worden war, ungemein heftig ein — „da hast Du ihm wohl eine Maulschelle versetzt?"

„Eine Maulschelle? Da hätte ich auch sehen können," sprach der Forstwart, „wo der Zimmermann das Loch gelassen. Ich hab' 'was Besseres gethan. Ich war still und denke mir mein Theil. Und seht! Da ladet er mich auf sein Zimmer ein, mit ihm eine Flasche alten Bordeaux auszustechen. Das lasse ich mir nicht zweimal sagen —"

„So bist Du!" brauste Wilhelm auf, „Du schimpfst über ihn und doch trinkst Du mit ihm!"

„Ei, was! Ei was!" sagte der Forstwart. „Mir kann's egal sein, ob er da ist oder nicht. In meinem Departement kann er mir wenig anhaben."

„Das muß doch Jeder einsehen, daß der Teufel los ist, seitdem er gekommen!" hob der Büchsenspanner an.

„Man könnte darüber den Verstand verlieren," sprach der phlegmatische Friedrich. „Sonst Fest auf Fest, jetzt wird Trübsal geblasen. Keine Flasche kommt mehr in die Bedienten-

stube herunter, die Trinkgelder haben fast ganz aufgehört! Das soll ein Mensch zufrieden ansehen!"

„Kinder, ärgert Euch nicht!" rief der Forstwart, seinen Krug emporhebend, „Aerger schadet. Seht Euch dort den Ismael an! Der weiß sich besser die Zeit zu vertreiben!"

„Den drückt auch nichts, wie uns," erwiderte Friedrich, während sich Alle der Küche zukehrten.

Ismael lehnte dort wie zuvor, nicht besonders laut sprechend; nur in dem häufig ausbrechenden Gelächter verrieth sich die Wirkung seiner stillen Unterhaltung.

„Ein prächtiger Kerl!" rief Sirvas, der Lakai. „Er hat die Taschen voll Gold wie ein Cavalier."

„Wollen Sie uns gar keinen Augenblick den Genuß Ihrer Gegenwart schenken?" rief der Forstwart von seinem Sitze aus Ismael zu.

Ismael schien nicht zu hören.

„Ihm ist das Weibervolk lieber," meinte der alte Friedrich. „Lassen wir ihn!"

Das hielt den Forstwart nicht ab, noch stärker zu rufen.

Da ward eine Bewegung unter den Weibern bemerkbar, ein allgemeines Kichern erhob sich, und eine laute, helle Stimme rief laut: „Loslassen, oder ich haue den Herrn Mohren!"

Die Aufmerksamkeit des ganzen Tisches lenkte sich auf die Gruppe am Ausgange zur Küche, während die Wirthin erzürnt heranfuhr.

Ismael hatte die schmucke Gertrud nur leicht um die Taille gefaßt, aber das Mädchen, spröd und wild wie eine Amazone, verstand in diesem Punkte keinen Spaß. Sie wand sich rasch los.

„Herr Mohr, wie Sie das Frauenzimmer nennt," sprach der Büchsenspanner mit erhobenem Zeigefinger, „Sie scheinen mir auch nicht der Frömmste zu sein! Aber," fügte er unendlich pessimistisch hinzu, „es schreit auch jedes Mädchen laut auf, wenn noch vier andere dabei sind!"

Der Büchsenspanner war in seiner Eigenschaft als Besitzer eines so schönen Bartes ein Don Juan und affectirte, eine schlechte Meinung von den Frauen zu haben.

Ismael war aufgestanden und an den Tisch herangetreten. „Wir Männer müssen immer die Schuld haben," sagte er lächelnd.

„Aber jetzt setzen Sie sich!" sagte der Forstwart zu Ismael, diesem einen Stuhl zuschiebend, „und thun Sie uns Bescheid."

Er reichte Ismael das Glas, welcher zutrank und sich niederließ.

„Ja, meine Herren," sagte Ismael in der behaglichsten Stimmung zu den Dasitzenden, „der Herr Mohr ist schon so lange in der Welt umhergefahren und ist dabei auch einigermaßen alt geworden. Der Herr Mohr möchte auch einmal heirathen — nicht heidnisch, afrikanisch, ägyptisch, sondern wirklich, echt christlich — da drüben," er zeigte auf die ältere der Haustöchter, die in der Gruppe der anderen Weiber an der Thüre stand, „die schwarzäugige Gertrud kommt mir vor wie geschaffen für mich!"

Die Weiber brachen in ein halb verschämtes, halb muthwilliges Lachen aus.

„Ich spaße nicht, Gertrud," rief Ismael mit seiner kräftigen Stimme herunter, „ich nehme Dich, vorausgesetzt, daß es mein Herr erlaubt."

„Ei, was könnte der dagegen haben!" versetzte der Büchsenspanner. „Da sitzen drei Leute vor Ihnen, die in einem ähnlichen Dienste stehen und ihre Weiber haben. Heirathen Sie nur darauf los, Herr Mohr, die Gertrud nimmt Sie!"

„Aber jetzt erzählen Sie uns etwas von Ihren Reisen!" sagte Sirvas, der Lakai des Grafen Ladislaus, die Aufforderung mit einem freundlichen Griff auf Ismael's Arm verstärkend.

„Es ist heut zu spät," warf Ismael, sich weit zurücklehnend, nachlässig hin.

„Sie sind doch nicht beleidigt," flüsterte der Büchsenspanner, „daß ich Ihnen, eben wie die Weibsbilder, die spaßige Titulatur: Herr Mohr! gegeben habe? — Es war eigentlich unziemlich —"

„Darüber lassen Sie sich kein graues Haar wachsen!" erwiderte Ismael gutmüthig. „Ich bin an alle Anreden —

wöhnt. Ich bin schon Sclave und Neger genannt worden, ohne weder das eine noch das andere zu sein. Als ich vor einigen Jahren die Reise mit meinem Herrn unternommen hatte —"

„So recht!" riefen Mehrere drein. „Erzählen Sie!

Wir sitzen so traulich beisammen
Und haben einander so lieb!"

„Es ist nur eine kleine Geschichte," meinte Ismael und wollte eben beginnen, als sich das Schellengeläute eines Schlittens vernehmen ließ.

„Sollte das der gnädige Herr sein?" meinte Einer, und Alle paßten auf.

Das Schellengeläute wurde lauter und lauter und hörte plötzlich vor den Fenstern auf.

„Er ist es nicht!" sagte der Eine.

„Er kehrt nicht ein," meinten Andere.

Während man so Bemerkungen hin und her fallen ließ, trat der Wirthsknecht ein und sagte zur Wirthin:

„Schnell einen Lattennagel, Frau, und einen Hammer!"

Alles begriff gleich, daß es sich um die Ausbesserung eines Schlittens handle, und daß es gar wohl der Graf sein könne, der angekommen sei.

„Donnerwetter, daß er nur nicht hereinkommt!" rief der alte Friedrich, „wenn er uns so träfe, Alle in corpore —"

Diesmal lachte Niemand über das Lieblingswort des alten Kammerdieners. Er hatte im Sinne Aller gesprochen.

Da ging die Thüre auf, und schon trat der Graf Demetrius ein. Die Umrisse der hohen, stämmigen, in einen großen Pelz gehüllten Gestalt verriethen, trotz der Dunkelheit der Stube, den Eintretenden auf der Stelle.

„Ihr Alle noch beisammen?" sagte er, den Pelz auseinanderschlagend und die Flocken abschüttelnd, während die Anwesenden tiefverlegen ihre Verbeugung machten. „Ihr habt da einen Club? Aber auf Eure Plätze! Ich will nicht stören!"

Man trug Bedenken, sich zu setzen.

„Nehmt Platz!" rief der Graf. „Auch ich will einen

Augenblick die Stubenwärme genießen, bis die kleine Reparatur am Schlitten fertig ist."

Die schöne Gertrud brachte einen Stuhl.

„Ist am Ende gar umgeworfen worden?" fragte der Kammerdiener Friedrich mit besorgter Miene, die sich aber sofort grimmig verzog, als er den alten Tobias, der soeben eintrat, erblickte.

„Nicht wahr, Tobias," sagte der Graf, die Antwort auf Friedrich's Frage mit einer Anrede an seinen mysteriösen Günstling zusammenfassend, „es hat nicht viel gefehlt und uns hätte der Einkauf von zwei Pferden unser schönes Gespann und obendrein unsere Hälse gekostet!"

„Wie das?" fragten Alle wie aus einem Munde.

„Ihr kennt die schmale Straße am Steinhang," fuhr der Graf fort. „Dort kam der Schlitten dem Rande zu nahe und machte uns erst durch sein heftiges Anprallen auf die drohende Gefahr aufmerksam."

„Und bedenkt man," hob Tobias an, „daß es der einzige Stein ist, der auf dem langen Abhange steht, so muß man es als ein Werk der Vorsehung ansehen, die uns gewarnt und beschützt hat."

„Der Frost nimmt furchtbar zu," sprach der Graf aufstehend und sich die Hände reibend. „Doch mir thut es leid, daß ich Euch gestört habe. Fangt nur an, wo Ihr aufgehört habt, und thut, als ob ich nicht da wäre."

Er trat an den Ofen.

„Was habt Ihr gemacht?" fragte er freundlich.

„Herr Ismael —," erwiderte der Büchsenspanner, auf den Mohren deutend, der an der Seite des Grafen stand, weil dieser jetzt unwissentlich seinen Stuhl eingenommen hatte, „Herr Ismael hat erzählt —

„Ei, Ismael," rief der Graf, „Sie sind auch da? Doch erzählen Sie nur, erzählen Sie weiter!"

Ismael war vorgetreten und sagte auf das Unbefangenste:

„Eine ganz gewöhnliche Geschichte! Die hübschen Tyrolerinnen hier im Hause haben noch nie einen Schwarzen gesehen. Meine schwarze Haut macht wohl überall Aufsehen, aber nirgends in solchem Maße, wie in diesen Bergen. Wie in

Folge einer Verabredung werde ich von den hiesigen Landeskindern „Herr Mohr" titulirt. Bei dieser Benennung hab' ich mich an eine andere erinnert, die mir vor Jahren zu Theil geworden und die mir in ihrer Art noch drolliger zu sein scheint."

„Nun, was war das für eine Benennung?" fragte der Graf, sich mit den zusammengelegten Armen auf den Tisch stemmend und die Stärke und das schöne Gesichtsebenmaß Ismael's mit stillem Wohlgefallen betrachtend.

„Vor ungefähr vier Jahren," begann Ismael, „war ich mit meinem Herrn in Italien. In Genua — doch was sag' ich da! — schon viel früher, auf dem großen St. Bernhard hatte sich ein Mohrenliebhaber gefunden, der mich besitzen wollte. Mein Herr, der mich keinesfalls zu entlassen Lust hatte, gestattete doch, theils um des Andringens los zu werden, theils um meine Anhänglichkeit auf die Probe zu stellen, daß ein Unterhändler an mich geschickt werde, um mir durch allerlei Bestechungsversuche eine Falle zu stellen. Eben komme ich mit einem Pelz meines Herrn über dem Arm die Treppen des Klosters herauf, als ein vornehm aussehender Herr mit einem Ordensstern freundlich auf mich zueilt und mich so anredet:

„Ich bin der Freiherr von Falkenau — —"

Der Graf Demetrius, der bisher ein so gemüthlicher Zuhörer geschienen, machte bei dieser Stelle eine zuckende Bewegung, welche dem ganzen Tische einen merklichen Ruck gab, während gleichzeitig sein Blick auf Tobias fiel, der in der Mitte der Stube ein Rumgläschen zur Erwärmung leerte.

„Nur weiter! weiter!" rief der Graf, sich zusammenraffend, mit einem gar gezwungenen Tone.

Ismael fuhr fort:

„Euer Glück ist gemacht! sagte der Freiherr zu mir. Sagt Eure Bedingungen, guter Neger! Ihr seid für immer versorgt, lieber Neger! Ein deutscher Souverän wünscht Euch zu haben, der durchlauchtigste Fürst von Plauenburg!"

Ein seltsamer Schrecken legte sich erstarrend über das ganze Gesicht des Grafen. Er bog sich mit einer krampfhaften Ruhe bis an die Stuhllehne zurück.

Da sprang aber schon Tobias herbei und sagte mit gleichfalls sehr auffallender Hast:

„Gnädiger Herr, der Schlitten ist längst reparirt, die Pferde schwitzen und stehen zu lange schon draußen — —“

„Ja, ja!“ gab der Graf, sich mühsam fassend, zur Antwort. „In der That, Ismael, es klingt recht drollig „lieber Neger“ zu sagen — ein Schimpfwort als gemüthliche Anrede zu gebrauchen.“

Er stand auf, unentschlossen, ob er gehen oder bleiben solle.

„Als nachher,“ nahm Ismael, über die Störung unbefangen hinweggehend, wieder das Wort, „mein Herr und der Fürst die herzlichsten Freunde geworden waren —“

„Gute Nacht!“ rief der Graf auf das Unverhoffteste und eilte zur Thüre hinaus.

Tobias sprang nach.

Die Zurückgebliebenen sahen sich erst stumm an, dann raunte Friedrich dem Forstwart heimlich in's Ohr:

„Mit dem Grafen ist es nicht richtig!“ Der Forstwart flüsterte es weiter, bis es die Runde gemacht hatte.

Kurz darauf räumte die Gesellschaft das Wirthshaus.

Siebzehntes Kapitel.

Vermuthungen.

Am nächsten Tage war der räthselhafte Vorfall in der Dorfschenke ein Stoff allgemeinen Gesprächs unter den Bedienten. Die durch ein langjähriges Geheimniß auf's Höchste gespannte Neugier suchte durch alle erdenklichen Vermuthungen und Annahmen eine gewaltsame Befriedigung. Was nun aber der Eine unter Anführung auffälliger Anzeichen und Berufung auf detaillirte Vorfälle aus der Vergangenheit zur allgemeinen Glaubwürdigkeit aufgestellt hatte, warf ein Anderer, auf

entgegengesetzte Thatsachen gestützt, im Nu wieder um. Man tappte dann wieder im nämlichen Dunkel wie vorher.

Von Seiten der Herrschaft schien aber auch im Schlosse Alles zu geschehen, um das Auftreten des Grafen Demetrius am gestrigen Abend nicht vergessen zu lassen.

Der Graf hatte sich erst am Morgen zu Bette gelegt. Der alte Tobias war unausgesetzt bei ihm geblieben und hatte sich kaum, erst gegen sechs Uhr früh, von Müdigkeit erschöpft, niedergelegt, als er mit Ungestüm schon wieder aufgeklingelt wurde. Lauscher, die — aber natürlich nur ganz zufällig — an dem Schlafzimmer des Grafen vorübergekommen zu sein behaupteten, sagten aus, daß trotz zweier Thüren und eines großen dazwischen liegenden Raumes die Stimme des Grafen laut zu vernehmen gewesen wäre, und unter den Fenstern des ersten Stockwerks wollte man auf's Deutlichste Ausrufe der Klage und der Verzweiflung gehört haben.

Gegen Mittag hatte Graf Ladislaus, wie er fast täglich zu thun gewohnt war, dem Onkel einen Besuch abstatten wollen. Er wurde jedoch, was ebenfalls ohne einen ausgiebigen Grund nie vorkam, nicht vorgelassen. Seine Schwester, Frau von Kismeny, welche die Gräfin besuchen wollte, hatte dasselbe Loos.

Auch diese Kleinigkeiten mußten mit den Gewohnheiten des Hauses so ganz vertrauten Leuten, wie es die Bedienten waren, auffallen und in ihren Augen Bedeutung bekommen. Die Neugier beschäftigte sich mit den Vorfällen, wog sie hin und her und konnte sie nicht deuten.

Gegen drei Uhr, kurz nach dem Essen, saß der angesehenere Theil der Dienerschaft in einem kleinen, ebenerdigen Stübchen, das die Aussicht auf den Hof hatte, beisammen. Die Gesellschaft bestand aus den Lakaien Friedrich und Wilhelm, dem Forstwart und dem Büchsenspanner. Alle sprachen mit gedämpfter Stimme, damit nichts von ihrer Unterredung dem niedern Gesinde, das in der benachbarten Stube hin- und herging, besonders aber nicht dem weiblichen Theile desselben zu Ohren käme, und leerten dabei ein paar Flaschen Wein, die vor ihnen auf dem Tische standen.

„Etwas geht oben vor," sagte Friedrich mit bedächtiger

Stimme, „aber was? das ist die Frage. Und wer es uns sagen könnte, der hätte uns damit auch gesagt, warum wir nun schon Alle in corpore ein zweites Jahr hier im Schnee und Eise sitzen.“

„Der Friedrich hat Recht,“ sagte der alte Wilhelm. „Das, was da oben jetzt vorgeht und den Grafen heute Nacht in so große Betrübniß versetzt hat, das muß mit der Ursache der Abreise von Pest in Verbindung stehen.“

„Das sehe ich nun nicht ein,“ meinte der Büchsenspanner. „Das, was gestern Schuld war, daß unser gnädiger Herr so plötzlich aufgefahren ist und so zu sagen ganz aus sich herauskam, das braucht mit Pest und der Abreise gar nicht im Zusammenhange zu stehen. Meiner Meinung nach ist der Graf einfach darum hieher gezogen, weil ihm das Leben in der Stadt zu kostspielig geworden war und er für seinen Constantin ein paar Jahre lang zurücklegen will. Daß er das Kind abgöttisch liebt, wissen wir Alle, und da spart er ein paar Jahre lang, bis der Knabe heranwächst. Was nun aber den gestrigen Auftritt anbelangt, so ist das eine Kleinigkeit, und der Ismael hat ihn allein verschuldet.“

„Da seht einmal! Verschuldet und wodurch, das möcht' ich doch wissen?“ fragten Friedrich und Wilhelm fast aus einem Munde.

„Wie kann der Ismael den Grafen beleidigt haben?“ rief der Forstwart. „Was war Anstößiges in seiner Erzählung? Er hat gesagt, daß er mit seinem Herrn gereist ist, daß er diesem eben einen Pelz geholt hatte und daß ein fremder Herr an ihn herangetreten ist und zu ihm gesagt hat: Kommt mit uns, guter Neger! Wo da Einer eine Beleidigung herausfindet, möcht' ich wissen.“

„In den Worten,“ erwiderte der Büchsenspanner mit Ueberlegenheit, indem er sich langsam über den mächtigen Bart fuhr, „ist freilich nichts Arges, und durch seine Erzählung hat er den Grafen auch nicht verletzt. Der Ismael hat aber eine ungenirte Art sich hinzustellen, und durch diese hat er Anstoß erregt. Der Graf fordert Devotion und ein bescheidenes Auftreten; der Ismael aber, — es scheint mir gar, er hat bei der Erzählung nicht einmal die Cigarre weggelegt.“

„Unsinn!“ rief Wilhelm. „Unser gnädiger Herr ist vernünftig und liebt nicht einmal das unterthänige Wesen. Wenn er sich zu uns in’s Wirthshaus setzt, so erlaubt er auch, daß man sich benimmt und giebt, wie es im Wirthshaus Brauch ist. Der Ismael hat in Nichts gegen die gute Sitte verstoßen, und nur in den zwei Namen, die er genannt hat, muß es gelegen haben. Glaubt mir, die zwei Namen, — ich weiß sie nicht mehr recht, haben den Grafen an etwas erinnert.“

„Es war,“ meinte der Forstwart, „als wäre er plötzlich auf etwas Lebendiges getreten.“

„Oder als hätte man ihm unversehens einen Stich versetzt.“

„Wir sind nun schon so lange im Dienst des gnädigen Herren, die zwei Namen sind uns nie vorgekommen,“ meinte Friedrich. „An den Namen war nichts gelegen.“

„Woran also in Himmels Namen soll es gelegen haben?“ fragte der Büchsenspanner. „An der Erzählung nicht, an der Art des Vortrags nicht, an den Namen nicht — was bleibt da übrig?“

„Die ganze Geschichte,“ sagte Friedrich nach einer Pause, „ist dunkel und geheimnißvoll. So etwas liegt nicht auf der Hand und ereignet sich nicht alle Tage. Ich bleibe bei meiner Ansicht, dem Grafen ist eine Prophezeiung gemacht worden, und wie es sich mit dieser verhält, dies ist ihm plötzlich klar geworden, als er gestern den Ismael gesehen hat.“

„Wie ist das zu verstehen?“ fragten der Büchsenspanner und der Forstwart gleichzeitig. Wilhelm kannte bereits die Ansicht seines Collegen.

„Erinnert Euch nur des Tages in Pest,“ begann der Alte, „an welchem der Costüm-Ball abgesagt wurde! Früh war der Graf auf der Jagd gewesen, und es ist festgestellt, daß er da im Feld von einer alten Zigeunerin angesprochen wurde. Die hat ihn bei Seite genommen und hat ihm etwas prophezeit. Wie die Prophezeiung lautete, das hat der Graf nie gesagt, ich aber behaupte, es war etwas, das den kleinen Constantin betraf. Vermuthlich war es so: daß diesem ein Unglück zustoßen soll durch Dies oder Jenes, wofern er in der Stadt und in seiner Heimath erzogen werde. In Folge dessen ist der Graf abgereist und hat sein Kind hieher gewissermaßen

in Sicherheit gebracht. Die Gräfin — ach, die beste Seele unter Gottes Himmel — hat die Einsamkeit ertragen um ihres Kindes willen. Jahre gehen vorüber, — da wird der Graf plötzlich durch den Anblick eines Schwarzen wieder aufmerksam gemacht auf die Prophezeiung — vielleicht wird ihm sogar der dunkle Sinn derselben plötzlich klar. Nur so erkläre ich den Schreck, die nächtlichen Klagen, das Hin- und Hergehen durch die Zimmer und den ganzen Auftritt, der entstanden ist, ohne daß etwa ein Brief angekommen wäre, oder der Graf bei seiner Heimkehr in's Schloß eine böse Nachricht erhalten hätte. Das ist meine Erklärung der Sache. Mag ein Anderer eine bessere geben! Ich fordere Euch auf, Alle in corpore!"

Eine Pause folgte. Alle dachten nach. Der Forstwart und Wilhelm wiegten bedächtig die Köpfe, nur der Büchsenspanner meinte:

„Eine Prophezeiung — von einer Zigeunerin gar — da ist unser Herr viel zu vernünftig und aufgeklärt!"

„Was vernünftig! was aufgeklärt!" rief Friedrich, „es giebt Dinge, die man mit dem Verstand leugnen möchte, und die doch Jeden tief erschüttern — ich könnte Euch Sachen erzählen —"

Der Alte wollte eben aus dem Schatze seiner Erfahrungen Belege herauffördern, als er vom Forstwart unterbrochen ward.

„Da seht, wer daherkommt!" rief dieser mit einem kräftigen Schlag auf den Tisch.

Alle sahen zum Fenster heraus. Ismael, der gewohnt war, mehrmals in der Woche in's alte Schloß heraufzukommen, um mit seinen Collegen zu plaudern, schlenderte eben langsam über den Hof.

„Gut, daß er kommt! Vielleicht erhalten wir jetzt Aufschluß!" meinte der Büchsenspanner.

Das Gespräch schwieg in Erwartung Ismael's.

Aber dieser trat nicht ein.

„Wo bleibt der Mensch?" rief der Forstwart heftig. „Plaudert gewiß wieder draußen bei den Mägden. Nun wart', bis ich heute Abend zur Gertrud komme —" Er ging hinaus, den Schwarzen hereinzuholen, die Anderen blieben am Tische sitzen.

Nach einigen Minuten trat der Forstwart wieder ein. „Etwas Neues, Freunde," rief er, „eine neue Ueberraschung! Ismael ist oben. Eben hatte er den Fuß auf die Stufe gesetzt, da — da ruft ihn die Gräfin vom Fenster aus herauf!"

„Heute geschehen Wunder!" meinte Friedrich. „Die Ordnung der Dinge ist verrückt. Wenn das so fortgeht, dann steh' ich für nichts mehr. Die Gräfin! Unerhört!"

Neue Hypothesen wurden geschmiedet, der Prüfung vorgelegt und wieder verworfen. Der Büchsenspanner nahm den Forstwart in die Ecke.

„Weißt Du," sagte er, „was meiner Ansicht nach die Ursache ist, daß wir hieher gezogen sind? Der Graf ist eifersüchtig und fürchtet die Courmacher, die sich in einer großen Stadt gleich finden. Die Gräfin ist so schön — so viel jünger als er — da hat er sie und nicht das Kind hieher in Sicherheit gebracht."

Aber dagegen opponirte der Forstwart auf's Heftigste. „Die Gräfin," sagte er, „hat nur Eins im Kopfe und im Herzen: ihren Mann und ihr Kind. So ist es immer gewesen, und eine bessere Frau giebt es nicht. Sie liebt ihren Gemahl auf's Zärtlichste und er vertraut ihr ganz. Eifersucht ist nicht im Spiele — aber lebensüberdrüssig ist der Graf, und meiner Meinung nach ist's bei ihm hier" — der Forstwart zeigte auf die Stirn — „nicht ganz richtig. Das ist die Sache, das erklärt Alles. Manchmal schießt ihm etwas durch den Kopf und verwirrt ihn ganz, ohne daß ein Mensch den Grund begreifen kann. — So ist's auch gestern gewesen."

Eine Stunde verging, ohne daß Ismael wiederkam. Die Gesellschaft, die sich's in den Kopf gesetzt hatte, von ihm die Lösung des Geheimnisses zu erhalten, wurde ungeduldig, ihre Neugier spannte sie auf die Folter. Friedrich eilte hinauf, um nachzusehen, ob Ismael sich nicht etwa im Stillen wieder entfernt habe. Er war noch oben, man hörte seine Stimme und die der Gräfin.

Endlich — es war halb fünf Uhr geworden, trat der Schwarze in die Bedientenstube ein, aber in der gewöhnlichsten Stimmung.

„Guten Abend, Ihr Alle!" rief er und warf den Fes

auf den Tisch. „Ich war oben und habe mit der Gräfin gesprochen.“

„Nun, was hat es gegeben?“ scholl es ihm entgegen.

„Gegeben?“ fragte Ismael ruhig. „Gar nichts! Die Gräfin hat ihrem Kleinen einen Mohren in der Nähe zeigen wollen, und das hat Veranlassung gegeben, daß über Abyssinien und meine Heimathsverhältnisse hin und her gesprochen wurde. Eine liebe, freundliche, gemüthvolle Frau und ein schönes, herziges Kind!“

Die Enttäuschung bei dieser Antwort Ismael's war eine allgemeine. Niemand glaubte ihm.

„Was,“ fragte Wilhelm, „von Abyssinien habt Ihr gesprochen und nicht vom gestrigen Abend, nicht von der Geschichte, durch die Ihr den Grafen so sehr verstimmt?“

„Die Gräfin,“ erwiderte Ismael, „schien davon gar nichts zu wissen.“

„Was, vom gestrigen Auftritt ist keine Erwähnung geschehen?“ fragte Friedrich heftig.

„Nicht die geringste!“ erwiderte Ismael. „Doch nun zu Anderem! meine Kehle ist trocken.“

Er setzte sich zu Tische.

Man spähte, forschte und fragte, aber die Stellung des Schwarzen blieb natürlich und unverfänglich und all' seine Antworten bestätigten die Wahrheit seiner Aussagen.

Die Folge war, daß die neugierigen Leute wieder irre wurden und sich gestehen mußten, daß sie ebenso wenig wußten als zuvor, und daß Alles, was auf den ersten Blick hin in dieser räthselhaften Angelegenheit als eine Andeutung der Lösung erscheine, nur ein Irrlicht sei, das aus dem Halbdunkel in die völlige Finsterniß führe.

Gleichmüthig, ohne jede Hast, die der Zusammenkunft mit der Gräfin ein Gewicht beilegen konnte, entfernte sich Ismael wieder, nachdem er die ganze Zeit hindurch kleine, scherzhafte Abenteuer erzählt hatte.

Der Schluß davon war, daß man sich Geduld anempfehlen und auf die Zukunft warten mußte, die schon so Vieles, was auf Erden verborgen war, an's Tageslicht gefördert.

Achtzehntes Kapitel.

Das Gerücht.

Die Tagesvorfälle, die das alte Schloß auf so seltsame Weise in Athem erhielten, wären unten im Landhause vielleicht ganz spurlos vorübergegangen, wenn Jemand, der in der Dorfschenke mit anwesend gewesen, es über sich hätte bringen können, Stillschweigen über die gestrige Scene zu beobachten. Weder Graf Ladislaus noch seine Schwester Sidonie konnten aus der Zurückweisung ihrer Besuche allein einen Schluß ziehen. Beide gingen von der Ansicht aus, daß die bizarre Laune des Onkels auf dem alten Schlosse althergebracht freies Spiel habe.

Sirvas, der Lakai des jungen Grafen, hatte aber Alles mitangehört und des Morgens auch sich weiter erkundigt. Er hatte nun, theils aus Diensteifer, theils aus einer, den Bedienten eigenthümlichen Lust und Anmaßung, mit ihren Herren Vertrauenssachen gemein zu haben, eine Gelegenheit erwischt, den Grafen wichtigthuend bei Seite zu nehmen. Haarklein erzählte er ihm die Vorfälle in der Dorfschenke sowohl, als die Bedenken erregenden Vorgänge der letzten Nacht. Nur von dem Besuche Ismael's bei der Gräfin hatte Sirvas nichts sagen können, da derselbe fast zwei Stunden später vorfiel.

Graf Ladislaus war im Grunde eine harmlose Natur. Mit dem über seinem Onkel schwebenden Geheimnisse hatte er sich wenig geplagt. Er war von dem, was er hörte, außerordentlich überrascht und hatte den Berichterstatter auf das Nachdenklichste verlassen.

Bei der Anhänglichkeit und Verehrung, die er für den Fürsten Marizza empfand, war er auch sofort zu diesem gegangen, um ihm, was er vernommen, mitzutheilen. Er wollte von dessen Scharfblick Rath und Licht erhalten. Auf sich selbst angewiesen, fühlte er die Last zu schwer.

Was den Fürsten Marizza anlangt, so hatte dieser über die Schwermuth und Vereinsamung des Grafen Demetrius seine eigenen Gedanken. Die ganze Sache aber war seinem persönlichen Interesse so fern gestanden, daß er sich selbst in diesem Punkte mit allerhand Unterstellungen beruhigt und befriedigt hatte. Alle diese Unterstellungen aber hätte er wahrscheinlich auch als unstichhaltig verworfen, wenn es darauf angekommen wäre, auf dieselben irgend einen ernsten, wichtigen Zweck zu begründen. Gewohnt, die Bestimmtheit selbst zu sein und mit apodiktischer Gewißheit abzuurtheilen, gerieth Fürst Marizza, als Ladislaus ihm Alles erzählte und ihn um seine Ansicht fragte, in eine gewisse Verlegenheit. Er versank in ein düsteres Schweigen und rief alle seine Ideen über diesen Punkt zusammen. Aller Anstrengung ungeachtet, konnte er dem Geheimniß nicht näher auf den Leib rücken, aber einmal in die Nothwendigkeit versetzt, eine Antwort zu ertheilen, entschloß er sich, da ihm eine seiner Vermuthungen so wenig werth schien als die andere, eine ganz neue aufzustellen.

Von seiner Leidenschaft für Beatrix ganz in Beschlag genommen, fühlte er fremde Anliegen als eine unzeitig kommende Last, und da war es für seinen nur an sich selbst denkenden Kopf charakteristisch, eine Angelegenheit, die er im Interesse eines Zweiten nicht auf leichte Weise erledigen konnte, zu Gunsten eigenen Vortheils abzufertigen. Mit einer intriguanten Vermessenheit verdächtigte und verleumdete er zwei Personen.

„Mir,“ sagte er, „ist Alles klar und ich habe über die Sache nicht die geringsten Zweifel mehr. Graf Demetrius ist zunächst die Quelle des ganzen Unglücks, weil er in späten Jahren eine so junge Frau genommen. Seine abgöttische Liebe für seine Gemahlin ist in Pest getäuscht worden. Wo aber ein Anderer Rache genommen hätte, rächte er sich nicht; dazu liebte er seine Frau zu sehr. Er hat seine Schmach still in sich begraben und sie hieher in die Einsamkeit geführt, wo die Absperrung von Menschen es fast unmöglich macht, daß sich der Schlag auf sein Herz und seine Ehre wiederhole.“

Graf Ladislaus war von dieser Eröffnung geradezu be-

täubt. Er hatte sich nie darauf gefaßt gemacht, das edle Bild, das er von Antonie bis zum heutigen Tage vor Augen hatte, in solcher Entstellung vor sich zu sehen.

Fürst Marizza war aber noch nicht zu Ende. „In der That," fuhr er fort, „ist der Friede auf Hohensprung, so weit es nach solchen Störungen möglich, wieder hergestellt worden. Die Gräfin ist der Welt entzogen und lebt nur für ihr Kind. Sie lebt einsam wie eine Nonne und sieht Monate lang niemand Andern als ihre Verwandten und ihre Diener. Da plötzlich, seit einigen Wochen, ist der unheimliche Dämon wieder aufgetreten und spukt von Neuem — nur in einer neuen, veränderten Gestalt — als Freiherr von Hostiwin."

Graf Ladislaus sträubte sich gegen diese Behauptung mit aller Kraft, aber der Widerspruch machte den Fürsten nur noch hartnäckiger und dreister.

Er beleuchtete jede Bewegung und jeden Gang Hostiwin's mit dem gefärbten Lichte seiner verleumderischen Anklage und stellte zuletzt an Ladislaus die Frage, wem wohl die abendlichen Spaziergänge, die Hostiwin auf der Wiese im Angesicht des alten Schlosses gemacht, gegolten haben möchten? Damals, bei dem nächtlichen Nachspähen und Nachgehen mit Ladislaus hatte er behauptet, Hostiwin müsse in einem strafbaren Verhältnisse zu Beatrix stehen. Es war Eifersucht gewesen, die ihn diesen Verdacht aussprechen ließ, und obwohl heute über diesen Punkt ebenso unsicher wie damals, schob er jetzt an Beatrix' Statt die Gräfin Milowitsch vor.

Die Verlegenheit, eine andere Erklärung geben zu können, hatte diese Verleumdung in Marizza's Kopf erzeugt; da sie einmal geboren war, sah sie der Fürst als eine vortreffliche Tactik an, die ihm längst hätte einfallen sollen, um Hostiwin in dieser Gesellschaft mißliebig, ja unmöglich zu machen und zugleich Beatrix, wenn sie noch ein Gefühl für Hostiwin in sich trage, zum Mißtrauen zu stimmen.

Kopfschüttelnd und noch immer zweifelnd, aber doch halb und halb überzeugt, verließ Ladislaus seinen schlangenklugen und schlangenzüngigen Freund und begab sich zu seiner Schwester Sidonie. Er erzählte ihr, ohne die Quellen anzugeben, was er eben gehört, und beschwor sie, ihm offen zu

gestehen, welche heimlichen Beobachtungen sie etwa gemacht haben möge.

Sidonie, wie ihr Bruder eine Natur, die nirgends die Schuld und das Verbrechen witterte, war erst auf's Höchste empört, dann erstaunt und endlich zum Glauben geneigt, wie es im Allgemeinen einer angeborenen Unbefangenheit eigen ist, in das Gegentheil umzuschlagen.

Nicht lange darauf träufelte Marizza's Erfindung aus Sidoniens Munde in das Ohr ihrer Freundin Beatrix, der sie seit Jahren Alles anzuvertrauen gewohnt war.

Auch Beatrix hatte für Hostiwin noch immer, ohne dessen recht bewußt zu sein, ein warmes Interesse in heimlicher Herzenstiefe bewahrt. Diese Mittheilung wirkte auf sie wie ein Schlag, und die Entrüstung, die in ihr erwacht war, hatte die ausbrechende Eifersucht zur Quelle.

Marizza, der kurz darauf mit den Damen zusammenkam, hatte die Freude, zu sehen, wie rasch seine tückische Saat aufgegangen sei.

Auf diese Weise war das Landhaus binnen wenig Stunden in eine peinliche Unruhe versetzt. Der Verdacht fand immer mehr und mehr Rechtfertigung, je mehr man sich mit ihm beschäftigte. Die Gründe, auf welche er sich stützte, waren allerdings nur geschickte Deutungen vorgefallener Thatsachen, deren man sich leicht erinnerte, aber dessenungeachtet hätten sie eine so rasch überzeugende Kraft nicht besessen, wenn sie gegen eine andere Persönlichkeit als die Hostiwin's gerichtet gewesen wären.

Während dieser ansteckenden Gährung und Bewegung, die die Gemüther der Herren wie der Diener ergriffen hatte, gab es einen Mitbewohner, der von Allem verschont geblieben war und den heutigen Tag für einen ebenso gewöhnlichen hielt, wie den gestrigen oder vorgestrigen. Es war Hostiwin. Ihm war der Vorfall in der Dorfschenke nicht zugetragen worden. Er wußte nicht, was auf dem alten Schlosse sich begeben. Ihm klangen auch nicht die Ohren in Folge der Gespräche, die über ihn in den anstoßenden Zimmern geführt wurden.

Er hatte die Gewohnheit, täglich einige Stunden allein zu

verbringen. In dieser Zeit ordnete er theils seine häuslichen, seine Güter betreffenden Geschäfte, theils beschäftigte er sich mit den Erscheinungen der Literatur und Wissenschaft.

Stundenlang konnte er in seinem vergangenen Leben wühlen oder sich Pläne über die nahe und ferne Zukunft entwerfen. Er war eine dichtende Natur, die aber das Gedachte nicht niederschrieb, sondern darauf angewiesen war, es zu erleben. Er spann in der Stille der Einsamkeit seine Ideale aus und suchte mit seinen praktischen weltkundigen Augen in der Wirklichkeit nach den Formen, in denen er sein Wesen am liebsten und angemessensten bewegen wollte. Er belauschte sich, er feilte an sich, er ordnete und sichtete sich.

Um die Stunde ungefähr, als Ismael, von der Gräfin entlassen, in die Bedientenstube hinabgekommen, trat Wallmerode bei Hostiwin ein.

„Du stellst schöne Geschichten an!“ rief er, als er kaum die Thüre hinter sich geschlossen, mit Vorwurf aus.

„Nun?“ fragte Hostiwin, überrascht emporsehend.

„Du wirst schon wissen, was ich meine!“ sprach Wallmerode, sich setzend. „Ich bin wie aus den Wolken gefallen!“

„Ich weiß von nichts!“ versetzte Hostiwin mit Entschiedenheit.

„Geh,“ sagte Wallmerode, ungläubig lächelnd. „Doch freilich — ich kenne das! Du findest mich gewöhnlich, wie dies auch bei Deiner Cilly-Geschichte der Fall war, erst dann Deines Vertrauens werth, wenn Du meinen Arm nöthig hast, um Dich aus einer Verlegenheit zu ziehen. Diese Stunde kann bald schlagen.“

„Du sprichst in Räthseln,“ entgegnete Hostiwin mit leichtem Aerger. „Sprich Dich aus, oder lassen wir das Gespräch fallen.“

„Du geräthst gleich in Hitze,“ sagte Wallmerode. „Wenn ich nicht mehr Mäßigung besäße, so thäte ich, was Du willst, und würde Dich ungewarnt lassen.“

„Mich zu warnen kommst Du?“ fragte Hostiwin gedehnt, mit unstäten Augen hin- und hersinnend. „Was bedroht mich?“

„Kurz und gut,“ gab Wallmerode zur Antwort, „man ist Deiner Liebesgeschichte auf der Spur.“

„Ich soll eine Liebesgeschichte haben?“ rief Hostiwin, seltsam lächelnd. „Du bist mystificirt worden.“

„Bin ich denn nicht Dein ergebener Freund,“ erwiderte Wallmerode mit aufsteigendem Zorn, „daß Du so hartnäckig vor mir hinter dem Berge halten willst, wenn schon alle Welt darüber flüstert? Es ist heraus — Du hast ein Verhältniß mit der Gräfin!“

Hostiwin sah seinen Freund erst höchst betroffen und starr vor Verwunderung an, ehe sich die Mienen glätteten und er zu Worte kam.

„Es giebt Dinge,“ rief er, „von denen wir, wie von etwas Wunderbarem, ergriffen werden, und über die man eigentlich wie über eine Albernheit lachen sollte. Die Geschichte, die Du mir mitbringst, gehört darunter. Wo hast Du sie her?“

„Von Beatrix!“

„Also Frauenklatsch!“

„Du irrst!“ versetzte Wallmerode. „Es ist nicht ihre Erfindung oder ihre Beobachtung. Wie man darauf gekommen, ist mir unbekannt, doch genug, daß Alle im Hause darüber reden. Wie lange dauert's, so wird dieser Klatsch, wie Du es nennst, im alten Schlosse seinen Wiederhall finden.“

„Das bedauere ich,“ sprach Hostiwin mit wirklicher Besorgniß.

„Du bist,“ sagte Wallmerode, „bei zwei Zusammenkünften am hellen Tage gesehen worden, und auch Deine Abendspaziergänge sind nicht ohne Beobachter geblieben.“

„Der Zufall hat mich in diesen letzten Wochen,“ sprach Hostiwin, „wohl zweimal mit der Gräfin zusammengeführt, das konnte Jeder wissen; aber es ist eine schmachvolle Beleidigung der Frau, eine Beleidigung, die ich mit meinem Blute rächen möchte, meine nächtlichen Ausflüge mit ihr in Verbindung zu bringen. Deine ganze Geschichte ist nichts als eine boshafte oder müßige Lüge.“

„Ich freue mich, wenn es so ist,“ rief Wallmerode, das

Wort mit einem freundschaftlichen Handschlage begleitend, und setzte sich erleichtert auf seinen Platz.

Hostiwin, der sich gleichfalls niedergelassen hatte, murmelte nachdenklich:

„Sollte vielleicht Fürst Marizza —"

„Diesen muß ich in Schutz nehmen," fiel Wallmerode rasch ein. „Ich war dabei, als er allseits zur Vorsicht und Prüfung ermahnte. Gott sei Dank, daß es nicht wahr ist! Für mich, als Deinen Freund, hätten sich unermeßliche Folgen ergeben — gerade jetzt, da ich auf dem Sprunge bin, um Sidonien's Hand anzuhalten. Jetzt wollen wir dem Gerüchte dreist den Kopf zertreten —"

Ueber Hostiwin's Stirn zogen ernste Gedanken, seine Augen starrten hin, als wenn sie in sein Inneres hineinblickten, nur mechanisch warf er, als sein Freund geendet hatte, hin:

„Es ist kein wahres Wort daran! Nichts, nichts!" Dann richtete sich sein Kopf plötzlich empor, seine Augen leuchteten auf, wie wenn seine Seele die Schwingen zu einem freien Auffluge schlüge, seine Lippen bebten, und er sprach in großer, tiefer Aufregung weiter:

„Ich bin Dein Freund — das wirst Du nach der Eröffnung, die ich Dir mache, erkennen. Vom Augenblick an, seit ich das Portrait der Gräfin, das drüben im Saale hängt, gesehen, bemächtigte sich meines Herzens eine Leidenschaft —"

„Weh! weh!" schrie Wallmerode.

„Ruhig!" sprach Hostiwin, ohne sich unterbrechen zu lassen, und fuhr fort: „Diese Leidenschaft überrumpelte meine Sinne, und noch ehe ich sie herankommen sah, stand sie wie eine unangreifbare Flammengestalt vor mir. Ich litt —"

„Und die Gräfin?" fiel der Freiherr in höchster Beunruhigung ein.

„Sie weiß nichts!" rief Hostiwin lebhaft, um den Freund zur Aufmerksamkeit zu zwingen.

„Und die zwei Zusammenkünfte?" fragte Wallmerode auf's Neue.

„Sind ohne alle Bedeutung!" gab Hostiwin zur Antwort.

„Ich verrieth kein Wort, keine Silbe; kein Blick, kein Gang an mir wurde zum Verräther! Im Gegentheil, ich mied sie, meide sie wie das Feuer, das mich verbrannte, und sprach nie von ihr, nannte kaum ihren Namen, als wenn sie für mich der gleichgültigste Gegenstand auf dieser Erde wäre. Während ich im Innern ihr Bild trage, kann ich sie vor den Menschen nicht vollständiger verleugnen, als ich's thue, und mein Herz nicht härter und grausamer strafen — dies Herz, das das böse Schicksal hat oder den unseligen Zug besitzt, da zu lieben, wo es nicht lieben soll, und da sich aufzuhalten, von wo es lieber so rasch, als gält' es das Leben, flüchten sollte. Ich liebte und resignire zugleich, meine Liebe wächst noch immer, aber auch die Schranke wächst, die ich himmelhoch vor mir selbst aufgebaut habe. In kurzer Zeit werde ich diese Berge verlassen, in die ich nie hätte kommen sollen, und einen neuen Schmerz mit fortnehmen. Ich hoffe und suche nichts, auf Augenblicke lang vergesse ich, aber ewig von nun an, das weiß ich, brennt diese Liebe auf dem Grunde meiner Seele wie eine Schwefelmine im innersten Erdschacht fort!"

„O die Liebe!" seufzte Wallmerode. „Auch hier —" er zeigte auf sein Herz, „sieht es traurig aus."

Er erinnerte sich dabei Altschul's.

„Doch brechen wir ab!" rief Hostiwin ungeduldig und wie mit sich selbst zerfallen. „Du weißt jetzt mein Geheimniß, und jetzt sage selbst, was das Gerücht behaupten darf!"

„Gar nichts darf es behaupten," versetzte Wallmerode. „Ich bin glücklich, daß es so ist. Dennoch" — er fuhr sich lächelnd durch die Haare, „mußt Du, wenn wir unter uns sind, einräumen, daß doch an jedem Gerücht ein Fünkchen Wahrheit ist."

Er stand auf.

„Auch mir," sprach Hostiwin, „war bei Deiner Erzählung zu Muthe, als wenn mein böser Genius meine geheimsten, keiner andern Seele anvertrauten Gedanken ausgeplaudert hätte. Was das Gerücht betrifft, so wird es schon morgen in sein Nichts zerfallen."

„Gut, daß ich Alles weiß," erwiderte der Freund. „Gleich will ich Deinetwillen in's Gefecht. Ich hätte auch sonst ge-

fochten, aber nicht mit so gutem Gewissen. Lebe wohl! Auf Wiedersehen Abends im Saale."

Er eilte zur Thüre hinaus.

Wallmerode war kaum fortgegangen, als Ismael eintrat. Er befand sich in einer nicht gewöhnlichen Bewegung, die seinem Herrn auffiel.

„Was giebt's?" fragte Hostiwin.

„Herr," antwortete Ismael, „denke Dir, was mir heute begegnet! Ich war in's alte Schloß gegangen, um mit der Dienerschaft zu plaudern. Da ruft mich die Gräfin hinauf, daß ich mich ihrem Söhnchen, dem kleinen Constantin, zeige. Sie läßt sich in ein Gespräch mit mir ein. Ich muß ihr erst von meiner Heimath erzählen, dann kommen wir auf Dich, auf Dein Schloß in Böhmen, auf Deine Reisen; wir sprechen von Italien, von Deinem Aufenthalt in Pisa. Das ging eine Stunde lang hin, denn sie zeigte ein seltsames Interesse. Plötzlich flieht sie in das Nebenzimmer, bleibt einige Augenblicke dort, kehrt dann zurück und flüstert, indem sie mir dieses Billet einhändigt: Ich weiß, daß Sie verläßlich sind."

Hostiwin, dessen Erstaunen bei der Erzählung von Wort zu Wort gestiegen war, bemerkte erst jetzt, daß Ismael einen Brief in der Hand hielt. Er glaubte seinen Augen und Ohren nicht trauen zu können.

„Was ist das?" rief er und riß das Papier Ismael aus der Hand.

Er las mit wachsender Verwunderung und Exaltation die folgenden Zeilen:

„Mit diesem Briefe sende ich den ersten Nothruf in die Welt und bin überzeugt, daß Sie ihn nicht überhören. Entweder wissen Sie schon Alles, oder Sie werden unermeßlich erstaunt sein, zu erfahren, warum mein kämpfendes Unglück Sie zu meinem Bundesgenossen erwählt. Entfernen Sie sich nicht früher von Hohensprung, als bis ich Sie gesprochen. Ich werde trachten ein Zusammenkommen zu ermöglichen. Mit freudiger Zuversicht auf Ihren ritterlichen Charakter begiebt sich eine unglückliche Frau in Ihren Schutz."

Hostiwin's Erstaunen war auf dem Gipfel. Er blickte, nachdem er zu Ende gelesen, noch immer in den Brief und auf dessen hastige, mit stürmischer Eile sich jagenden Buchstaben.

„Sie gab es Dir selbst?" fragte er Ismael, als könne er es noch nicht fassen.

„Sie selbst!" gab Ismael zur Antwort.

„Sonderbar, sonderbar!" rief Hostiwin auf- und abgehend.

Er zerbrach sich noch lange den Kopf über das räthselhafte Schreiben.

Neunzehntes Kapitel.

Ein Morgenritt.

Am andern Tage hatte die Gesellschaft wie gewöhnlich das Frühstück im großen Salon gemeinschaftlich eingenommen. Die Stunde gehörte sonst zu den heitersten des Tages.

Heute war es anders. Alle schienen etwas im Gemüthe zu verbergen und suchten durch eine gezwungene Lebhaftigkeit über sich zu täuschen. Die Mühe war umsonst. Jedermann sehnte sich nach dem Augenblicke des Auseinandergehens. Die verschiedenartigen Interessen, die man bisher mit Sorgfalt auseinandergehalten hatte, begannen in eine unausbleibliche Collision zu gerathen und Dem und Jenem Krieg oder Trennung in nahe Aussicht zu stellen.

Nach dem Frühstück standen noch da Zwei und dort Zwei anstandshalber, aber nicht mehr wie ehemals mit innerem Behagen, zusammen und plauderten die gewöhnlichsten Dinge.

Sidonie kam aus dem anstoßenden Zimmer, in welchem sie eine Viertelstunde geweilt hatte, und sah sehr unglücklich aus. Es schien sogar, als ob sie geweint habe.

Wallmerode, dessen Blick ihr überallhin folgte, hatte es sofort bemerkt und schrieb es den obschwebenden Ereignissen zu. Er wußte nicht, daß diese Thränen in Folge einer heimlichen Unterredung mit van Groote geflossen waren.

Sidonie sah sich im Zimmer um, trat an Wallmerode heran und flüsterte:

„Hätten Sie Lust, einen Spazierritt mit mir zu machen?"

Wallmerode war von diesem Glücke betäubt. Er schlich Sidonien nach, als diese rasch zur Thür hinausgegangen war.

Eine Weile später saß er zu Pferde und trabte mit der schönen Reiterin auf der Straße dahin. Der Tag war schön, die Sonne leuchtete über den schneebedeckten Höhen und spielte in den Eiskrystallen, die von jedem Zweiglein der Bäume herabhingen.

Eine gute Weile ritten Beide schweigend nebeneinander, den Weg am Flusse entlang.

Sidonie schien auf's Tiefste betrübt und in Gedanken versunken. Der Freiherr durchging den Schlachtplan, den er entworfen hatte, und schielte nach Sidonien. Jeder Moment schien ihm gut, seine Liebesschlacht zu schlagen, so furchtbar drängte Altschul zur Entscheidung. Dennoch zauderte er. Einerseits ermuthigte ihn die Aufforderung Sidoniens, andererseits sah er sie trüb, mit anderen Dingen beschäftigt. Da hob sie, als die Pferde sich ausgebraust hatten und die Anhöhe hinauf im Schritt gingen, selbst zu sprechen an.

„Sie sind so stumm," sagte sie plötzlich, „Sie dürfen sich nicht nach mir richten. Unannehmlichkeiten verstimmen mich —"

„Ich kann es mir denken," gab der Freiherr zur Antwort, und meinte damit die Affaire auf dem alten Schlosse.

„Was können Sie sich denken?" sprach Sidonie, ihn betroffen anblickend. Sie glaubte, der Grund ihrer Thränen sei verrathen.

„Ich meine das Gerücht," warf der Freiherr hin. „Hostiwin — nun, wir haben gestern darüber gesprochen. Das zerfällt, wie es entstanden ist."

„Freilich," erwiderte Sidonie, mit ihrem Geiste gar nicht bei der Sache. „Doch," sagte sie, um seine Aufmerksamkeit

abzulenken, „wie kommen Sie mir vor? Auch Sie scheinen etwas auf dem Herzen zu tragen!“

Der Freiherr schwieg, und Sidonie fuhr fort: „Ja, wirklich! Ich täusche mich nicht! Was ist das? Ich sehe eine Unruhe, einen Ernst an Ihnen —“

„Jetzt sei's gewagt!“ dachte Wallmerode. „Sie selbst drängt und heißt mich reden! Das bedeutet Gutes!“

Er stimmte sein Organ zu den sanftesten Tönen, gab seinen Zügen den wehmüthigsten Ausdruck und sagte still:

„Ich denke daran, wie unglücklich ich selbst sein werde, wenn ein Tag, der nothwendig kommen muß, eintritt, wenn das Schicksal Sie von mir reißt und ich allein, aus allen Himmeln verbannt, mich der Stunden erinnern werde, die ich hier, in Ihrer Nähe, auf dem Schlosse Hohensprung verlebt habe.“

Er hatte es mit bewegter, halblauter Stimme wie vor sich hingesprochen und hielt nun inne. Sidonie blieb ruhig, aber ihre Zügelhand kam aus ihrer gewohnten Ruhe und sie sagte nach einer Pause:

„Ich sah diese Unterredung schon seit längerer Zeit voraus. Das Gefühl, das Sie für mich hegen, ist mir seit lange kein Geheimniß. Dessenungeachtet trifft mich der Augenblick ungefaßt.“

„Sidonie!“ rief Wallmerode, „Sie kennen mich seit Jahren! Mißverständnisse, Reisen, Entfernungen legten sich hindernd zwischen mich und Sie — aber ich konnte Sie nie vergessen. Die Heimath wurde mir unleidlich, da Sie nicht mehr dort waren, und ich folgte Ihnen in die Wildniß dieser Berge! Sidonie, stoßen Sie ein Herz, das Ihnen seit Jahren schon so treu ergeben, nicht zurück!“

Die Hand der jungen Wittwe zitterte sehr, ihre Augen blieben gesenkt. Wallmerode wurde von der freudigsten Hoffnung wie in die Lüfte getragen, und Altschul's Bild, das Gesicht von einem gutmüthigen Schmunzeln verklärt, erschien ihm in der Perspective. Ja, Altschul schmunzelte und zerriß die Wechsel. Der Freiherr faßte Sidoniens Hand, die sich nur langsam zurückzog, und flüsterte mit aller Innigkeit des Tones, die ihm zu Gebote stand: „Darf ich hoffen, Sidonie, der Glücklichste der Menschen zu sein?“

Sidonie richtete sich auf. In großer Bewegung, hastig und ungefaßt, antwortete sie: „Fordern Sie nicht das Geheimniß meines Herzens zu wissen! Ich kann für Sie, lieber Wallmerode, nichts sein, nichts — als eine Freundin!"

„Großer Gott!" rief Wallmerode zurückprallend. „Sie schmettern mich zu Boden!"

„Ja, nichts als eine Freundin!" wiederholte Sidonie rasch. „So sehr ich Sie achte — so sehr ich wünschte, daß wir uns nahe blieben — nichts weiter!"

„Räthselhafte Sirene!" rief Wallmerode, plötzlich von der Hoffnung wieder halb aufgerichtet, daß Alles vielleicht nur Coketterie sein könne. „Spielen Sie nicht mit mir! Haben Sie Mitleid! Nicht auf die Dauer erträgt das Herz solche Marter!"

„Nennen Sie mich nicht Sirene," sagte Sidonie tiefbewegt. „Sie thun mir Unrecht und kränken mich! Sidonie spielt nicht mehr mit Herzen — sie ist tief gedemüthigt! O, lieber Freund, ich scheine oft noch heiter — ich bin es nicht — wenn Sie wüßten, wie viel heimliche Thränen ich weine — aber ich sollte stolzer sein und Ihnen das nicht gestehen! So ungefaßt, so gekränkt bin ich — so ganz anders bin ich geworden als ich war... lassen Sie, lassen Sie mich!"

Sie hieb auf ihr Pferd los, das sich aufbäumte und nur mit Mühe nach einer ungerechten Strafe zur Ruhe gebracht werden konnte.

Wallmerode erschrak in tiefster Seele. Das Wort versagte ihm. Plötzlich, wie von einer Laterna Magica in seine Seele geworfen, erschien ihm Altschul, die Wechsel in der Hand, mit dem Ausdruck und der Miene eines furchtbaren Berggeistes. „Sidonie," rief er endlich, sich mühsam fassend, „Sie vernichten mich, indem Sie mich zurückweisen! Mein Glück, mein Heil, mein Leben, meine Rettung aus einem Abgrund von Verzweiflung liegt in Ihrer Hand! Sie machen mich zum seligsten Sterblichen, wenn Sie mich erhören, und schleudern mich dorthin, von wo ich mich nie mehr erhebe, indem Sie mich zurückweisen!"

„Welche Leidenschaft!" rief Sidonie. „Wie wenig hätte ich sie in Ihnen, dem ruhigen Manne, vermuthet! Sie sagen,

daß Sie mich lieben, Wallmerode, ich glaube es Ihnen. Oft früher, wenn Sie mich Ihrer Gefühle versicherten, spielte ich mit dem Gedanken und stellte Sie auf die Probe — damals hätte es vielleicht sein können — jetzt — jetzt ist Alles anders. Nie kann ich die Ihrige werden."

„Wodurch," schrie Wallmerode auf, „wodurch habe ich Ihr Herz verloren? Jeden Tropfen Blutes wollt' ich opfern —"

„Sie drängen mich zu einer Erörterung," sagte Sidonie, „vielleicht bin ich Ihnen auch eine schuldig; sie soll Ihnen werden, so viel sie mich kostet! Wallmerode, mein Herz gehört mir nicht mehr! Bedauern Sie mich, die weiß, daß, was sie empfindet, Thorheit ist, und doch liebt! Wallmerode, ich bin gewiß unglücklicher als Sie! Der, den ich liebe, beachtet mich kaum, ich bin für ihn wie nicht vorhanden — gewiß, ich leide mehr durch ihn, als Sie durch mich —"

„O meine Ahnung!" brach es aus Wallmerode hervor. „Ist es van Groote?"

„Es ist van Groote," sagte Sidonie, ihr Gesicht in ihrem Taschentuch verbergend. „Bewahren Sie mein Geheimniß — Ihre vieljährige Freundin bittet Sie darum. Ja, ich hoffe bestimmt, Sie sollen mir ein Freund bleiben, Wallmerode, mein vielgeehrter Freund, und — das Wort darf Sie nicht verletzen — mein väterlicher Berather. Senken Sie den Kopf nicht so traurig! Ein Mann von Ihrer ernsten und würdigen Richtung ist zu Anderem berufen, als der Mann einer Frau zu sein, wie die arme, kleine, unwissende Sidonie Kismeny. Sie, der Gelehrte — ich kann wohl sagen — denn so erscheinen Sie mir oft — der Weise, werden bald mit überlegener Stimmung Ihr Gefühl von heute beurtheilen. Soll ich Alles gestehen? Ich lernte Sie schätzen, Sie waren mir ein Berather und Lehrer, Sie imponirten mir durch Ihr Leben, Ihre Grundsätze; als meinen Geliebten konnte ich Sie mir nie denken! Darum Freundschaft, Wallmerode, Freundschaft! Dies Wort bedeutet für ein Gemüth, wie das Ihrige, nichts Geringes."

„Dies Wort Freundschaft hat mein Herz gebrochen!" sagte Wallmerode tonlos.

Inzwischen waren die Reitenden wieder in die Nähe des Schlosses zurückgekommen.

„Leben Sie wohl,“ sagte Sidonie plötzlich. „Ich schlage diesen Seitenweg ein, um die Gräfin zu sehen. Vielleicht läßt sie mich heute vor.“

Sie reichte Wallmerode die Hand, die dieser gar nicht zu drücken vermochte, gab dann ihrem Pferde einen Gertenschlag und rift im Galopp von dannen.

Der Freiherr sah noch lange ihrem Schleier nach, der im Winde flog.

„Die Hochachtung dominirt!“ sagte er vor sich hin. „Wie furchtbar wahr hat Hostiwin neulich gesprochen! O, daß mein Rappe jetzt mit mir durchginge und mich zerschmetterte!“

Er peitschte das Pferd und plagte es. Es ging nicht durch, sondern trug ihn pflichtschuldig nach Hause.

Zwanzigstes Kapitel.

Finanznöthen.

Mit ermatteter, tiefverstörter Seele kam Wallmerode auf seinem Zimmer an. Die letzte Hoffnung, etwas bei Frau von Kismeny zu erreichen, war zertrümmert, er stand knapp vor dem Verfalltage seiner Wechsel und sah in das wüste Chaos seines Ruins hinein.

Er war rathlos. Ein ganzes Leben hindurch hatte er die Welt über seine geheimen Vergehen getäuscht, die Miene der Ehrbarkeit und des Anstandes gewahrt, den wahren Stand seiner Finanzen verhehlt — nun stand er vor dem Moment, der seinen Ruin enthüllen, der Welt die Augen über seine geheimen Leidenschaften öffnen, kurz, ihn als Den zeigen solle, der er war. Das war ihm schrecklich, furchtbar, kaum zu überleben. Bedachte er, wie er schon mancher bösen

Lage gegenüber gestanden, manche gefährliche Eröffnung abgewendet und vorbeigelenkt, aus den schlimmsten Sackgassen den Ausweg gefunden, mußte er sich sagen, daß ihn Glück und angeborene Klugheit trefflich unterstützt; diesmal aber spähte er vergebens nach Rettung — er erblickte nichts als eine bodenlose Situation.

Armer Kauz! Sieht man sich ihn genauer an, so muß man doch bekennen, daß seine Tartüfferie einen edleren Zug hatte. Er übte sie keines Gewinnstes wegen und beutete durch sie Niemanden aus! Aber die Achtung der Menschen ging ihm über Alles. Eine Leidenschaft war es für ihn geworden, solid, gelehrt, ehrbar, kenntnißreich, wohlhabend zu scheinen, und nicht dem nächsten Freunde gegenüber hätte er von diesen Vorzügen einen einzigen aufgeben wollen. Er zog es vor, Wucherern die höchsten Procente zu zahlen, nur um keinen seiner Freunde anzusprechen, auch jetzt war er entschlossen, zäh, unnachgiebig seine Position zu wahren. Aber wie, vor einer unbarmherzigen Welt? Darüber sann er vergeblich nach, bis der Abend herankam.

An's Fenster gelehnt und in das phantastische Bild der Mondnacht hinausblickend, die mit allen Aufregungen seiner Seele in einem schneidenden Contraste stand, dachte Wallmerode ungefähr Folgendes:

„Gott Amor rächt sich schrecklich an einem Speculanten! Vielen Menschen hab' ich Sand in die Augen gestreut! Du aber, Altschul, bist taub für Citate und edle Reflexionen, dir imponirt nichts! Warum hat dich die Natur so geschaffen, Furchtbarer? So furchtbar in deiner anscheinenden Harmlosigkeit, deiner Demuth, deiner steten Bereitwilligkeit den Mitmenschen zu helfen? Die Fristen verlaufen, der Tag ist da, da pochst du schon in aller Frühe an's Thor. Höflich putzest du dir die ungewichsten Stiefel, ehe du die Stiege betrittst, und leisen, leisen Schrittes kommst du heran, trittst herein, den uralten Hut in der Hand, dich höflich verbeugend, ziehst ein kleines Blättchen hervor und lächelst! Ja, du lächelst auch, Altschul, — du lächelst und hoffst, daß du nicht störest — o verdammtes Lächeln, deine Seele ist unbarmherzig wie die Robespierre's, der auch ein bescheidener,

lächelnder, ruhig honetter Mann gewesen, und auch mit einem Blättchen in der Hand auf der Tribüne zu erscheinen pflegte.

„Sidonie? — Ach der Teufel hole die Weiber! Für dich stürzte ich mich in neue Schulden und machte eine weite Reise. Du hast dich in den langweiligen van Groote vernarrt — du beweisest damit nur, daß du keinen Geschmack hast. Fahr' hin!

„Ja, fahr' hin! Ich muß nach Prag, bald, vielleicht morgen schon! Ein paar Tage hat Altschul Geduld, aber nicht lange. Ach, ich kenn' ihn zu gut. Er kommt unerbittlich, wie der Tod, und unverrückbar rechtzeitig, wie die Gestirne! Wenn er gestorben wäre! Nein, Altschul stirbt nicht, ihm stößt kein Unglück zu, und wirft ihn ein Mörder in einen Brunnen, seine Wechsel kommen von selbst in's Haus. Wie oft schon wird er gekommen sein, wie oft schon nach mir gefragt haben! Keine Geliebte hat ein sorglicheres Gemüth wie er! Womit ihn hinhalten, vertrösten, abfertigen? — Ach, über das bittere, tödtlich bittere Elend habe ich nur burleske Einfälle — verdammtes Spiel, verdammte Juden!"

Mit der Schnelligkeit einer Phantasmagorie waren diese Gedanken durch des Freiherrn Kopf gezogen — nun lehnte er ihn wieder an das Fenster — seine Stirn glühte, seine Pulsadern schlugen hörbar gegen das Holz. Da klopfte es an die Thüre.

„Herein!" rief Wallmerode mit gelassener Stimme. Hostiwin trat ein.

„So sinnend am Fenster, Freund?" fragte der Eintretende. „Was ist Dir?"

„Der Poesie dieses Abends kann man nicht entgehen —" sagte Wallmerode schnell gefaßt — „sieh dort den Mond und seinen Wiederschein auf dem Wasser —"

„Stört man Dich?" fragte Hostiwin.

„Nein, nein!" antwortete Wallmerode — ein Gedanke durchfuhr ihn, daß Hostiwin vielleicht sein Retter werden könnte, aber die angewohnte Zurückhaltung siegte und er fuhr ruhig fort: „Ich träumte — dämmerte nur so hin. Ge-

danken an die Vaterstadt — das Bild manches Bekannten, manches lieben Menschen, der dort unser gedenkt —"

„Hast Du deren?" fragte Hostiwin. „Ich dachte, Du wärest allein wie ich, allein auf Dich angewiesen und überall zu Hause."

„Da wir einmal von zu Hause reden," sagte Wallmerode rasch, „so muß ich Dir anzeigen, daß ich in den nächsten Tagen heimkehre."

„Was Du mir da sagst!" rief Hostiwin höchst überrascht. „Woher dieser plötzliche Entschluß? Fesselt Dich die Nähe Sidoniens nicht mehr?"

„Darüber wollen wir ein ander Mal sprechen," entgegnete Wallmerode. „Ich denke, ich habe wieder einmal mit einer wichtigen Epoche meines Lebens abgeschlossen. Vielleicht sollte ich mir Vorwürfe machen — warum habe ich doch das Studirzimmer verlassen, um — doch nein, heute kein Wort darüber! Morgen, nächstens sollst Du Alles hören. Glücklich Der, für den die Musen noch Trost bereit haben, wenn die Frauen nur Enttäuschung —"

„In der That, Du scheinst verstört," sprach Hostiwin. „Jetzt erst sehe ich Dich recht an und finde Dich sogar äußerlich verändert, von leidendem Aussehen —"

„Es ist meine Migraine," erwiderte Wallmerode. „Ein Stubenhockerleben hat mich früh krank und alt gemacht. Heute leide ich mehr als gewöhnlich."

„Wirklich Migraine? Nicht Liebeskummer?" fragte Hostiwin und that, als ob er forschte. In seinem Innern war er fest überzeugt, daß Sidonie die Schuld habe. Wie nahe es lag, eine Anspielung zu machen, so schwieg er doch aus zarter Schonung. „Du reisest," sagte er noch einmal, „und in den nächsten Tagen. Es scheint mir ein in der Aufwallung gefaßter Entschluß!"

„Keineswegs," entgegnete Wallmerode. „Mein Plan ist ruhig erwogen und steht fest. Der Winter ist keine Zeit, um auf dem Lande zu leben, und wenn es schon gesagt werden muß — meine Stellung zu Frau von Kismeny ist eine wesentlich andere geworden. Ich sehe doch endlich ein, daß sie nicht für mich paßt."

„Seltsam, seltsam!“ meinte Hostiwin. „Noch gestern so glühend, heute so abgekühlt!“

„Was soll man Peinliches auseinanderlegen,“ erwiderte Wallmerode, zuerst in einiger Verlegenheit, dann allmählich sicherer. „Man lernt ein Wesen kennen, es besticht, reizt, blendet; es ist schön, man erwartet viel, hinter einer brillanten Conversation tieferen Geist, hinter schönen Aufwallungen ein edles, feinbesaitetes Gemüth. Man liebt, mein leidet. Man thut endlich einen Blick in's Herz und ist enttäuscht. Vor einem dauernden Bund warnt uns eine innere Stimme. Die größten socialen Vortheile locken da vergeblich — man fühlt, man ist nicht für einander geschaffen und würde ohne gegenseitiges Verständniß bei allem Reichthum innerlich darben. So geht es mir mit Sidonie Kismeny — sie ist schön, sie hat mich geblendet — ich gebe sie auf — für heute und immer.“

„Das thut mir leid,“ sprach Hostiwin, der aus Schonung den Humbug seines Freundes ernsthaft, ja mit theilnehmender Miene angehört hatte. „Ich sehe Dich traurig —“

„Nicht traurig blos, trostlos,“ versicherte Wallmerode, diesmal die Wahrheit sagend. „Wochen und Monate sind verloren gegangen, und ich selbst bin um manche Illusion ärmer.“

„Schade, daß ich Dich missen soll!“ sagte Hostiwin, halb lächelnd, halb wehmüthig. „Deine egoistische Philosophie hat mich manches Stück Wegs durch's Leben begleitet, und hat mir eine Selbstgenügsamkeit vorgehalten, um die ich Dich oft beneidet. Ich wollte, Wallmerode, ich könnte Dir einmal einen Dienst leisten, eine Freude bereiten, Du hast mir so oft schon Spaß gemacht! Kein Foliant sollte mir zu theuer sein, Dir damit ein Geschenk zu machen, keine Münze, kein Torso, keine antike Urne. Leider bist Du ein Mensch, der nichts bedarf. Doch es wird spät. Morgen werden wir ein Weiteres über Deinen Reiseplan sprechen. Ich selbst vielleicht — doch morgen davon! Es ist die höchste Zeit, sich im Salon sehen zu lassen.“

Er stand auf.

„Freund, ich muß leider meiner Migraine wegen das Zimmer hüten,“ versetzte Wallmerode.

Hostiwin ging, Wallmerode blieb allein zurück. Lange saß er im Fauteuil und blickte auf die Thüre, durch die sein Freund verschwunden war. Hostiwin's letzte Worte hatten ihn gereizt. Der erste Theil des Satzes, mit dem er sich verabschiedet, hatte ein Aufblitzen von Hoffnung aufgerufen, die der Nachsatz wieder, zu rasch nur, zerstörte. „Wie wäre ich betrogen, wenn ich dich zur Hülfe aufriefe, toller Vergnügungsmensch!“ dachte der Freiherr. „Ja, einen Torso würdest du mir schenken, meine Culturgeschichte, wenn sie geschrieben wäre, aufkaufen, doch Alles nur in der Absicht, einen Scherz damit auszuführen. Mensch, mit einem Reichthum geboren, den keine Verschwendung aufzehrt, Herr von Wäldern, die du nie an einem Tage durchwandern konntest, wie wenig begreifst du die Existenz eines Menschen, der seit Jahren die Last seines Titels auf einem Fundament von Illusionen balancirt! Drei Tage in meiner Lage, und du schössest dir eine Kugel vor den Kopf! — Nein, ich habe keinen Freund, darf von Keinem etwas erwarten, aber das Glück und mein Verstand, der mir so oft schon im Leben durchgeholfen, helfen mir vielleicht noch einmal! Wie bangte ich an jenem Morgen, da ich erfuhr, daß Sidoniens Bruder sich erschossen! Das Gewitter ging vorüber! Ach! ich hatte es damals nur mit einer erbitterten Frau, alten Basen und Polizeicommissären zu thun — ein Jude ist furchtbarer, und ein Jude wie Altschul! Ja, grausam rächt ihr euch, Hebräer, für Alles, was unsere Ahnen an euch gethan! Die Cavaliere brandschatzten euch, die Welt hat sich umgedreht und ihr brandschatzt die Cavaliere. Hätte doch mein Vater, der sein Vermögen verpraßte, mich lieber ein Handwerk lernen lassen, als daß ich nun solch' einen Tag erleben muß!“

So, irr durcheinander phantasirend, ging Wallmerode noch lange im Zimmer umher, bis die Lichter niedergebrannt waren. Dann warf er sich auf's Bett, doch noch lange folterten ihn die bizarrsten und verzweifeltsten Träume.

Der Morgen war längst da, als er erst in einen ruhigeren Schlaf fiel.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Auf dem alten Schlosse.

Um dieselbe Zeit, als der Freiherr von Wallmerode in nächtlicher Stille litt und auf den Trümmern seines Heirathsplans hoffnungslos trauerte, wirkten die Folgen jenes räthselhaften Vorfalles, der sich in der Dorfschenke zugetragen, im alten Schlosse mit einer noch immer wachsenden Steigerung nach.

Die Nacht war schon weit vorgerückt, ein ungemein heftiger Sturm hatte sich erhoben und pfiff und heulte und wirbelte den frisch fallenden Schnee mit dem feinen Eisstaube, den er von den unübersteiglichen Häuptern der Berge heruntergefegt hatte, durch die Lüfte zusammen.

Die Erkerfenster des Grafen waren noch erhellt, und auch aus den Mittelfenstern drang noch immer das Licht weit in die Finsterniß der unwirthbaren Nacht hinaus. Dort war das Gemach der Gräfin. Ein unkundiger Wanderer, der vorübergekommen wäre, hätte geglaubt, daß da oben die nächtlichen Unterhaltungen glücklicher Besitzer noch fortdauerten; Jener dagegen, dem die Gelegenheit gegeben war, einen auch nur flüchtigen Blick in das innere Leben des Schlosses zu werfen, hätte mit Bedauern hinaufblicken und sich fragen müssen, was denn die Ursache sei, daß der Schlaf sich dort so unendlich lange nicht einstellen wolle.

Graf Demetrius saß an einem kleinen Tische, auf welchem eine Lampe brannte. Sein Gesicht war auffallend eingesunken und verstört. Die sonst ruhigen Augen versteckten sich beinahe unter den buschigen Brauen und blickten unstät, scheu und sorgenvoll umher. Seine Haltung, sonst die Ruhe und Würde selbst, war ebenfalls verändert. Fieberische Gemüthsbewegungen schüttelten den starken Körper, bald senkte sich der Kopf und warf sich auf die Hände,

bald fuhr der Oberleib auf die Lehne des Stuhles schwer zurück, und zu Boden hingen schlaff und ermattet die Arme.

Von Zeit zu Zeit wandten sich die Augen nach der Mittelthüre, welche in die anstoßenden Gemächer bis zu jenen der Gräfin führte, und schienen dort mit banger Erwartung zu haften, dann fuhren sie wieder zur Zimmerthür empor oder senkten sich und brüteten unbewegt auf dem bunten Teppich des Tisches.

Im Schlosse war schon Alles zu Bette gegangen; es herrschte eine unheimliche Stille, die nur das Picken der Tafeluhr, das zeitweise Geprassel der Flammen im Ofen und dann und wann ein heftigerer Windstoß durch ein Geräusch in den Corridoren unterbrach.

Da knarrte es aus einem entfernten Seitenzimmer herüber, eine Thüre wurde geöffnet und zugeschlagen, das Parquet verrieth die Fußtritte des Herrannahenden immer stärker und stärker.

Wie emporgeschnellt war der Graf aufgesprungen und stand in athemloser Erwartung, die Blicke auf die Mittelthüre gerichtet, einen Arm auf den Tisch stemmend, da.

Die Thüre ging auf, Tobias trat mit einem Leuchter in der Hand ein.

„Was sagt sie?“ lispelte ihm der Graf in ängstlicher Erwartung entgegen.

„Ach Gott!“ antwortete Tobias, mit den Achseln zuckend, „sie ist nicht abzubringen, sie bleibt bei ihrem schrecklichen Entschlusse stehen.“

„Wehe uns!“ rief der Graf, in den Stuhl zurückfallend, aus. Ein heftiges Zittern befiel ihn.

„Es ist zum Verzweifeln,“ sprach Tobias, eigentlich nur vor sich hin. „Daß ich das ansehen und erleben muß! Daß es von dieser Seite zum Platzen kommen sollte, hab' ich wahrhaftig nicht erwartet.“

„Wer hätte es erwartet?“ rief der Graf heftig, aber im klagenden Tone. „Was die Feinde nicht ausspürten, will *sie* freiwillig aufdecken.“

„Mir unbegreiflich!“ rief Tobias, mit der Hand auf der

Stirn herumwühlend. „Ich denke und denke nach, welcher Grund sie plötzlich dazu treibt —“

„Es war doch für sie und ihr Kind gethan!“ seufzte der Graf, den Kopf schüttelnd, auf. „Doch geh —“ setzte er gleich darauf hinzu — „geh zu ihr, beschwöre sie noch einmal! Sie kennt Deine Treue, Deine Anhänglichkeit, Deine Verdienste um die Ihrigen — geh, geh!“

„Gnädiger Herr,“ antwortete Tobias, mild und sanft sich neigend, „es ist umsonst. Was sie Ihnen nicht gethan, wird sie auch dem Tobias nicht zu Gefallen thun. Sie ist furchtbar entschlossen, ich hätte es in ihr nicht gesucht — es ist —“ Er hielt ein wenig inne, als bedächte er sich, ob er seinen Gedanken aussprechen oder wie er ihn einkleiden solle, und fuhr dann fort: „Es ist in der That, als wenn ein Zweiter, ein ganz Anderer aus ihr herausredete.“

„Ihre Affecte waren stets gewaltsam,“ bemerkte der Graf, „das überrascht aber doch und schlägt vor die Stirn!“

„Es ist räthselhaft, was sie *beabsichtigt*!“ meinte Tobias nach einer kurzen Pause, das letzte Wort stark betonend, als wolle er das Gespräch auf ein Gebiet locken, das er zuerst nicht betreten mochte.

Der Graf dachte einen Augenblick lang nach, Tobias glaubte schon seine Absicht erreicht zu haben, aber Jener versetzte:

„Was ist Dir räthselhaft? Ihr reines, edles Gemüth erträgt es nicht länger, unter dem Drucke der Schuld fortzuleben. Ihre Welt ist die Sonnenhelle, der Tag, nicht das Geheimniß und die Nacht. Was ich gethan, habe ich gegen ihren Willen gethan, weil meine Liebe stärker als mein Gewissen war. Ich that es, wie man auf einer Gemsenjagd plötzlich einen Schritt auf die Warze eines Felsens thut. Der Schritt geschieht mit Hast und Muth, und der Fuß kann nicht wieder zurück. Vorwärts muß man mit verzweifelter Entschlossenheit, oder stehen bleiben, so lange es geht. Auf dieser Stelle stand ich zitternd, in Angstschweiß gebadet bis heute — auf der schmalen, schlüpfrigen Kante eines ungeheuren Unrechts! Da kommt *sie* — *mein Weib*, und will mich herunterreißen!“

„Mir steht der Verstand still!" murmelte Tobias, die Hände zusammenschlagend.

„All' dies Unheil fließt aus der Schuld!" hob Graf Demetrius wieder klagend an. „Die Schuld trennt die Menschen, entfremdet einen Freund dem andern, schneidet die Bande der Liebe entzwei, und — man hat es erlebt — sie kann den Sohn gegen den Vater waffnen! Antoniens edles Herz wandte sich von mir ab und stellt mich bloß! — doch ich that es mir selbst an!"

„Gott, Gott!" rief der Alte in einem vorwurfsvollen Tone. „Meine Augen sind nur dazu geschaffen, um Jammer und Unglück zu sehen! Seit meiner Jugendzeit bis zum heutigen Tage bin ich wie ein Kriegspferd, das einen Herrn in die Gefahr hinausträgt und ihn nicht wieder zurückbringt, dann einen neuen Herrn erhält und ihn wieder im Schlachtgetümmel umkommen sieht. Ich habe längst keine Freude am Leben mehr. Aber, theurer Herr," sprach er, seine Fassung wieder emporrüttelnd, weiter, „da es jetzt so steht, welchen Plan wollen wir fassen, um dem Schlimmsten, dem Aeußersten einen Lauf zu geben, der für uns Alle noch der heilsamste ist?"

„Was weiß ich!" murmelte der Graf rathlos. „Es sprang eben erst an mich heran, ich fühle den Schlag noch zu sehr in Mark und Bein, als daß ich überlegen, daß ich mir rathen könnte! — Sage mir, kann man Ladislaus trauen? Ist er wirklich ohne allen Verdacht?"

„Ich glaubte es bisher," erwiderte Tobias. „Doch was kommt da auf meine Meinung an? Heimlichkeit weckt selbst bei Leuten, die sich Alles vertrauen, eine andere Heimlichkeit von ihrer Seite. Wenn der Onkel verhehlen und verschweigen kann, warum könnte es nicht auch der Neffe?"

„Du giebst mir einen entsetzlichen Trost!" rief Graf Demetrius bestürzt aus.

„Die Wahrheit thut hier Noth," versetzte Tobias. „Das Verderblichste ist die Täuschung. Uns wäre nicht geholfen, nur einer Gefahr vorzubauen, wenn noch eine zweite vorhanden ist. Nehmen wir die Sache einmal so, wie sie liegt als wenn der Himmel das Unrecht nicht länger fort-

bestehen lassen wollte. Dann hat die Lage noch einen letzten, freilich bedenklichen und schweren Ausweg, aber doch einen Ausweg. Man tritt mit einem freimüthigen Bekenntnisse auf und gleicht das Unrecht mit allen erforderlichen Opfern aus."

„O dieser Ausweg!" rief der Graf mit erhobenen Armen. „Mein Name bleibt befleckt und nichts mehr wird ihn reinigen. Meine Frau und mein Kind — doch daran laß mich nicht denken, wenn mein Herz nicht brechen soll!"

„Eins von beiden!" erwiderte der Alte. „Entweder den vermessenen Muth eines unredlichen Mannes haben, oder eine neue, ruhige Zukunft um den Preis einer vorübergehenden Demüthigung erkaufen. Jener abscheuliche Muth fehlt Ihnen, Herr Graf. Sie glaubten ihn zu besitzen, von Verhältnissen überrascht, die Sie nicht geschaffen haben, aber deren unglückliche Folgen auf Ihre Schultern geladen worden sind. Ihr Gewissen ist dadurch krank geworden. Ihr Auge sieht das Schwarze noch schwärzer und ihm ist jeder Schatten ein Schrecken."

„Was ich einmal gethan," entgegnete der Graf, „hätte ich mit dem Opfer meines Lebens behauptet, wenn Antonie so geblieben wäre, wie sie war. Sie erträgt aber das Dunkel des Geheimnisses nicht mehr und will in's Licht hinaus. Es ist edel und anerkennenswerth von ihr, den Vortheil, der ihr allein zu Gute gekommen, hinzuwerfen, um der Welt frei in's Auge zu schauen. Anders aber sollte die Liebe handeln und dieses Gerechtigkeitsgefühl als Verrath ansehen. Ein Stück von ihrem Herzen trennt sich von mir, wenn sie auch zu unserem gemeinsamen Heile zu handeln glaubt."

„Ich sagte schon früher," sprach Tobias, und wie es klar zu sehen war, nicht ohne merkliche Ueberwindung, da er eines Gedankens, der schon früher zum Vorschein zu kommen versucht hatte, nun sich entledigen wollte, „daß es immerhin möglich, Graf Ladislaus wäre über unser Geheimniß nicht so unwissend, als wir bisher gedacht. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich nichts Unumstößliches sagen will, ich lege nur meine Ansichten, meine Beobachtungen und meine Zusammenstellungen vor."

„Sprich, sprich!“ rief der Graf, indem er sich mit gespannter Aufmerksamkeit aufrichtete.

„Wir haben schon des Weiten und Breiten darüber gesprochen,“ fuhr Tobias, von dieser Aufforderung ermuthigt, fort, „daß ein Mann wie Baron von Hostiwin einen geheimnißvollen Zweck hier auf Hohensprung verfolgen müsse. Er ist so klug, so vorsichtig und listig zu Werke gegangen, hat seine Umtriebe mit dem Scheine der Harmlosigkeit und Jagdliebhaberei so wohl zu überdecken gewußt, daß unser anfänglicher Verdacht einschlummerte und in Folge davon unsere Beobachtungen mangelhaft geblieben sind. Erst seit dem Vorfall in der Dorfschenke sind uns die Augen aufgegangen. Sein Mohr, vermuthlich ein wenig angetrunken, hat aus der Schule geschwatzt und unsere Wachsamkeit, beinahe zu spät, aufgerüttelt.“

„Darüber sind wir einig!“ rief der Graf. „Er umkreist das Schloß, wie der Geier seine Beute. O, dann sagt man, dem Menschen fehle ein Ahnungsvermögen! Was hab' ich zu Dir gesagt, als ich ihn zum ersten Mal gesehen hatte?“

„Ja, wenn nur nicht allzu oft,“ gab Tobias zur Antwort, „voreiliges Mißtrauen ebenso täuschte wie übereiltes Entgegenkommen.“

„Nun gut,“ sprach der Graf. „Wie willst Du das mit Ladislaus in einen vernünftigen Zusammenhang bringen?“

„Sehr ungezwungen, gnädiger Herr!“ versetzte Tobias. „Ich stelle nur folgende Fragen: wozu hat Graf Ladislaus seine letzte Reise in die Schweiz gemacht?“

„Mein Gott,“ erwiderte der Graf, „eine Erholungsreise, wie er deren viele gemacht. Was bringst Du das herein?“

„Für mich fängt es da eben an!“ sprach Tobias, immer mehr in Wärme gerathend. „Ist es nicht möglich, daß er seine Reise über die Grenzen der Schweiz hinaus ausgedehnt haben könne — auf deutschen Boden?“

„Nach —!“ stieß der Graf hervor; ein plötzlicher Schrecken erstickte seine Stimme.

„Nun weiter!“ fuhr Tobias, von dem entsetzlichen Erfolge seiner Beweisführung befriedigt, fort. „Ein paar Monate

später reiste er wieder, und wohin ging er? Nach Prag, wo er vermuthlich den Mann, den er in der Schweiz kennen gelernt, zu treffen glaubte. Er, der fast niemals auf so kurzen Reisen schreibt, schickte zwei Briefe nach Hohensprung, und von welcher Wichtigkeit waren diese Briefe? Er, der bedachte, ruhige, kalte Mensch, war von diesem Hostiwin, den er kaum gesehen, so blitzschnell eingenommen worden, daß er ihn sofort einlud und für ihn lange voraus die Gemächer bereithalten ließ. Doch hielt er noch mit dessen Namen zurück, vermuthlich in der Absicht, daß wir nicht vorschnell Nachforschungen über ihn anstellen könnten. Und dieser Unbekannte, der plötzlich bei ihm die Ehren eines Freundes genoß, hat nichts Besseres auf der Welt vor, als in die Gebirgseinsamkeit zu eilen, da ihm doch, als einem Manne von Stand und Vermögen, Alles zu Gebote steht? Was treibt er hier, was interessirt ihn hier? Zu spät, doch für seine Machinationen vielleicht früh genug, ist in der vorgestrigen Nacht ein Streiflicht auf seine Absichten gefallen, ein entsetzliches Streiflicht! Und was Ladislaus betrifft, so ist es wahrscheinlich, daß er mit ihm im Einverständnisse handle! —"

„Ladislaus ist gut!" rief der Graf, wie Jemand, der sich selbst mit Gewalt eine unangenehme Sache ausreden will. „Ladislaus würde mich eher warnen, als sich gegen mich verschwören — nein!"

„Er ist auch leitsam," meinte Tobias „und folgt Aufstachelungen. Er hat den größten Vortheil dabei und Vortheil läßt nur gar oft mit Freundschaft und Blutsverwandtschaft brechen."

„Ja, ja, besonders wenn der Neffe," rief der Graf schmerzlich, „einen solchen Onkel hat. O es ist Alles möglich!"

„Mein gnädiger Herr kennt meine Absichten," entgegnete Tobias. „Ich will ja nicht Schrecken verbreiten, sondern einfach auf alle Bedenklichkeiten der Lage aufmerksam machen. Wenn nun das Einverständniß des Grafen Ladislaus mit dem Freiherrn von Hostiwin richtig combinirt wäre, dann könnte man darauf zählen, daß geheime Schritte geschehen sind, um an unser Geheimniß heranzubringen."

„Alles möglich!" rief Graf Demetrius entsetzt aus. „Doch

was überrascht es mich? Es ist ja klar, es liegt auf der platten Hand, ein Kind könnte es einsehen! Ich werde verstandesschwach. — — Weiter, weiter, Tobias!"

„Guter Herr!" rief der Alte mit tiefer Rührung, „wohl ist Tobias Euer Freund, der Freund Eures Hauses, seitdem Ihr den ergebensten der Diener in Eurer Huld dazu erhoben habt. Er geht für Euch in's Feuer und geht für Euch in's Wasser, er ist der geschworene Feind Eurer Feinde und hielte sein eigenes Kind für Euern Feind, wenn es gegen Euch auftreten wollte. Sie kennen meinen Lebenslauf zu genau, als daß ich meine Anhänglichkeit an Ihre Frau Gemahlin erst zu betheuern brauchte. Seitdem sie aber nicht gehen will, wie wir gehen, und nicht stehen bleiben will, wenn wir es thun, reden will, wenn wir schweigen möchten, kommt sie sogar mir anders vor... ich will sie zwar nicht als einen Feind ansehen, aber man sollte sich vor ihr, wie vor einem solchen, wenigstens schützen!"

„Du bist schrecklich, Tobias!" rief der Graf, sich in die Haare fahrend. „Du sagst nichts Neues und Nichts, was ich der Lage nicht selbst entnehmen könnte, und dennoch faßt mich mit einer zermalmenden Ueberraschung jedes Deiner Worte. Es ist gräßlich, sich manche Dinge klar zu machen! — Antonie, das scheint mir klar, will aus der Berührung mit der Schuld herauskommen. Das ist edel, herrlich an ihr! Auf mein Haupt aber fällt es im Grunde, wie wenn die Hand eines Widersachers auf mich schlüge. Das willst Du doch sagen?"

„Herr, Herr —" gab Tobias, sich, wie von Zweifeln hin- und hergerissen, mit der Hand an das Kinn greifend, zur Antwort und brach wieder ab.

„Du willst doch nichts Anderes sagen? oder verschweigst Du etwas?" fragte der Graf alarmirt. „Was bedeutet der Ton, in welchem Du gesprochen, und was bedeuten Deine Mienen, die ich vor mir so seltsam verzogen sehe?"

„Ja, wenn man Alles sagen könnte!" warf Tobias hin. —

„Seltsam!" rief der Graf Demetrius. „Seit wann verbiete ich Dir, offen zu sein? Wann habe ich Dich, wenn Du sprachst, auf den Mund geschlagen?"

„Es giebt Dinge," antwortete der Alte, „die man nicht

aussprechen darf, wenn man sie nicht sofort wie ein Jurist beweisen kann. Wenn man sie sagte, sollte man auch den Beweis schwarz auf weiß auf dem Papiere haben und ihn gleich als Schild gegen den Andern vorhalten können. Freilich hält es die Lebensklugheit anders damit. Während Jemand oft vom Gericht noch für brav und unbescholten gehalten werden muß, ist er in den Augen aller anderen Leute längst schon ein ausgemachter Verbrecher —“

„Was soll das?“ stieß der Graf, aller Fassung bar, hervor.

„Die Leute täuschen sich gar oft,“ fuhr Tobias fort, „aber ehe das Gericht gesprochen, ist es auch unklug, wenn Leute reden. Man kann sich Alles denken, um sich vor Schaden zu hüten; man braucht deshalb seinen Verdacht nicht gleich fühlen zu lassen.“

„Wo willst Du hinaus?“ rief der Graf, Tobias anstarrend. „Sag' Alles offen heraus!“

„Ich bin wirklich verlegen,“ stotterte der Alte mit aufrichtigem Bedauern, diese Saite der Rede angeschlagen zu haben. „Ich würde schweigen, wenn ich nicht schon einmal angefangen hätte zu reden, und doch kommt es mir wieder vor, wie wenn ich gegen meine Pflicht handelte und einen wahren Verrath beginge, wenn ich in diesem Augenblick zurückhaltend wäre…“

„Großer Himmel!“ rief Graf Demetrius, „was kann kommen, das einer solchen Entschuldigung und einer so langen Vorbereitung bedarf? Ich glaubte schon beim Aeußersten zu stehen — doch rede und laß mich nicht länger im Fieber der Erwartung!“

„Nun ich rede, wie es mir um's Herz ist,“ sprach Tobias. „Ueber Ihren Neffen, den Grafen Ladislaus, habe ich schon gesprochen, über den Freiherrn von Hostiwin ebenfalls. Die Verschwörung ist aber noch verzweigter.“

„Du betäubst mich!“ fiel der Graf, seiner kaum noch mächtig, ein, „Du siehst auf einmal ein Complot, hast gegen alle Welt Verdacht und Mißtrauen; warum klagst Du erst heute an, warum?“

„Sehr natürlich,“ gab Tobias zur Antwort. „Ich bin erst gestern hinter Alles gekommen.“

„Und sprichst erst heute?“ fuhr ihn der Graf vorwurfsvoll an.

„Die Sache liegt nicht so auf der Hand,“ rechtfertigte sich Tobias, „ich brauchte lange Zeit dazu, um mein Urtheil über die ganze verwickelte Geschichte zu bilden. Auch jetzt habe ich mir noch kaum Alles zurechtgelegt, und da rede ich ja schon —“

„Gut, gut,“ versetzte der Graf. „Verzeihe, ich bin in der größten Aufwallung. Was sagtest Du, Verschwörung?“

„Eine Verschwörung,“ wiederholte Tobias im festesten Tone, „ja noch mehr! Es läßt sich sagen, die Verschwörung habe uns bei einem nächtlichen Ueberfall festgenommen.“

„Schweig!“ hauchte der Graf tonlos vor sich hin. Seine Augen schlossen sich, der Körper schien sich wie erstarrt emporzustrecken.

Eine Weile ging hin, Alles war still, nur das Picken der Uhr war im Gemache vernehmbar, als der Graf die Augen wieder aufthat und seine innere Bewegung mit angestrengtem Athem niederschluckte, um wieder der Sprache mächtig zu werden.

„Tobias, alter Freund,“ sprach er leise und im leidenden Tone, „ich danke Dir. Es drückt mich zu Boden, aber ich muß Alles hören.“

„Heute nichts mehr!“ versetzte der alte Castellan, sich heftig widersetzend.

„Nein, nein, gleich!“ befahl der Graf. „Wenn Du schweigst, kommen unsere Feinde Dir zuvor. Bedenke das!“

„O, ich wollte nicht mehr auf der Welt sein!“ jammerte Tobias und ging im Zimmer auf und nieder, die Hände ringend, den Kopf gesenkt. „Ich bin auserwählt, lauter Unglückliche zu begleiten, um unglücklich mit Allen zu sein. Gott befohlen! Ihre Frau, Herr Graf, — Antonie ist mit im Complot!“

„Antonie!“ rief der Graf emporspringend — Zorn und Entrüstung gaben ihm eine überraschende Kraft, „Du bist verrückt!“

„Wäre kein Wunder, wenn ich's geworden!“ murmelte Tobias halb unwillig, halb schmerzlich.

„Beweise, was Du gesagt, Alter!“ herrschte der Graf ihm zu.

„Was hab' ich gesagt?“ gab Tobias zur Antwort. „Es

giebt eben Sachen, die sich ahnen und annehmen, aber nicht zur Evidenz beweisen lassen."

„Ich kenne Antonie besser," versetzte der Graf im Tone warmer Vertheidigung. „Eine Sache, die man nicht beweisen kann, behaupten, wird Ehrenbeleidigung genannt. Weißt Du das?"

„Ich weiß Alles," erwiderte Tobias, von dem unerwarteten Ausfall des Grafen in die Enge getrieben, wie in verzweifelter Nothwehr. „Ich habe doch Recht —"

„Dann bleibe nicht auf halbem Wege stehen," sprach der Graf mit milderer Stimme, da er Tobias in einen bei ihm seltenen Grad von Affect gerathen sah.

„Wahrheit und Diensteifer spricht aus mir," hob Tobias, die Worte vor Aufregung mit einer gewissen Barschheit stückweise hinwerfend, an. „Ich verfechte nicht mein Interesse, meine Sache, es geht nicht an meinen Hals. Als es sich um den Grafen Ladislaus und den Baron von Hostiwin handelte, waren wir über das verdächtige Zusammenwirken dieser Beiden einig. Tritt nun in einem so gefährlichen Zeitpunkte eine dritte Person auf, die eine Erklärung hinschleudert, die mit dem Zwecke der erklärten Feinde in ihrer Wirkung übereinstimmt, so halte ich es für Verblendung, nicht stutzig zu werden und die vorgeblich edle Absicht nicht auch von ihrer Kehrseite aus zu betrachten!"

„Wenn Du nur das meinst —" murmelte der Graf.

„Das meine ich," fuhr Tobias in derselben Aufregung fort. „Ich habe die Kehrseite angesehen und finde, daß gerade sie die rechte Seite von Antoniens Absicht ist. Es ist abscheulich, ich bin erstaunt und empört — aber die Wahrheit muß heraus und wenn die Welt zu Grunde ginge!"

„Tobias!" stotterte der Graf zitternd, als flehe er den Alten an, zu widerrufen.

„Es ist noch schlimmer," nahm Tobias wieder das Wort. „An der ganzen Welt wird man irre, wenn man Menschen, die man gekannt und geliebt, so umschlagen sieht. Was sagt Antonie damit, wenn sie so plötzlich die Last des Geheimnisses abschütteln will, anders, als daß sie es an der Zeit findet, frei zu werden und sich von Ihnen zu trennen? Diese Tren-

nung kommt vermuthlich einem Manne zu Statten, dessen Betheiligung wir sonst ganz unerklärlich fänden, denn die Menschen gehen nicht in den Kampf aus Lust an der Wahrheit und Abscheu vor dem Unrecht. Ihm kommt die Trennung zu Statten, er hat es so weit gebracht und hat das Signal gegeben. Hostiwin liebt die Gräfin — und sie, spricht man —"

„Wer spricht?" unterbrach ihn der Graf wild auffahrend, von der Eröffnung wie von einem Blitze getroffen.

„Das Gerücht spricht es," warf Tobias mit einer nachlässigen Sicherheit des Tons hin.

„Und die Gräfin?" fragte der Graf, der Antwort mit Entsetzen entgegensehend.

„Das beantwortet sich selbst," erwiderte Tobias, indem er sich erschöpft auf den zunächst stehenden Stuhl warf.

„Narr!" rief der Graf, mit ein paar hastigen Schritten an den Alten herangehend, während die Augen vor Zorn und Entrüstung funkelten, „alter Fasler!"

Erschreckt sprang Tobias empor, fuhr zurück und stieß einen Schrei aus.

„Wer spricht es?" schrie der Graf außer sich.

„Es ist ein Gerücht," sprach Tobias. „Unten im neuen Schlosse — hier —"

„Und Du erwähnst es erst jetzt?" fragte Demetrius.

„Ich weiß es ja selbst erst seit heute Nachmittag," versetzte Tobias. „Wer weiß, wie lange schon davon gemunkelt wird, aber ich bin der Letzte, dem die Leute so etwas sagen. Ich bin bei Allen verhaßt, weil sie annehmen, ich habe mich hier eingedrängt, und werde beneidet, als hätte ich Ihre Gunst allein. Die Leute, die das sagen, sollten jetzt hersehen und dann sagen, ob ich wirklich so zu beneiden bin!"

„Du wirst doch Einen nennen können, der das gesagt!" sprach der Graf, in demselben Zustande der Aufregung wie früher.

Tobias schwieg einen Augenblick und sagte dann düster resignirt:

„Der Kammerdiener Friedrich —"

„Herauf mit ihm!" rief der Graf, mit Ungestüm an der

Klingel ziehend. „Lüge, Bosheit!“ fuhr er fort, nachdem er die Schnur fast zerrissen. „Nichtswürdige Bosheit!“

Ein Lakai trat ein.

„Friedrich soll sofort heraufkommen!“ herrschte der Graf dem Eintretenden zu. „Augenblicklich! Er soll nur in den Schlafrock schlüpfen und kommen.“

Der Lakai eilte, sich verbeugend, hinaus.

Sprachlos vor Bewegung und höchster Erwartung maß der Graf eine kleine Weile das Zimmer.

Da ging die Thüre langsam auf. Der alte Kammerdiener Friedrich, nur mit den nothwendigsten Kleidungsstücken am Leibe, halbverschlafen und noch besonders verwirrt, um eine solche Stunde gerufen zu werden, erschien.

„Was hast Du heute für Worte über die Gräfin fallen lassen?“ donnerte der Graf ihn an.

„Ich?“ murmelte der alte Friedrich, ganz eingeschüchtert.

„Du, ja Du!“ behauptete der Graf.

„Was hätte ich gesagt?“ stotterte Friedrich kleinlaut, von seiner peinlichen Lage beklemmt.

„Tobias —“ rief der Graf, sich an den Genannten wendend und diesen zur Rede auffordernd.

„Der also hat gesprochen? Von ihm kommt es?“ ergriff Friedrich auf das Rascheste das Wort, während seine bisherige Schlaffheit und Gedrücktheit bei dem Anblick des Rivalen und Eindringlings, den er so furchtbar haßte, in helle Wuth überging, „das hätte mir einfallen sollen — als ich den — Menschen dastehen sah — — O Du Spion,“ redete er Tobias an, „Du Aufpasser, Du Achselträger, Du schlechtes Subject!“

„Kein Gezänk!“ schnaubte der Graf den alten Kammerdiener an, rasch zwischen Beide tretend.

„Er will anklagen und verlästern?“ fuhr Friedrich zu toben fort. „Er muß erst zeigen, ob seine Hände dabei so rein sind, und ob er sich nicht von drei Herren bezahlen läßt und alle drei bedient und verräth, der alte Schleicher, der bei Allen lächelt und bei Allen in Gunst steht, während ehrliche Leute bei Seite geschoben werden.“

„Still, böses Maul!“ hatte der Graf dazwischen gerufen,

ohne daß es ihm gelungen wäre, den rohen Ausfall des sich zurückgesetzt sehenden alten Dieners zu unterbrechen.

„Sie sollten sich schämen!“ rief Tobias, weniger entrüstet über die Schimpfworte, da diese ungerecht und aus der Luft gegriffen waren, als über die gänzliche Vernachlässigung alles Anstandes in Gegenwart des gemeinsamen Gebieters.

„Jetzt kein Wort mehr!“ befahl der Graf drohend und entschieden. „Jetzt Antwort auf meine Frage! Was hast Du über meine Gemahlin gesprochen?“

„Mein Gott!“ stotterte Friedrich, auf's Neue entmuthigt. „Ich hab' es doch nicht erfunden! Ich war wohl der Letzte, der es gehört. Man sagt — die Frau Gräfin —“

„Schon gut!“ schrie der Graf fast wüthend. „Ich verstehe! Ihr seid Alle zusammen eine verdammte Bande von Verleumdern. Ich jage Euch Alle fort — ich will mein Schloß von Euch säubern —“

Er drängte den alten Kammerdiener, während er sprach, Schritt für Schritt bis an die Thüre.

„Mein Gott, wir sind unschuldig!“ vertheidigte sich Friedrich, von der bevorstehenden Ausführung der Drohung, fortgejagt zu werden, in die größte Angst versetzt. „Mögen da Andere am Kragen gefaßt werden — die Helfershelfer — der Mohr —“

„Was sprichst Du vom Mohren?“ fragte der Graf mit unverhohlenem Schrecken, aus der Entrüstung in eine peinigende Besorgniß zurückfallend.

„Nun —, der Mohr macht den Zwischenträger!“ gab Friedrich zur Antwort.

„Und davon sagtest Du nichts?“ wendete sich der Graf, innerlich vernichtet, an Tobias.

„Es ist das erste Wort, das ich höre!“ rief Tobias verblüfft aus.

„Den Mohren soll man packen,“ fuhr Friedrich wieder fort. „Wir waren Alle in der Bedientenstube beisammen, als er vorgestern wohl eine Stunde lang bei der Gräfin war —“

„Er war oben!“ wiederholte der Graf, als könne er es nicht fassen. „Du hörst es,“ wendete er sich an Tobias mit einem bedeutsamen Blicke, „vorgestern!“

„Wir Alle können es bezeugen," ergriff Friedrich ermuthigt das Wort. „Der Mohr kam dann wieder zu uns herunter und sagte, er sei hinaufgerufen worden, damit der kleine Constantin einmal einen schwarzen Menschen sehe. — Wir glaubten es nicht, als er es vorgab; als er fort war, lachten Alle —"

„Lacht nicht darüber!" schrie der Graf, wie verwirrt, und deutete mit einer heftigen Geberde an, daß Friedrich seiner Wege zu gehen habe.

Der alte Kammerdiener schlüpfte mit einem wilden Blicke, der Tobias galt, zur Thüre hinaus.

„Gräßlich, gräßlich!" seufzte der Graf, als Beide allein waren.

„Und vorgestern war es," sagte Tobias, „daß die Frau Gräfin erklärte, dies Leben nicht länger führen zu wollen. Was muß man daraus für einen Schluß ziehen?"

„Wenn das geschehen ist," rief der Graf, „dann kann sich auch das Blau des Himmels in Grün, das Gold in Blei verwandeln. Sie ist untreu und eine Verrätherin geworden. Kannst Du das denken? Willst Du nicht lieber überlistet und betrogen werden; im Stillen, ohne daß Du's weißt, verkauft sein, als diese Gewißheit haben?"

„Leider, leider," klagte Tobias mit gefalteten Händen, „hat sich mein Verdacht mit schrecklicher Schnelligkeit befestigt. Ich glaube jetzt Alles!"

„Das ist der Dank," fiel der Graf ein, „an Andere mehr gedacht zu haben, als an sich selbst! Das stimmt fürchterlich zusammen! Ich bringe Opfer, und sie verletzt die einfachste Pflicht; ich opfere mein Gewissen, und sie bricht mir auch mein Herz noch dazu! Ich will sie nie wieder sehen, ich will sie nie wieder sehen!"

Er warf sich mitten in der Rede auf das Sopha und stieß die letzten Worte jammernd aus.

„Sie muß zur Rede gestellt werden, gnädigster Herr!" sagte Tobias.

„Was wird sie sagen?" bemerkte der Graf nach einer kurzen Pause darauf. „Sie hat ja schon gesprochen. Sie könne unter dem Drucke eines Unrechts nicht weiter leben,

sagte sie. Ach, meine Liebe gab ihr diese Waffe gegen mich und dieses Beschönigungsmittel ihrer Treulosigkeit in die Hand!"

Tobias blieb stumm und nickte mehrere Male traurig bejahend mit dem Kopfe, wie bei einer ausgemachten Sache, auf die nichts zu erwidern ist.

„Ich bin verloren!" rief der Graf nach einer schrecklichen Pause, während welcher sich ein verheerender Schmerz nur durch schwere Athemzüge, lange Seufzer und einzelne Klagelaute Luft gemacht. „Die Bombe liegt zu meinen Füßen, es dauert nicht lange und sie ist geplatzt. Ein Höllenplan ist geschmiedet, ich bin in ein verrätherisches Netz gefallen und werde nicht herauskommen, wie ich mich auch herumwerfe."

Er sprang plötzlich so wild empor, daß man hätte annehmen können, er eile wohin, um ein Aeußerstes zu vollbringen. Dazu war aber seine Natur zu schwermüthig, träge und zu sehr von langen Leiden erschlafft. Die Gewalt, die ihm angethan wurde, konnte ihn nur zusammenpressen, aber zu keinem Widerstand reizen und zu keiner That empören.

Er blieb nach einer kurzen Kraftbewegung in der Mitte des Zimmers stehen und breitete die Arme weit auseinander, wie bei einem Gebete voll Ergebung in den göttlichen Willen.

„Ich weiß," sagte er, im Tone weicher Trauer, sehr geheimnißvoll, „ich weiß, was für mich das Beste wäre!"

„Nun?" fragte Tobias, den Kopf, der auf den Arm gestützt war, emporrichtend.

„Wenn ich mich niederlegte," war die Antwort, „und nie wieder aufstünde."

„Welche unchristlichen Gedanken!" sagte Tobias, von dem Sinne entsetzt, den er in den Worten des Grafen zu finden glaubte.

„Ich war einst Soldat," sprach der Graf. „Hätte ich etwas von meinem ehemaligen Soldatenmuthe in mir! Was thut ein General mit der Festung, wenn sie nicht mehr zu halten ist?"

Tobias schwieg, denn er wollte mit seiner eigenen

Rathlosigkeit und Niedergedrücktheit nicht noch mehr entmuthigen.

„Du schweigst?“ sprach der Graf, ihn ansehend.

„Herr, ich gestehe,“ sprach der Alte, „daß ich wie betäubt bin.“

„Wir sind betäubt!“ murmelte der Graf, das Gesicht hinter der Hand rasch verbergend, damit sein Diener den entsetzlichen Gedanken nicht sehe, der sich in seinen Mienen malte. „Es ist spät —“ sagte er hierauf, „wir sind übernächtig. Geh schlafen!“

„Soll ich nicht bei Ihnen bleiben?“ fragte Tobias, ohne eine besondere Besorgniß.

„Warum?“ fragte der Graf mißtrauisch, als fürchte er, in seinen Gedanken errathen zu sein.

„Mir wenigstens ist es ein Bedürfniß,“ gab Tobias zur Antwort, „in schweren Lagen einen wohlmeinenden Menschen in meiner Nähe zu haben.“

„Ja, ja,“ sagte der Graf, jedes Wort schwer und mühsam hervorstoßend, indem er sich auf die Lehne des Stuhls stemmte. „Ich halte mich kaum auf den Füßen. Es ist sehr spät. Gute Nacht!“

Er wankte, sich immer an den nächsten Gegenständen festhaltend, bis an's Bett.

„Wir sind übernächtig!“ stammelte er, wie in Schlaftrunkenheit. „Geh auf Dein Zimmer!“

Er warf sich im Schlafrock und mit Allem, was er am Leibe hatte, auf das Bett.

„Ich sollte doch in diesem Lehnstuhl —“ bemerkte Tobias, an den Grafen herantretend; dieser aber wies ihn mit einer heftigen Geberde hinaus.

Tobias verließ, sich mehrmals umsehend und gleichsam den Gedanken, ob er nöthig sei, noch immer hin- und herwiegend, langsam das Zimmer.

Es war keineswegs der Schlaf, der den Grafen auf sein Lager hingestreckt hatte. Es war jene dumpfe Wuth des Schmerzes, die sich dem Bewußtsein nicht mehr vollkommen klar macht, weil sie es bereits abgestumpft und überwölkt hat. Es ist einer der Augenblicke, in welchem der Mensch aufhört

darüber zu reflectiren, was ihm zusagt und ihm schadet, oder was gut und böse sei. Die Welt der Seele ist mit Nebel erfüllt, kein Gegenstand ist zu erkennen, der sichere Pfad ist ebenso verhüllt wie der Abgrund. Es ist gleichgültig, wo man hintappt, der Zufall führt und die guten und bösen Sterne regieren. Die Füße laufen und die Arme fahren umher, aber der Wille ist todt, des Geistes Auge geblendet und die Vernunft verstummt.

In diesem Zustande pflegt es zu geschehen, daß man nach einer Waffe greift oder sich in ein Wasser stürzt, um das verhaßte Leben loszuwerden, das mit solchem Jammer im Bunde steht und allen erdenklichen Qualen zu jeder Stunde die Pforten öffnet.

Der Tod ist willkommen...

Auch der Graf, als er so auf seinem Bette lag, sehnte sich, daß es mit ihm aufhören möge. Bald wollte ihn die unheimliche Nacht eines ohnmachtähnlichen Zustandes den Foltern seiner Beängstigungen entreißen, bald zuckte wieder das lebendige Gefühl seiner gefahrvollen Lage mit dicht hintereinander fallenden Schlägen auf, daß die Lebensgeister, scharf angereizt, aufwachten, um auf's Neue in den früheren Taumel und den früheren Halbschlaf zu sinken.

Mitten hinein fuhren die Visionen der Furcht und des Schreckens, die nicht dem hellen und wachen, sondern erst dem geschlossenen Auge sichtbar und deutlich werden.

Schatten stiegen an den Fenstern und Wänden erst klein empor, und diese unheimlichen Kobolde wurden immer größer, je näher sie kamen, und standen endlich, als sie bis an das Bett herangetreten waren, als Riesen mit ausgebreiteten Armen und emporgestreckten Krallen vor ihm.

Das Opfer lag da und konnte nicht rufen noch fliehen, als wäre es geknebelt und mit Stricken gebunden.

Draußen vor der Thür auf dem Corridor war Tobias noch lange auf- und abgeschlichen, um sich mit der Beruhigung niederlegen zu können, daß sein unglücklicher Herr wirklich schlafe.

Kein Geräusch, kein Seufzer war zu vernehmen.

„Gottlob," sagte der Alte zu sich, „er schläft. Jetzt muß ich endlich auch meine müden Glieder zur Ruhe legen."

Er ging die Treppe hinunter in seine Schlafstube.

Der Wind heulte noch immer, der Schnee fiel in Massen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Am andern Morgen.

Tobias war am nächsten Morgen trotz seines hohen Alters bei Zeiten aufgestanden und saß bei seinem Frühstück. Den Kopf mit den Erlebnissen der letzten Zeit erfüllt, dachte er sorgenvoll über die sich immer ärger verwickelnde Geschichte des gräflichen Hauses nach. Alle freundlichen Lösungen des Ausgangs, die er sich wohlmeinend, mit geschäftig ordnendem Geiste vorzuschlagen versucht hatte, schienen ihm an den starren Verhältnissen scheitern zu müssen. Die Gräfin hatte ja mit einem überraschenden, unerklärlichen Entschlusse einen Weg eingeschlagen, der sie vom Grafen trennen und immer weiter und weiter führen mußte. Die Interessen der Beiden waren bei der Annahme einer heimlichen Liebe von Seiten der Frau sogar feindlich geworden.

Bei diesen Gedanken waren die Viertelstunden dem Alten wie Minuten dahingeflogen.

Tobias sah nach der Uhr. Sie zeigte auf Acht. Es war eben die Zeit, um die der Graf aufzustehen pflegte.

Tobias sprang empor und machte sich bereit, hinaufzugehen, denn im nächsten Augenblicke mußte die Klingel erschallen, die ihn alle Morgen hinaufbeorderte.

Mehr als eine halbe Stunde verging, ohne daß der Glockenzug berührt worden wäre.

„Er wird heute länger schlafen," sagte Tobias zu sich, indem er zur Thüre hinausging. „Welche Gemüthsbewe-

gungen waren das! Es war drei Uhr vorbei, als er sich niederlegte."

Er eilte die Treppe hinauf, um an der Thüre zu horchen, ob am Ende der Graf doch schon aufgestanden sei. Auf dem Corridor oben traf er die Gräfin, die dem Kammermädchen irgend einen Auftrag ertheilte. Er grüßte ehrerbietig.

Die Gräfin dankte sehr freundlich und warf einen gütigen Blick auf ihn, schmerzlich lächelnd.

Tobias blieb stehen, ohne zu wissen warum.

Die Gräfin fuhr in der Auseinandersetzung ihres Auftrags an das Kammermädchen fort.

Tobias sah sie dabei mit unverrückten Augen an. Ihre lebendige Gegenwart schien auf ihn mächtig zu wirken. Sie war so schön! Das schwarze Bild der Schuld, das er seit einigen Tagen in seiner Vorstellung trug, begann sich bei dem Glanze der holden, edlen Frauengestalt immer sonniger und farbiger zu erhellen, tausend Erinnerungen an Liebes und Gutes, das sie ihm gethan, stürmten an sein altes, mürbes, verwundetes Herz. Da rief es plötzlich in ihm mit Allgewalt: „Sie ist rein! Sie ist rein! Unrein aber sind die Gerüchte und schnöd, unrein meine Annahmen!"

In demselben Augenblicke hatte sich das Kammermädchen entfernt und die Gräfin fragte:

„Was willst Du?"

„Ach Gott — ach Gott!" murmelte Tobias, beide Hände dicht am Munde, betroffen und zugleich mit der kindischen Zärtlichkeit eines Greises.

„Was giebt's?" fragte die Gräfin ihn fixirend. „Du siehst seltsam aus — komm herein!"

Sie ging in's Zimmer voran, Tobias folgte.

„Was hat mein Gemahl gesagt?" fragte die Gräfin, sich niederlassend. „Sieht er ein, daß für unsere Ruhe und unser ferneres Glück am besten gesorgt sei, wenn man das Unrecht unverzüglich wieder gut macht?"

„Antonie! Antonie!" rief Tobias, in höchster Bewegung vorwärts schreitend und der Gräfin zu Füßen fallend. „Reden Sie, sagen Sie, was ist der wahre Grund, der Sie zu diesem Entschlusse gebracht hat?"

„Eine tolle Frage!“ rief die Gräfin. „Wir haben es schon so breit erörtert!“

„Gewiß, gewiß,“ versetzte Tobias, fast zu Thränen gebracht. „Und doch — ach, wie soll ich mich ausdrücken? Vor Allem verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen in's Gewissen greifen will!“

„Was meinst Du damit?“ rief die Gräfin und erhob sich erstaunt.

„Zürnen Sie nicht,“ fuhr Tobias fort. „Ihr Erstaunen sagt mir, daß Sie mich verstehen.“

„Ich verstehe kein Wort!“ antwortete die Gräfin.

„Keine Zurückhaltung vor mir,“ rief Tobias, „vor mir, dem alten Tobias, der Ihr Diener ist, Sie auf seinen Knieen gewiegt und Ihnen mit der Sorgfalt und der Aufopferung eines Vaters gedient hat. Wessen Treue hat sich bei Ihnen bewährt wie die meinige?“

„Erkenne ich das nicht an?“ fragte die Gräfin mit wachsender Verwunderung. „Ein wirklicher Vater hätte nicht besser an mir handeln können, als Du an mir!“

„Gott sei gedankt,“ antwortete Tobias, „daß ich Ihnen noch so viel gelte! Dann — dann, Antonie — dann darf ich auch fragen,“ — er stieß die Worte rasch und heftig hervor — „was der Mohr, der Diener des Freiherrn von Hostiwin, hier in diesem Zimmer zu thun gehabt?“

„Das ist das Ganze?“ fragte die Gräfin in höchster Verwirrung — die Stimme drohte ihr zu versagen.

„Hat das Gerücht Recht?“ drang Tobias auf's Neue in sie.

„Welches Gerücht?“ fragte die Gräfin.

„Daß Sie —“ stotterte Tobias, „daß Sie den Liebeswerbungen — des Freiherrn von Hostiwin Gehör schenken — “

Er hatte die Worte ängstlich, fieberhaft schnell dahingesagt.

„Was sagt man?“ fuhr die Gräfin mit Entrüstung auf. „Eine freche Lüge! Und Du, Tobias, kennst mich so wenig,“ sagte sie weich und gekränkt, „daß Du dem Gerüchte so schnellen Glauben schenkst? Daß Du mich, wenn es darauf angekommen sein sollte, nur aus Parteilichkeit vertheidigst und nicht aus reiner Ueberzeugung?“

„Verzeihen Sie,“ flehte Tobias, „daß ich so schwach war!

Was thut nicht der Anschein zuweilen! Ich bin glücklich, zum Grafen eilen zu können —"

„Weiß es mein Mann?" fragte die Gräfin mit Schrecken.

„Leider! leider!" flüsterte Tobias mit stillem Vorwurf.

„Seit wann?"

„Seit gestern, wie auch ich nur seit gestern!" gab Tobias reuig zur Antwort.

„Ich bin schuldlos!" rief die Gräfin. „Hier erhebe ich meine Hand zum Himmel und bezeuge es! Ja, der Mohr war hier, und Dir, Tobias, sei es gesagt, er erhielt auch einen Brief von mir an seinen Herrn. Auch über diese Handlung werde ich, wenn die Zeit kommt, Rechenschaft ablegen können!"

„Ich selbst möchte jetzt einen Eid darauf ablegen!" sprach Tobias, Antonie mit seinen vor Rührung feuchten Augen groß anblickend. „Von meinem Herzen ist eine Last gefallen!"

„Ist der Graf schon aufgestanden?" fragte die Gräfin.

„Ich will gleich nachsehen," gab Tobias zur Antwort. „Wir waren bis drei Uhr zusammen."

„Warum setztest Du mich nicht gleich in Kenntniß von dem Gerüchte, Tobias?" fragte die Gräfin mit mildem Vorwurf.

„Ach Gott! ach Gott!" erwiderte Tobias. „Man ist so verwirrt, wo so viel Anzeichen zusammenkommen — man ist alt — da hält man Alles für möglich auf der Welt."

Die Gräfin betrachtete den Alten mit einem Blick voll Hoheit und Bedauern.

„Geh!" sagte sie hierauf. „Ich werde bald nachkommen. O unglückseliges Schweigen! Es wäre manches Leid und manches Unglück verhütet worden, wenn man zu rechter Zeit gesprochen hätte."

Tobias verließ eilig das Gemach.

Als er an das Ende des Corridors, wo sich das Gemach des Grafen befand, gekommen war, fand er zu seiner größten Verwunderung die Thüre nicht geschlossen, sondern halb offen. Doch noch Eins — ein seidenes Sacktuch lag auf der Schwelle. Tobias bückte sich darnach — es gehörte dem Grafen.

Der Alte hob das Sacktuch auf und horchte einen Augen-

blick. Nichts regte sich. Da öffnete er langsam die Thüre — ein heftiger Zugwind flog ihm in's Gesicht, das gegenüberliegende Fenster war geöffnet, der Fußboden und die Möbel bis in die Mitte des Zimmers mit Schnee bedeckt, den der draußen wehende Sturm noch immer hereinpeitschte.

Schreckenbleich, mit langsamen Schritten trat Tobias ein und warf den Blick über das Innere des Gemachs.

In der Wand befand sich ein geheimer Schrank, in den Tapeten völlig unkenntlich verborgen. Der Druck auf einen kleinen Knopf öffnete ihn. Dieser Schrank, in welchem der Graf ein Kästchen mit Documenten verborgen hielt, war offen, das Kästchen fortgenommen. Die Lampe stand auf derselben Stelle, auf der sie gestern gestanden, und hatte das Oel noch immer nicht aufgezehrt, sie brannte am hellen Tage noch fort. Ein Stuhl war in die Mitte des Zimmers vorgeschoben, daneben lagen die Pantoffeln mit heraufgekehrten Sohlen, wie von den Füßen abgestreift. Sonst war Alles in seiner gewöhnlichen Ordnung; das aber, was verändert, war gewiß genügend, um Tobias die ärgste Besorgniß einzuflößen.

Mit einem Sprunge riß der Alte die Portière vor dem Alkoven bei Seite — das Bett des Grafen war zerwühlt, aber leer — mit einem zweiten Sprunge war er an das offenstehende Fenster geeilt, denn er war jetzt überzeugt, daß sich der Unglückliche aus demselben herausgestürzt haben müsse. Allein nachdem er sorgfältig und aufmerksam hinuntergesehen, sprach nichts dafür. Der ganze Schneeüberzug der Felswand, auf welcher das Schloß stand, war glatt; kein Einschnitt war zu bemerken, wie ihn die Last eines menschlichen Körpers zurückgelassen haben müßte.

Tobias durchsuchte mit Blitzesschnelle noch einmal alle Winkel des Zimmers und des Alkovens. Es fand sich keine neue Spur.

Eins war nun gewiß, daß irgend eine Katastrophe stattgefunden und daß sich diese — nach der Masse des in das Zimmer hereingefallenen Schnees zu schließen — nicht lange darauf ereignet haben müsse, als sich Tobias in der vergangenen Nacht in seine Schlafkammer begeben.

Die Gräfin trat, von Tobias hereingerufen, in's Zimmer.

Es genügte ihr, einen Blick über das Ganze zu werfen, um von den schrecklichsten Ahnungen befallen zu werden. Tiefbestürzt, todtenbleich fiel sie, einer Ohnmacht nahe, auf den nächststehenden Stuhl.

„Hier ist er nicht!" sprach Tobias, nachdem sich die Gräfin wieder erholt hatte und aufgestanden war. „Gott weiß, was da geschehen! Wo ist der Unglückliche hingegangen?"

„Hat er keinen Brief zurückgelassen?" war der Gräfin erstes Wort.

„Daran hab' ich noch nicht gedacht!" versetzte Tobias. „Suchen wir, doch so, daß alle Gegenstände stehen bleiben, wie sie stehen."

„Man suchte; unter alle Commoden und Tische wurde gesehen, da es möglich war, daß der Wind ein leichtes Papierblättchen in irgend einen Winkel verweht habe. Es fand sich nichts vor. Das Schreibzeug stand auf einer Commode, auf der es seit einigen Tagen gestanden, und es war unter diesen Umständen nicht wahrscheinlich, daß es wieder dahin gestellt worden sei, nachdem davon Gebrauch gemacht worden war.

Erst jetzt wurde die Dienerschaft zusammengerufen. Sprachlos betrachteten Alle das Zimmer, und zwar mit jener stillen, aber unheimlichen Aufregung, welche eine geheimnißvoll verübte, gewaltsame That auf ihrem Schauplatze zurückläßt.

Alle Vermuthungen, die über den schrecklichen Vorfall laut wurden, erwiesen sich ohne Halt und waren durch Entgegenhaltung anderer Indicien leicht umzustoßen. Neuer Stoff zu Combinationen war also nicht durch die Aussagen der Herbeigerufenen hinzugekommen. Niemand hatte in der Nacht etwas bemerkt, es war nichts geschehen, nichts gehört worden. Die Stallknechte waren schon seit halb fünf Uhr Morgens wach und versicherten, daß von da ab Niemand in den Schloßhof gekommen sei, noch ihn habe verlassen können, ohne von ihnen bemerkt worden zu sein. Es sei nicht unmöglich, daß in einem der Schloßhöfe oder auf dem Boden eine Spur des Verschwundenen gefunden werden könne.

Sofort wurde eine Durchsuchung des ganzen Schlosses in's Werk gesetzt. Das gesammte Hausgestnde war zu diesem Zwecke in mehrstündiger Thätigkeit. Endlich war Alles visitirt,

von den Balken des Dachstuhls an bis in den tiefsten Schlupfwinkel der Keller. Nichts ergab ein Resultat. Der große Brunnen im Schloßhofe war mit Bretern verschlagen und die fest zugefrorene Oeffnung wäre ohne Hülfe eines eisernen Instruments gar nicht aufzumachen gewesen. Da hätte sich nun das Instrument vorfinden müssen oder die ausgesprengten Eistheile wären rings um den Brunnen sichtbar gewesen!

Der zweite Brunnen, der dem Schlosse seinen Wasserbedarf lieferte, stand in dem ersten Hofe und war nicht offen. Eine Pumpe förderte das Wasser heraus.

Das Räthsel, statt gelöst zu werden, wurde noch dunkler, seitdem die gewissenhafte Untersuchung der Gebäude und Höfe nichts gefruchtet.

Tobias schüttelte das Haupt in dumpfer Betäubung.

Nun blieb nur eine Annahme übrig, daß sich der Graf nämlich aus dem Schlosse herausbegeben habe. Aber eine so hohe Leiter, daß mittelst ihr die massiven, festungsartigen Mauern überstiegen werden konnten, war gar nicht vorhanden; es schloß auch der überall auf den Mauerwällen lagernde Schnee diese Möglichkeit aus. Der Graf konnte nur durch den Haupteingang verschwunden sein. Unwahrscheinlich war es nicht, daß er seine räthselhafte Absicht, noch bevor Jemand aufgestanden war, in Ausführung gebracht, aber es war auch, trotz der Behauptung der Stallknechte, nicht unmöglich, daß er auch später noch zum Hofthor hinausgeschlüpft wäre, ohne gerade gesehen worden zu sein.

Das Schloßthor wurde gewöhnlich nur vermittelst zweier Eisenriegel zugeschlossen; der Schlüssel steckte, ohne gebraucht zu werden, im Schlüsselloch. In keinem Falle konnte er für Jemand ein Hinderniß bieten, der zum Schlosse hinaus wollte.

Das Gebell der beiden Wolfshunde, die an den Thorflügeln angekettet lagen, hätte allerdings, besonders zur Nachtzeit, die Aufmerksamkeit herausgefordert, wenn sich ihnen ein Fremder genähert hätte. Wenn aber Jemand von den Hausleuten erschien, so knurrten die Hunde nur ein ganz wenig und legten sich gleich wieder nieder, und wenn gar der Graf

erschien, so pflegten sie sich auf's Freundlichste zu nähern und sich ihm zu Füßen in den Staub zu strecken.

Unter so bewandten Verhältnissen war das heimliche Herauskommen des Grafen aus seinem Schlosse allerdings ganz denkbar.

Da hatte sich aber in Bezug darauf Folgendes herausgestellt:

Einer der erwähnten Stallknechte war am heutigen Morgen der Erste gewesen, der aus dem Schlosse herausgekommen war, um ein paar Pferde in die Dorfschmiede zu führen. Auf einem der Pferde sitzend, das andere am Zügel haltend, ließ er sich das Thor von einem kleinen Stalljungen öffnen, der es auch hinter ihm schloß. Dies war erst um acht Uhr Morgens geschehen, also am lichten Tage, nachdem das Verschwinden des Grafen längst stattgefunden haben mochte. Der kleine Stalljunge sowohl als der Stallknecht behaupteten, die Riegel seien da noch vorgeschoben gewesen.

Das Räthsel wurde auf diese Art noch complicirter.

Noch einmal wurden alle Räumlichkeiten durchsucht. Als das Ergebniß jetzt ebenso unbelohnt blieb, wie früher, wurden die umfassendsten Anstalten getroffen, die nahe und ferne Umgegend des Schlosses zu recognosciren. Fast das ganze Dienstpersonal betheiligte sich daran. Es wurde nach dem Dorfe geschickt, um alle disponibeln Leute zu der Expedition mit anzuwerben. Noch vor Ablauf einer Stunde hatten die gräflichen Jäger die ganze Mannschaft in kleine Streifcolonnen eingetheilt und unter ihrer Anführung in die verschiedenartigsten Richtungen hinausdirigirt. Jede dieser Streifcolonnen war von mehreren Jagdhunden begleitet, um auch deren Spürsinn zu benutzen.

Die Gräfin, Tobias und zwei Lakaien bestiegen einen Schlitten und fuhren die große Fahrstraße hinab, um in den seitab gelegenen Dörfern und Häusern Erkundigungen einzuziehen.

Die Amtsanzeige sollte erst, je nach dem Ausgange der Nachforschungen, auf den Abend oder bis zum nächsten Morgen hin aufgeschoben werden.

So waren die weiten Räume des alten Schlosses binnen

wenig Stunden wie ausgestorben. Von Männern war beinahe nur der alte Kammerdiener Friedrich zu Hause geblieben und ging sinnend durch die Corridore. Man hatte das Feuer in den hohen Marmorkaminen anzuzünden vergessen. Alles war kalt, unwohnlich, öde, eine Stätte geheimen Unglücks; die schwarzen Ahnenbilder blickten ernst von den Wänden hernieder, und durch das Fenster im Gemach des Grafen, das noch immer offen stand, manchmal rasch auffuhr, dann wie mit einem Ton der Klage in seiner Angel zurückging, fiel noch immer, vom Sturme gepeitscht, der mit Eisstaub gemischte Schnee auf den reichen Teppich und trieb bis in die Mitte des Zimmers.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Auf dem Landhause.

Bis zu dem Augenblicke, da die Jäger sich mit den Streifcolonnen nach allen Richtungen entfernten, hatte Niemand im alten Schlosse Zeit gefunden, die Gäste im Landhause von dem sonderbaren Vorfall dieser Nacht in Kenntniß zu setzen.

Die ganze Gesellschaft war im Salon bei dem Frühstück versammelt, als der alte Kammerdiener Friedrich, der endlich oben im Schlosse die Thüren geschlossen und in das Zimmer des Grafen einige Ordnung gebracht hatte, im Auftrag der Gräfin bei dem Grafen Ladislaus vortrat und das schreckliche Tagesereigniß meldete.

Alle blieben gebannt unter dem Schlage des Eindrucks.

Unmittelbar darauf, zu einiger Fassung gelangt, wollten Alle, wie auf ein gegebenes Zeichen hin, aufbrechen und sich im alten Schlosse von dem Stande der Dinge mit eigenen Augen überzeugen und mit eigenen Ohren unterrichten lassen.

Als sie aber von dem alten Kammerdiener hörten, daß das ganze Schloß auf den Beinen sei, um Nachforschungen in der Umgegend zu machen, ließen sich die Gäste den geheimnißvollen Vorfall in seinen genauesten Details auseinandersetzen.

Friedrich erzählte Alles treu und klar und verwob in seine Erzählungen auf geschickte Weise viel kleine Züge, aus welchen die ungeahnt weitgehende Schwermuth des Grafen, der einen freiwilligen Tod gesucht zu haben schien, hervorleuchtete. Wohl hütete er sich, mit einer Silbe zu erwähnen, daß er kurz vor dem erfolgten Verschwinden seines Herrn den bewußten Auftritt wegen des leichtsinnigen Gerüchts, die Gräfin betreffend, gehabt. Was ihn betraf, so hatte er die ehrenrührige Bemerkung im Beisein von Tobias aus Mißmuth und Aerger hervorgestoßen, ohne irgend welchen besondern Anhaltspunkt für dieselbe zu haben. Seitdem sich so schwere Folgen an dieses Gerücht geknüpft, begann er dem Gerede über seine Herrin volle Glaubwürdigkeit beizulegen. Dessenungeachtet beobachtete er über diesen Punkt ein vollständiges Stillschweigen. Seine Klugheit und das Interesse seiner Stellung als Diener forderten ihn dazu auf. Er wußte wohl, daß die Gräfin eine solche Anklage mit sofortiger Entlassung strafen würde.

Als Friedrich seinen Bericht beendigt, stäubte die Gesellschaft auseinander. Jeder wollte den Schauplatz der That mit eigenen Augen sehen und dem weiteren Verlauf der Dinge persönlich folgen.

Nur der Freiherr von Wallmerode theilte nicht diesen Drang, da ihn seine Selbstsucht die persönliche Lage als die schwerste der Katastrophen empfinden ließ. Mit einer allgemein menschlichen Theilnahmsformel, die er dem Unglück des Grafen schenkte, hielt er die Sache für abgethan und beschloß, auf seinem Zimmer zu bleiben, um sich zu seiner für demnächst festgesetzten Reise zu rüsten.

Ganz anders sah Hostiwin die Angelegenheit an. Der Gedanke, daß der Graf aus einem Wahn der Eifersucht den Tod gesucht, stieg beängstigend in ihm empor. Frau von Kismeny und ihr Bruder Ladislaus, Beatrix, Fürst Marizza

und van Groote waren schon längst auf das alte Schloß geeilt, als er noch auf seinem Zimmer verweilte. Er war blos in der Absicht dahin gegangen, seinen Pelzrock anzuziehen, aber zum Fortgehen vollständig gerüstet, stand er da, von seinen Gedanken gewaltsam zurückgehalten.

Die Schwermuth des Grafen war ihm ja selbst ein Räthsel; der Brief der Gräfin, den er vorgestern Nachmittags erhalten hatte, desgleichen; er wagte gar nicht, ihn zu deuten. Das lange schon im Stillen glühende Interesse für die Schreiberin konnte keinen Verräther finden, als seinen eigenen Mund, und dieser hatte sich nie auch nur durch einen Seufzer verrathen. Da wurde er von dem so seltsamerweise aufgetauchten Gerücht über ihn und die Gräfin überrascht. Kein menschlicher Scharfsinn konnte nach seinem Dafürhalten so tief in sein Herz schauen, kein Falkenblick eines Beobachters die geheime Schrift in seiner Brust entziffern. Diesem Gerüchte war die Ankunft des unerwartetsten aller Briefe so zu sagen auf dem Fuße gefolgt. Es hätte eben nicht viel Eigenliebe dazu gehört, anzunehmen, daß die Gräfin gleichfalls von einem stillen Interesse für ihn beseelt sei und daß irgend ein kleiner Zug ihrer eigenen Unvorsichtigkeit dem Gerüchte Leben gegeben. Hostiwin gab sich aber dieser schmeichlerischen Deutung nicht hin. Er zog es vor, in unklarer Hoffnung und einer turbulenten Erwartung der Stunde entgegenzusehen, in welcher ihm die Zusammenkunft mit der Gräfin Alles lösen und klar machen würde. Er drängte seinen kritisirenden Verstand mit Gewalt zurück. Seine Neigung hatte sich allmählich entzündet und hatte, ohne von ihm genährt zu werden, fortgebrannt.

Er hatte die Flamme emporsteigen gesehen und ihr gefahrdrohendes Umsichgreifen beobachtet. Alles, was er thun konnte, bestand darin, den Nachbar vor dem Feuer zu schützen, und das war redlich gethan worden. Es litt sein eigener Grund und Boden allein, ein Wallgraben war an den Grenzen des fremden Gebietes gezogen. Er hatte sich keinen Vorwurf zu machen, und das ausgesprengte Gerücht, das Verdacht ausstreute, konnte von ihm mit Gleichgültigkeit aufgenommen werden, was nicht der Fall gewesen wäre, wenn

er dem Ziele, das sein Herz gesucht, nachzujagen die Absicht gehabt hätte.

In dieser festen, inneren Ordnung stand sein Wesen, als die Nachricht von dem Verschwinden und dem muthmaßlichen Tode des Grafen Demetrius einschlug. Ein so bedeutendes Ereigniß, das zu ihm in einer gewissen Beziehung stand, mußte auf sein Gemüth mächtig zurückwirken. Die Pflichten, die er weder überschreiten durfte noch wollte, existirten mit einem Schlage nicht mehr. Ein früher ihm unzugängliches Gebiet war plötzlich zu einem freien Felde geworden, — einem Kampfplatz für den Stärksten, den Muthigsten, den Glücklichsten. Ein selbstsüchtiger Zug in seinem Herzen ließ ihm den Umschlag als willkommen erscheinen, und es bedurfte des ganzen Ernstes seines Willens, um ihn zu dämpfen und zum Stillschweigen zu bringen. Es gelang ihm nur halb. Die neue, veränderte Lage drängte sich immer wieder durch und warf die künstliche Haltung eines sittlichen Anstandes bei Seite. Die Phantasie bestieg ihr Zaubergespann und flog allem Widerstande zum Trotz gen Himmel. Die Hoffnung, der Wunsch, die Exaltation waren wieder da! Wo war der Hostiwin von früher hin, der in seinem Mißmuthe gerufen: „Herunter mit den Schwingen, wenn ich sie noch hätte!"

Diese inneren Vorgänge waren es, die den Freiherrn so lange auf seinem Zimmer aufgehalten hatten. Als er auf das alte Schloß herangekommen war, hatten sich seine Freunde und Freundinnen bereits wieder entfernt und waren inzwischen mit der Besichtigung der bereits aufgeschaufelten Schneelager in der Umgegend beschäftigt. Nach Betrachtung des Zimmers des Grafen hatte es Hostiwin vorgezogen, eine der nachforschenden Streifcolonnen einzuholen. Er fand eine solche in einem nahen Bergpasse und kehrte mit dieser erst bei sinkender Nacht zurück.

Als der Abend herankam, hatten sich die verschiedenen, bei den Nachforschungen thätigen Abtheilungen nach und nach im Schloßhofe eingefunden. Die Anstrengungen des Tages waren ohne den geringsten Erfolg geblieben. Niemand, auch nicht der Leichtgläubigste, war einen Augenblick lang ver-

führt gewesen, in irgend einer trügerischen Zufälligkeit eine Spur zu sehen.

Auch der Schlitten der Gräfin war nach langsamen Fahrten wieder zurückgekommen, ohne auch nur die entfernteste Aussicht auf Enthüllung des räthselhaften Vorfalls mitzubringen.

Nur ein einziges Fähnlein von Nachsuchenden war noch nicht eingetroffen. Es war jenes, welches Hostiwin durch den Bergpaß begleitet hatte. Man war aber von der Fruchtlosigkeit aller Bemühungen so entmuthigt, daß man auf das Ausbleiben Dieser keine Hoffnung baute. Man sah es nur als eine Verspätung an und hatte nicht Unrecht, denn als endlich der Rest angekommen war, konnten die Leute nur über die erschöpfenden Anstrengungen berichten, sich aber keines Resultats rühmen.

Der Graf wurde allgemein als verloren betrachtet, wenn auch Niemand sein Grab anzugeben wußte.

Von der Erfolglosigkeit aller Nachforschungen unterrichtet, hatten sich die Gäste des Landhauses früher als gewöhnlich im Salon versammelt.

Nur Hostiwin und Frau von Kismeny fehlten.

Jener war von der Expedition noch nicht zurückgekehrt, und diese hatte sich spät Abends zur Gräfin auf deren ausgesprochenen Wunsch begeben, um die Nacht bei ihr zuzubringen, damit die schwer heimgesuchte Frau nicht in ihrer peinlichen Einsamkeit ganz verlassen sei.

Ladislaus, van Groote und Wallmerode saßen am großen Tische beisammen. Sie unterhielten sich mit der Erzählung von analogen Geschichten verschwundener Personen, die sie theils erlebt, theils gehört, theils gelesen hatten.

In der letzten Fensternische saßen Beatrix und Fürst Marizza einander gegenüber. In den letzten zwei Wochen hatte eine merkwürdige und auffallende Annäherung zwischen Beiden stattgefunden. Der Raubvogel, wie Beatrix den Fürsten, auf dessen unheimliches Aussehen anspielend, zu tituliren pflegte, schien inzwischen in ihren Augen viel zahmer geworden zu sein. Sie ließ ihn jetzt wie einen abgerichteten Falken auf ihrer Hand sitzen und wagte mit ihm zu spielen.

Dies bedarf einer Erklärung.

Als Beatrix den Grafen Palmödy heirathete, war sie ihm von Herzen ergeben. Er war aber lange schon der ehemalige liebenswürdige Mensch nicht mehr. Eine krankhafte Heftigkeit trat jetzt in seinem ganzen Wesen hervor und machte ihn unangenehm und lästig. Er zeigte Schwäche, wo Energie am Platze gewesen wäre, und verfuhr mit einer dictatorischen Willkür und Kraft, wo es sich um Nichts handelte. Seine Stimmung hatte seit Jahren etwas Verzweifeltes, was seinen geheimen Grund in seinen zerstörten Vermögensverhältnissen hatte. Beatrix' Herz entfernte sich von ihm, ohne es selbst zu wissen, und ihre Gedanken suchten das Glück, das nicht um sie war, in der Erinnerung. Hostiwin war ihre ganze Vergangenheit. Ihr Herz schlug ihm, als sie ihn wiedersah, freudig entgegen, und damals, auf der Jagd, nach der Rettung aus Gefahr, hätte sich dies Herz beinahe verrathen. Da sich Hostiwin aber fernerhin nicht mehr um sie zu kümmern schien und vollends nun das Gerücht von seiner Liebe zur Gräfin aufgetaucht war, litt Beatrix. Sie sah sich zurückgestoßen und verschmäht — ein Stern verlosch, der noch in ihrer Nacht geleuchtet.

Mit Gleichgültigkeit behandelt, gekränkt, beleidigt von dem Manne, den sie noch immer liebte, flüchtete sie unter die Obhut eines Andern, der ihr seit Jahren zärtlich entgegenkam, ihr jedes Opfer bringen wollte und auch, als die Gelegenheit gekommen war, ein großartiges Opfer brachte. Es war der Fürst Basil Marizza. Sie betrachtete den Act der Großmuth, den er ihr zu Gefallen an Palmödy geübt, als die höchste, ritterliche Großthat und sah von diesem Augenblicke an den verhaßten Raubvogel mit ganz anderen Augen. Von da an hatte der Fürst sein Spiel gewonnen. Er besaß tausend Vorzüge, um einem Weibe zu gefallen, und diese Vorzüge leuchteten von selbst, wenn man nur den guten Willen hatte, sie zu sehen.

Beatrix hatte ihm bis dahin eigentlich gar kein Zugeständniß gemacht, aber der Fürst überstürzte nichts und wartete. Er war überzeugt, daß sein Lohn bereits auf dem Wege sei und bald kommen werde.

So war der Stand der Dinge zwischen Beiden, als sie in der Fensternische saßen und bald laut, bald heimlich plauderten, je nachdem die Unterredung der drei Herren am großen Tische stiller oder lebhafter wurde.

Nach und nach war Beatrix in Folge des Gesprächs in eine ungewöhnliche Aufregung gerathen. Ihre großen Augen funkelten mit einer ungewöhnlichen Kraft, und ihre Lebhaftigkeit wuchs mit jedem ihrer Worte. Ihre Worte verbargen aber noch, was ihr Herz in der Tiefe aufwühlte.

Fürst Marizza beobachtete sie schon einige Zeit, ohne über die Ursache ihrer Aufregung klar zu werden. Er wollte eben fragen, als sie selbst eine Frage that, die ihm auf die inneren Vorgänge ihres Gemüths Licht zu werfen schien.

„Glauben Sie," fragte Beatrix, „daß das Verhältniß zwischen Hostiwin und der Gräfin, wofern es besteht, von Dauer sein könne?"

„Man könnte es annehmen," antwortete der Fürst. „Räumt das Schicksal nicht eben jetzt ein großes Hinderniß weg?"

Beatrix blieb eine Weile stumm, dann flammte ihr Auge auf, ihre Mienen verdüsterten sich, und sie fragte kurz, aber mit Gewicht:

„Er wird sie doch nicht heirathen?"

„Heirathen?" gab Marizza zur Antwort. „Warum sollte er sie nicht heirathen?"

Fürst Marizza durchsah Beatrix. Die Annahme, die er hinwarf, war bei ihm bloße Tactik, um den Todeskampf der Liebe und Eifersucht, den er zu seiner größten Ueberraschung an Beatrix bemerkte, durch das Abschneiden jeder Hoffnung abzukürzen.

„So gut dachten Sie nicht immer über ihn," warf Beatrix, wie mit der Antwort Marizza's unzufrieden, hin.

„Aber immer gerecht!" versetzte der Fürst.

Eine lange Pause folgte.

„Mir schießt" — sagte Beatrix, plötzlich aufzuckend und mit leiser Stimme — „ein seltsamer Gedanke durch den Kopf. Als wir noch in Böhmen wohnten, auf unserem Schlosse Nowohrad, war das Gerücht in Umlauf, daß sich bei Hostiwin

ein Mädchen aufhalte, welches ihren Eltern auch auf räthselhafte Weise verschwunden sei. Sollte hier —"

Marizza wurde von diesem plötzlichen Symptom ausbrechenden weiblichen Hasses fast betroffen. „Sie sehen sehr schwarz," fiel er ihr in die Rede. „So schwarz war Hostiwin nicht immer in Ihren Augen!"

„Darf man keine Bemerkung machen?" erwiderte Beatrix, sich in die Lippen beißend, denn sie fühlte, daß sie zu weit gegangen sei.

„Die Gedanken sind frei," versetzte Marizza, sie beschwichtigend, „und ich fühle mich glücklich, zum Vertrauten Ihrer geheimsten Gedanken erhoben zu werden."

„Er liebt doch die Frau des Grafen —" sprach Beatrix hartnäckig, im Tone einer naiven Eifersucht.

„Er liebt sie und wird geliebt," antwortete Marizza boshaft. „Doch das hat mit der Existenz des Grafen an und für sich gar nichts zu thun. Was die Katastrophe betrifft, so giebt es kein einziges Anzeichen, daß eine fremde Hand gefrevelt, aber ein Heer von Beweisen, daß ein Selbstmord vorliege. Ich fühle mich nicht berufen, den Freiherrn von Hostiwin in Schutz zu nehmen, doch für einen Escamoteur von Menschen kann ich ihn nicht halten."

„Es entfuhr mir —" sagte Beatrix beschämt, sich entschuldigend, schlug aber die Augen gleich wieder, von einem wilden Gefühl aufgestachelt, lebhaft auf. „Ich hoffe," sprach sie, „Sie werden doch nicht auch das Betragen der Gräfin entschuldigen?"

„Bin ich ihr Richter?" antwortete der Fürst zweideutig.

„Eine schöne Antwort!" antwortete Beatrix gereizt, den Kopf emporwerfend. „Jeder Bauer könnte Sie über die Pflichten einer Ehefrau belehren."

„Leidenschaft spielt mit den Formen und zerreißt sie," gab der Fürst zur Antwort. „So war es und so wird es immer sein."

„Man wird aber auch immer solche Menschen tadeln und sie schuldig finden!" fuhr Beatrix lebhaft fort, während Marizza das Lächeln über die Motive dieser Entrüstung kaum unterdrücken konnte. „Im Uebrigen hätte ich der Gräfin Antonie Milowitsch gar nicht zugetraut, daß sie mit einem so

überstürzten Leichtsinn eine so unglückliche Wahl treffen könne. Hostiwin ist ein Heuchler, ein unbeständiger, charakterloser Mensch! Er wird die Gräfin auf das Schnödeste wieder fahren lassen. Sie werden eines Tages selbst eingestehen, daß Sie über diesen Punkt eine zu gute Meinung von ihm gehabt. Und sagen Sie, was Sie wollen, indirect hat Hostiwin doch sein Theil zu dem Unglück des Grafen beigetragen. Ich verabscheue ihn —"

So ergoß sich der Zorn der beleidigten Frau, die sonst so sanft war, und sie hätte fortgefahren, wenn nicht dicht neben ihr die Thüre sich geöffnet hätte.

Hostiwin trat ein.

Bei seinem Eintreten ging ihm Marizza freundlich entgegen, auch die anderen Herren erhoben sich, nur Beatrix behauptete trotzig ihren Platz.

„Bringen Sie etwas Neues?" redete man Hostiwin wie aus einem Munde an.

„Keine Kunde, keine Spur!" sprach dieser, indem er sich, von einer anstrengenden Fußtour erschöpft, auf einen Stuhl niederließ. „Wald, Fluß, Klüfte sind durchsucht worden, Jagdhunde sind über die gefährlichsten Schneeflächen gelaufen — Alles erfolglos! Die allgemeine Hypothese, daß sich der schwermüthige Mann auf eine geheimnißvolle Weise ein Ende gemacht, gewinnt immer mehr Wahrscheinlichkeit. Wesentlich war es, im höchsten Grade wesentlich, zu erfahren, in welchem Anzuge der Graf sein Zimmer verlassen haben konnte. Seltsamerweise war ich der Erste, der auf diesen wichtigen Punkt aufmerksam gemacht. Die Frage ist jetzt mit aller Bestimmtheit beantwortet. Der alte Castellan Tobias behauptet, der Graf habe sich in Schlafrock und Pantoffeln auf's Bett geworfen, im Uebrigen sei er, wie am Tage, vollständig angezogen gewesen, auch die Uhr habe noch in der Weste gesteckt. Bei seiner Entfernung müsse er so angezogen geblieben sein, wie er war. Nur die Pantoffel habe er mit Jagdstiefel vertauscht, eine Pelzmütze aufgesetzt und eine Reisehandtasche mitgenommen, in welche er vermuthlich ein Kästchen mit Documenten gelegt."

Dieser Bericht erregte einiges Erstaunen.

„Da dieses feststeht," sprach der Fürst Marizza, „so ist,

nach einem solchen Reisecostüm zu schließen, an dem mindestens momentanen Irrsinn nicht zu zweifeln."

„Wenn er sich aus dem Fenster stürzen wollte," nahm van Groote das Wort, „hatte er allerdings die Pelzmütze und die Jagdstiefel nicht nöthig."

„Auch zeigt das Sacktuch, das er auf der Thürschwelle verloren," versetzte Graf Ladislaus, „daß er das Zimmer durch die Thüre verlassen haben muß."

„Gewiß," fiel van Groote ein, „das Fensteröffnen war eine Handlung geistiger Verwirrung. Ich frage aber, wie weit kann er bei dem furchtbaren Sturme, bei dem hohen Schnee, kaum gegen den Frost geschützt, gekommen sein? Jedermann kennt ihn in der Umgegend, und wäre dies auch nicht der Fall, so fällt ein seidener, türkischer Schlafrock allen Menschen auf."

„Ganz richtig," versetzte der Fürst, „das macht das Räthsel noch dunkler. Wie und wo er verschwunden, kann sich keine Phantasie denken, aber das menschliche Urtheil ist durch alle Andeutungen in den Stand gesetzt, die Handlung als einen Act völliger Geistesabwesenheit zu bezeichnen."

In diesem Augenblicke fuhr ein Schlitten unter Peitschenknallen und Schellengeläute unten vor. War es immerhin nicht zu erklären, wer hier so spät ankomme, so war die Aufmerksamkeit bei den aufgereizten Nerven aller Anwesenden heute doppelt groß.

Ladislaus schickte sogleich einen Diener entgegen.

Beatrix war gleichzeitig in's anstoßende Zimmer gesprungen und hatte ein Fenster geöffnet und hinuntergesehen.

Gleich darauf kam sie wieder und sagte ernst und wie unangenehm berührt: „Mein Mann!"

Kaum hatte sie das Wort gesagt, als Graf Palmödy, seinen Pelz über dem Arme, eintrat.

Sein Gesicht sah abgezehrt aus und die Augen traten groß hervor, so daß Alle von dem Anblick betroffen wurden.

Palmödy selbst war genirt und gedrückt. Es gab eine starre Bewillkommungsscene. Selbst Beatrix gab ihm erst nach einigem Besinnen einen matten Begrüßungskuß.

„Mein Aufenthalt hier wird kurz sein," war eins seiner ersten Worte. „Ich hole nur Beatrix ab."

„Wissen Sie schon —" wollte Ladislaus beginnen, aber Palmödy sprang ihm in die Rede und sagte rasch:

„Ich weiß Alles. Auf der letzten Station mußten wir eine Zeitlang halten. Dort hörte ich von dem Unglück. Der Ortsgeistliche hat mir Alles ausführlich erzählt, wie er es aus dem Munde der Gräfin, mit der er heute gesprochen, vernommen."

Palmödy wandte seinen Blick von dem Fürsten, der vor ihm stand, weg. Die von ihm empfangene Wohlthat drückte seine Unabhängigkeit und seinen Stolz nieder.

Er kehrte sich, ohne es zu wollen, gegen Hostiwin. Beim Anblick dieses alten Gegners, der auch zunächst durch das Erweisen eines großen Freundschaftsdienstes seinen Haß geerntet hatte, verfinsterten sich seine Augen auf's Neue, er schlug sie nieder und lächelte auf unheimliche Weise.

Dann sprach er:

„Baron, ich bin offen! Wie offen man vor Ihnen sein kann, das weiß ich. Wundern Sie sich nicht, daß ein abergläubischer Gemüthszug, der in mir steckt, durch die Begegnungen, die ich von Zeit zu Zeit mit Ihnen habe, genährt, zu einem entsetzlichen Grade ausgebildet worden ist. Wir sehen uns immer nur bei Katastrophen, und wenn eine fehlt, so kommt sie, wenn Sie erst kommen! Ich werfe diese Bemerkung blos hin und halte es für unmöglich, Sie mit dieser Reflexion, aus gemeinsamen Erlebnissen abstrahirt, beleidigen zu können. Wie ein mittelalterlicher Astrolog vor einem bösen Sterne, der im Scheitelpunkt steht, für sich oder für Andere gezittert — so gestehe ich, vor Ihnen zu zittern, als wären Sie der unheilbringende Saturn unter den Menschen!"

Diese seltsame, eine Incrimination verhüllende Ansprache erregte Hostiwin's Zorn und brachte ihn zum Kochen. Ein zerschmetternder Ausfall bebte ihm auf den Lippen, als alle anwesenden Herren mit vermittelnden Entgegnungen, halb tadelnder, halb scherzhafter Natur, dazwischentraten, um einen Ausbruch zu verhindern.

„Ihr Verstand ist in Gefahr," rief Hostiwin energisch

mitten unter die durcheinander schwirrenden Stimmen und ging in höchster Aufregung zur Thüre hinaus.

Eine Todtenstille folgte seinem Abgange. Unbehaglich und verdrossen gingen die Zurückgebliebenen bald darauf auseinander.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Antonie.

Die Nachforschungen dauerten auf dem Schlosse Hohensprung noch mehrere Tage fort. Die Dienerschaft war in beständiger Bewegung, reitende Boten wurden nach allen Dörfern hin- und hergeschickt. Neben diesen privaten Anstrengungen hatte auch eine amtliche Commission ihre Arbeiten begonnen und nach erhobenem Thatbestand erklärt, daß kein Verbrechen, von fremder Hand verübt, vorliege, sondern daß Alles darauf hindeute, daß der Graf in einem Anfall von Geistesstörung hinausgegangen und verunglückt sei.

Der Tod des Grafen Demetrius wurde von nun an im Schlosse wie in der ganzen Umgegend als eine unzweifelhafte Thatsache angenommen. Es galt nur, ihn zu constatiren. Da aber die sorgfältigsten Nachforschungen fruchtlos geblieben waren, so stand es bei Allen fest, daß erst das Thauwetter im Frühjahr die erwartete Enthüllung des Geheimnisses möglich machen werde.

Kein Wunder, daß man bei einer solchen Aussichtslosigkeit einem Umstande die übertriebenste Wichtigkeit beigelegt hatte.

Am andern Morgen nach dem Verschwinden des Grafen war nämlich einer der beiden Wolfshunde fortgelaufen. Es war gerade der Lieblingshund des Grafen. Die Hunde wurden täglich für einige Zeit losgekettet, ohne daß einer bis zu diesem Tage den Schloßhof einen Augenblick lang verlassen

hätte. Das gab zu der Annahme Anlaß, daß das Thier die Spur seines Herrn gerochen habe und dieser gefolgt sei.

Aber plötzlich, nach vierundzwanzigstündiger Abwesenheit, erschien der Hund im Schloßhofe wieder, ohne daß Jemand wußte, woher er gekommen.

Die Leute gingen darum von ihrer Annahme nicht ab, sondern es wurde der Versuch gemacht, ob der Hund sich nicht wieder entfernen werde. Man ließ ihn zu diesem Zwecke nicht mehr an die Kette legen und ließ eine kleine Seitenthüre des Schloßthores offen.

Dem Hunde aber fiel es nicht mehr ein, den Hof zu verlassen.

Da er keinen freiwilligen Ausgang machen wollte, wurde er nun in's Freie geführt. Man glaubte, daß er sich dadurch versucht fühlen würde, den geheimnißvollen Weg wieder anzutreten, den er vermuthlich Tags zuvor gemacht hatte. Der Hund aber hatte keine Lust, im hohen Schnee herumzulaufen. Er wendete sich, nachdem er eine kleine Strecke in Begleitung zweier Knechte, die ihm das Futter zu bringen pflegten, zurückgelegt hatte, mit einem Male rasch um und lief bis an's Schloßthor, das zugeschlossen worden war.

Dort blieb er stehen und heulte fürchterlich.

Trotzdem ließ man es bei diesem Versuche nicht bewenden. Man wandte alle möglichen Lockmittel an, dem Hunde zu einem Ausfluge Lust zu machen. Er, der treue Hüter der Thürschwelle, war dies nicht gewohnt und mußte endlich am Halsbande hervorgezerrt werden. Mit allen diesen Bemühungen war nichts erreicht, als daß der Hund außer der Schloßmauer stand und winselte.

Nach allen diesen Versuchen ließen die Leute ihre Ansicht wieder fahren und nahmen das erste Ausbleiben des Hundes als einen Zufall an.

Die Gräfin war gar nicht zu sehen. Sie blieb auf ihrem Zimmer, und nur die beiden Frauen, Beatrix und Sidonie, besuchten sie dann und wann.

Alle Beileidsbezeigungen nahm sie entgegen, ohne irgend Jemand vorzulassen. Selbst ihrem Verwandten Ladislaus erging es wie allen Uebrigen. Der erste affectvolle Schmerz

in ihrer Brust hatte sich allmählich verloren, ihm war jene tiefe Trauer gefolgt, die sich langsam, nach und nach, beim Anblick des Unvermeidlichen in Ergebung und Resignation verwandelt. Das menschliche Gemüth ist nun einmal eingerichtet, die theuersten Herzen verlieren und Vater und Mutter sich entreißen sehen zu können.

Am fünften Tage nach dem traurigen Ereigniß saß Hostiwin auf seinem Zimmer. Es war gegen Abend; man hatte noch nicht die Lichter gebracht. Hostiwin saß am Fenster, das Kinn auf die Hand gestützt, und blickte auf das Landschaftsbild im Schneegewand, das, vom aufgehenden Mond beleuchtet, ruhig und ernst vor ihm dalag.

Hostiwin wäre am liebsten schon von Hohensprung fort gewesen; er wünschte sich nur die Kraft, das Schloß zu verlassen, wo abermals Geschicke, die er nicht gesucht, ja die er geflohen, sein Herz bedrohten. Zu Marizza, zu Palmödy, theilweise auch zu Ladislaus war er in eine schiefe Stellung gerathen. Der seltsame Untergang des Grafen stand wie ein düsteres Räthsel, an dem er nicht ganz unbetheiligt, vor ihm. Aber seine Seele war wie gefesselt, sein Fuß wie gebunden — dort, dort gegenüber wohnte Antonie, sein neues, schönes, schmerzliches Verhängniß! Das Nichtsehen des geliebten Gegenstandes zehrte an seinem Herzen — sie war ihm so nahe und doch so fern! Hinter jenen Mauern, nicht weiter als ein Büchsenschuß, wohnte sie, und die Mauern verbargen sie ihm. Die Tage vergingen, er sah sie nicht, er hörte sie nicht. Stumm war das Clavier, bei dessen Tönen er einst von ihr geträumt, der Flügel trauerte wie ihre Seele. Alles Bleiben erschien ihm so unnütz, ein Bangen und Sehnen, das er sich selbst bereite — und doch konnte er nicht scheiden, die Kette nicht brechen, die ihn hielt. Mindestens noch das Wiedersehen, das sie ihm versprochen — und dann — ja was dann? Seine Zukunft erschien ihm so geheimnißvoll, so fremd; ernst und fremd wie die Landschaft vor ihm im bläulich schillernden Mondschein.

Hostiwin fuhr plötzlich auf. Es hatte gepocht.

„Wer ist's?“ fragte er.

„Ich bin es, Tobias,“ antwortete eine milde Stimme.

„Die Gräfin läßt bitten — wenn Sie Zeit hätten — ihr die Ehre Ihres Besuches zu schenken.“

„Sogleich?“

„Falls es Ihnen möglich.“

„Ich komme,“ erwiderte Hostiwin, rasch aufspringend. „Gehen Sie voraus. Ich folge gleich nach.“

Die Gefühle des Drucks, der Unklarheit, der Beklemmung waren mit einem Male in Hostiwin's Brust zerstoben. Ein unermeßlicher Jubel erfüllte seine Seele. Die Zusammenkunft, die er so lange gehofft, die seine Erwartungen in so hoher Spannung erhalten, auf die er endlich, da sie noch immer nicht erscheinen wollte, beinahe verzichtet hatte, die Zusammenkunft sollte nun stattfinden und ihm Alles klar machen. Mit hochschlagendem Herzen stieg er die Anhöhe hinauf, betrat er die Schwelle, die er seit mehr als einem Monat nicht wieder betreten, flog er die breite Marmortreppe hinan und wurde von Tobias, der ihn im Corridor erwartete, durch die Vorzimmer, die er bereits kannte, bis an die Thüre der Gräfin geführt.

Er trat ein.

Die Gräfin war nicht allein, wie Hostiwin erwartet hätte.

Sie saß auf einem Sopha, das im Vordergrunde dem Kamin gegenüber stand, vor einem kleinen viereckigen Tischchen. Frau von Kismeny befand sich auf einer, Graf Ladislaus auf der andern Seite, Beide saßen. Der Schein zweier sechsarmigen Leuchter, die auf kleinen Tischen rechts und links vom Kamin standen, zeigte die Gestalten und die ihnen nächstliegenden Gegenstände schon aus der Ferne, vermochte aber nicht den weiten Raum des Gemachs bis an seine äußerste Grenze über eine gewisse phantastische Dämmerung hinaus zu erleuchten.

Beim Eintreten Hostiwin's stand die Gräfin mit einer erregten Freundlichkeit auf und wies dem Gaste den Platz ihr gegenüber an.

Nachdem die gewöhnlichen Anreden und Anfragen vorüber waren, trat eine kleine Pause ein, die durch die allgemeine Aufmerksamkeit entstanden war, die man plötzlich auf die Gräfin gerichtet hatte.

Antonie, deren Gesichtsblässe durch das schwarze Kleid noch

stärker hervortrat, wurde plötzlich noch blässer, das Lächeln, das bis dahin um ihren Mund gespielt hatte, begann langsam, unwillig und gezwungen unter die Marmordecke eines ihre Situation abprägenden Ernstes zu entweichen. Etwas Feierliches wehte aus ihrer ganzen Erscheinung hervor, als sie ihre Gäste folgendermaßen anredete:

„Mein Haus ist seit Jahren aller Gesellschaft verschlossen. Es versteht sich von selbst, daß ich heute; kaum Wittwe geworden, diesen kleinen und gewählten Kreis nicht zum Zwecke irgend einer Unterhaltung zu mir gebeten habe. Graf Ladislaus und Sidonie sitzen als die nächsten Verwandten von Seite meines Mannes hier, denn es gilt eine große Familienangelegenheit zu ordnen."

Ladislaus und Sidonie fragten einander verwundert mit Blicken, was die Gräfin meinen könne.

Hostiwin war gleichfalls höchst überrascht und erwartete mit Spannung die Lösung zu hören, um zu wissen, mit welchem Rechte er hier mitsitze.

Die Gräfin fuhr fort:

„Ich habe keinen Blutsverwandten auf dieser Welt mehr, den ich als Beistand und Zeugen herrufen könnte, ich habe deshalb ungefragt, mit einem vorgreifenden Vertrauen die Stelle eines solchen dem Freiherrn von Hostiwin übertragen."

Hostiwin's Erstaunen wuchs. Er verbeugte sich, während Sidonie und Ladislaus einen seltsamen Blick auf ihn warfen. Sie glaubten in Folge des bewußten Gerüchts in ihm den künftigen Freier der Gräfin zu erblicken.

Die Gräfin sprach weiter:

„Ich sehe Euch Beide, Dich Sidonie und Sie Ladislaus, in wohlbegründeter Verwunderung, und auch Sie," sie meinte Hostiwin, „kommen mir vor, als wenn Ihnen soeben ein Räthsel aufgegeben worden wäre."

„Es ist in der That so, gnädige Frau!" versetzte Hostiwin.

„Nach jeder Seite hin?" fragte die Gräfin, ihn mit den Augen scharf prüfend. „In jeder Richtung und Beziehung?"

„Bisher ja!"

„Ich fahre fort," nahm die Gräfin weiter das Wort. „Es wird sich Alles an seiner Stelle aufklären. Ich komme

jetzt zur Sache. Mir, wie aller Welt, erscheint es leider eine eitle Hoffnung, anzunehmen, daß mein Gemahl vielleicht noch am Leben sein könne. Wenn wir indessen auch diese Hoffnung im Stillen fortnähren, so giebt es doch Angelegenheiten und Interessen, die dadurch keinen Stillstand erleiden dürfen, denn die weitläufigen Besitzthümer der gräflichen Familie Milowitsch können nicht herrenlos bleiben."

„Aber," sprang Ladislaus ungeduldig in die Rede, wie um seiner gesetzunkundigen Tante schnell zu Hülfe zu kommen, „welche Umstände? Wenn auch mein Onkel kein Testament hinterlassen hat, so ist dadurch doch nichts im Wesentlichen verändert. Die sämmtlichen Besitzungen sind Fideicommisse, die ein festes, unumstößliches Gesetz von Besitzer zu Besitzer vererbt. Der kleine Constantin ist aus legitimer, ebenbürtiger Ehe entsprossen und somit Majoratsherr!"

„Ich kenne diese Ordnung!" antwortete die Gräfin, während sie ein schmerzlicher Gedanke über den vorlauten Eifer, sie über etwas ihr wohl Bekanntes zu belehren, hinwegsehen ließ. „Ich fasse mich kurz, hören Sie weiter!"

Alle sahen sich verwundert an.

Die Gräfin fuhr fort:

„Es sind ungefähr vier Jahre her, — da lebte ich bei einer Freundin, Alma von Siegenfeld, vor Kurzem mit einem Gutsbesitzer dieses Namens verheirathet, auf dessen Gute in Rothkirchen. Ich hatte mich, so muß ich es nennen, dahin geflüchtet, um einer verhaßten Heirath zu entgehen, zu welcher mich eine herzlos und unnatürlich handelnde Mutter mit allen ihr zu Gebote stehenden Gewaltmitteln gedrängt hatte. Alma liebte mich schwärmerisch, wie man nur eine Schwester lieben kann, und auch ihr Mann hatte alle Sympathieen für mich, die ihm das Unglück eines kaum aufgewachsenen Mädchens einflößen konnte. Unter dem Schutze und in der liebenswürdigen Umgebung dieser Leute vergaß ich, daß ich wirklich so unglücklich war, und lebte von Woche zu Woche hin, ohne daß Eins von uns die Frage aufgeworfen hätte, wie lange dieses Leben fortgeführt werden könne. Ich hatte bei meiner Mutter furchtbar gelitten. Ich gestehe, daß wenn ich eines Tages nicht meine heimliche Zufluchtsstätte und Unter-

kunft bei Alma von Siegenfeld gefunden, ich, bei meinem jugendlich exaltirten Gemüthe, in irgend einem Wasser Rettung gesucht haben würde. Mein Vater, Freiherr von Klettendorf, der Botschafter eines kleinen Hofes in Paris gewesen, war gestorben, als ich noch in der Wiege lag. Ich hatte Niemand, dessen Hülfe ich anrufen und dessen Hand ich als Stütze fassen konnte. Meine Mutter, der ich eine Last war, hatte eben nur das Nothwendigste, was Gesetz und Anstand verlangt, gethan, um meinen Aufenthaltsort ausfindig zu machen. Da sie damit nichts erreicht hatte, schien sie sich in den Verlust ihrer Tochter schnell gefügt zu haben."

„Lebt die Mutter noch?" fragte Frau von Kismeny mit der schnellen und lebhaften Theilnahme der Frauen an der Geschichte von Verfolgten.

„Sie ist todt — seit zwei Jahren," erwiderte die Gräfin gedankenvoll düster und fuhr, sich wieder emporrichtend, in ihrer Erzählung fort:

„Während meines Aufenthalts in Rothkirchen erwartete Siegenfeld Tag für Tag die Ankunft seines intimsten Freundes, der ihm einen Besuch angesagt hatte. Beide hatten sich zur Zeit, als sie in österreichischen Militairdiensten gestanden, kennen gelernt. Endlich erschien der langerwartete Freund, und als er nach mehrwöchentlichem Aufenthalt Rothkirchen verließ, reiste ich als seine angetraute Frau mit ihm ab. Es war Euer Onkel, Graf Milowitsch."

„So verhält es sich!" rief Ladislaus.

„Und wie nahm die Mutter diese Heirath auf?" fragte Sidonie neugierig und im Voraus gewiß, daß sich die Mutter zu einer so glänzenden Partie Glück wünschen mußte.'

„Siegenfeld," erzählte die Gräfin weiter, zugleich Sidoniens Frage beantwortend, „kannte meine Mutter genau und meinte, wir sollten nur getrost nach Oesterreich hineinreisen und erst nachträglich ihre Zustimmung verlangen. Es könnte geschehen, daß die erzürnte Frau zu allen Mitteln greife, die das Gesetz bei der Heirath der Minderjährigen ohne Einwilligung der Eltern ihr in die Hand gebe. Wenn erst einige Zeit verstrichen wäre, werde sich der Boden zu Unterhandlungen mehr geeignet finden. Wir folgten diesem Rathe und

ließen uns in Pest nieder. Nach einiger Zeit schrieb uns Siegenfeld, er wäre meiner Mutter zufällig auf einer Reise begegnet und habe sie gesprochen. Sie nahm meinen Tod als eine Gewißheit an, und die Art, wie sie meiner gedacht, hatte Siegenfeld so empört, daß er es für eine Entweihung gehalten hätte, mich mit ihr in eine neue Berührung zu bringen. Mein Gemahl billigte sein Verfahren und bat ihn, das Geheimniß noch ferner zu bewahren. Es treibe ja nichts zu einer Annäherung an Frau von Klettendorf, da ich ja im Besitze der nöthigsten Ausweispapiere sei. Wir führten inzwischen in Pest ein großes Haus. Wie damals unser Leben war, davon wart Ihr Beide Zeugen. Als mir der Himmel später meinen Constantin geschenkt, kannte das Glück meines Mannes keine Grenzen —"

„Ich weiß es!" sagte Sidonie. „Das Kind war sein Abgott."

„Ein ganzes Jahr währte dies Glück," sprach die Gräfin weiter. „Da — eines Tages — mein Mann kehrte von der Jagd zurück und am Abend sollte ein großer Ball bei uns stattfinden — da schlug das Ungewitter mit drei Blitzen bei uns ein!"

Die Gräfin hielt unwillkürlich inne, die Hand an den Kopf legend, als suche sie noch heute die Stelle, die sie damals so sehr zu schmerzen angefangen hatte.

Sidonie und Ladislaus sahen sie in athemloser Spannung an. Sie sollten endlich die Lösung des alten Geheimnisses, über das sie so viel gegrübelt, erfahren.

In derselben Erwartung folgte Hostiwin der Gräfin mit Aug' und Ohr.

„Da kamen wir mit einem Schlage," fuhr Antonie fort, „aus einem Wahne, in welchem wir gelebt, und unser Glück zerschellte an einer harten Wand. Wir haben erfahren, ich sei nicht die, für die man mich halte, mein Mann habe in der Wahl seiner Gattin unter seinen Rang gegriffen, obwohl die neue Abkunft, die man mir gab, mich zum ersten Mal den Stolz auf den Ursprung kennen ließ. Wir haben erfahren, daß unser Kind der Rechte und Prärogative seines Vaters niemals theilhaftig werden könne. Wir haben erfahren und

mit unwiderleglichen Documenten bewiesen gesehen, daß ich kein Fräulein von Klettendorf sei — — —"

Die Gräfin hielt inne, erhob sich unwillkürlich und sagte fest und bestimmt:

„Ich bin Antonie Arnheim, die natürliche Tochter des Fürsten von Plauenburg und der Kaufmannstochter Adelheid Arnheim!"

„Sie sind —?" rief Sidonie.

„Antonie Arnheim," wiederholte die Gräfin.

„Jetzt fasse ich Alles!" rief Ladislaus fast gleichzeitig.

„Sie sind Adelheid Arnheim's Tochter?" rief Hostiwin, in dessen Innern ein ganzes Meer von Erinnerungen aufgebraust war, mit höchster Bewegung. Er eilte auf die Gräfin zu, faßte ihre Hand und drückte diese lang und heftig an seine Lippen. „Da ich das höre," sagte er „sehe ich auch etwas, was bisher noch meinem Auge entgangen. Eine Linie in Ihrem Gesichte, ich weiß nicht welche, erinnert an Ihren Vater, ein Etwas, ein geistiger Hauch weht mich an und vergegenwärtigt mir das theure, unvergeßliche Bildniß meines hohen Freundes. Ich habe ihn in Italien kennen gelernt, habe ihn geliebt und bin bis zu seinem Tode mit ihm zusammen geblieben. Ich war verdammt — oder soll ich sagen, es war mir vergönnt, noch seinem Sarge bis an das Eis des St. Gotthardt zu folgen."

„Ja, ich bin," rief die Gräfin, stolz und wehmüthig zugleich, „die Tochter des Fürsten von Plauenburg. Ich kannte Sie," sprach sie, zu Hostiwin gewendet, „seit Jahren —"

„Mich?" fragte Hostiwin erstaunt.

„Nicht Ihren Namen," erwiderte die Gräfin, „nicht Ihre Züge, aber ich wußte aus meines Vaters Briefen, die er aus Italien schrieb, daß er eine Bekanntschaft gemacht, die ihn ganz erfülle und die kein irdisches Zerwürfniß trennen würde. Er sprach mit Begeisterung und aufrichtigster Hingebung von Ihnen. Er hatte Niemanden, den er mit Ihnen vergleichen konnte. Als er endlich schrieb, daß Sie sich in Plauenburg niederlassen wollten, klang es mir, als melde er mir ein unverhofftes letztes Lebensglück. Sie können sich denken, wie ich Sie nach einer solchen Ankündigung erwartete. In diesem

Augenblicke kam die Todesbotschaft — die Leiche meines Vaters hielt in Plauenburg ihren einsamen, düstern Einzug —"

Sie bedeckte das Gesicht, von der Macht der Erinnerung überwältigt, mit beiden Händen.

„Und wer sagte Ihnen, Gräfin," sprach Hostiwin, nachdem sich Antonie ein wenig erholt hatte, „daß ich es sei, von dem Ihr unvergeßlicher Vater Ihnen aus Italien geschrieben?"

„Es war Combination," antwortete die Gräfin, „Ahnung, wie Sie es nennen wollen. Ein Gespräch mit Ihrem Diener Ismael erhob endlich meine Vermuthungen zur Gewißheit. Hat der Fürst niemals von mir gesprochen?"

„Er hatte mich," gab Hostiwin zur Antwort, „in seine ganze geheime Lebensgeschichte eingeweiht, gestand aber erst kurz vor seinem Tode, daß seiner Jugendliebe eine Tochter entsprossen sei. Er sagte mir, daß sein geliebtes Kind ein fremdes Wesen Mutter nenne und ihn nur als einen Freund des Hauses, höchstens als Wohlthäter betrachte. Er beklagte dieses Mißverhältniß und sprach seinen Entschluß aus, nach seiner Rückkehr die bis dahin entgegenstehenden Hindernisse mit Gewalt wegzuräumen und die Angelegenheiten so zu ordnen, wie es die Stimme des Herzens und der Natur fordere. Ein plötzlicher Tod vereitelte sein Vorhaben."

„O wie wäre dann Alles anders gekommen!" seufzte die Gräfin.

„Ich verlor viel an ihm!" nahm Hostiwin wieder das Wort. „Ich kann wohl sagen, ein Stück meines Lebens! Es hat kein Mensch gelebt, dessen Verlust mein Herz so schwer betroffen. Ich folgte seinem Sarge über die Alpen und suchte, als er schon in die Gruft gelegt war, noch seine Spuren. Ich war in Plauenburg —"

„Und haben mich nicht gefunden?" fragte die Gräfin rasch.

„Ich war ohne jede nähere Andeutung," antwortete Hostiwin, „und fürchtete zugleich durch ein voreiliges Vorgehen ein verschwiegenes Geheimniß bloszugeben. Ich wußte ja aus dem Munde des Fürsten nichts weiter, als daß Sie überhaupt am Leben seien. Die einzige Quelle, aus welcher ich hätte schöpfen können, stand zufälligerweise damals nicht offen.

Ich erinnerte mich nämlich, daß in der Erzählung des Fürsten ein Diener vorkam, der das Urbild der Treue und Dienstergebenheit war —"

„Ich weiß, wen Sie meinen," rief die Gräfin lebhaft, ohne Hostiwin eigentlich zu unterbrechen.

„Es war ein gewisser Graswald —" sagte Hostiwin.

In diesem Augenblicke knarrte das Parquet hart an der Thüre, die sich kurz zuvor unbemerkt geöffnet hatte. Alle sahen sich mehr oder minder flüchtig um, aber die dort herrschende Dämmerung ließ nichts deutlich erkennen. Jeder glaubte, sich getäuscht zu haben, und harrte eifrig wieder der kommenden Enthüllungen.

„Dieser Graswald," fuhr Hostiwin fort, „ein jedenfalls hochbetagter Mann, lebte auch noch, wie ich erfuhr, doch er war vor kurzer Zeit aus Plauenburg verschwunden, ohne daß Jemand Auskunft geben konnte, wohin er gezogen. Er hatte keine Familie. Die Leute, mit denen ich sprach, legten kein Gewicht auf diese unerklärliche Abwesenheit. Man war es gewohnt, Graswald für einen Ueberall und Nirgends zu halten."

„In einem so kritischen Augenblicke," fiel die Gräfin ein, „hätte Graswald ohne dringende Gründe Plauenburg nicht verlassen. Plauenburg verlassen, hieß ja mich verlassen. Graswald war auch nicht abgereist, sondern er begann die Treue an seinem todten Herrn zu büßen. Zwei Jahre lang saß er in Haft."

Das Knarren des Parquets erregte abermals Aufmerksamkeit. Das Geräusch wäre auch diesmal unbeachtet vorübergegangen, wenn nicht dazwischen plötzlich ein leises Schluchzen hörbar geworden wäre.

„Ist Jemand da?" fragte Ladislaus, hinübersehend und eine Gestalt erkennend.

„Ich bin es," war die Antwort, „der alte Graswald —"

Alle fuhren empor, während der alte Mann näher trat.

„Tobias!" riefen Alle, bis auf die Gräfin, wie mit einer Stimme.

„Ich bin der Diener und Unglücksgefährte meines hoch-

seligen Herrn!" sagte Tobias mit leiser, mit Thränen kämpfender Stimme.

„Geben Sie mir Ihre treue Hand!" rief Hostiwin, rasch auf den Alten zugehend. „Sie sind ein seltener Mann! Lassen Sie mich Sie an mein Herz drücken!"

Er umarmte Graswald und hielt ihn lange in seinen Armen fest.

„Tobias!" rief Sidonie voll Verwunderung.

„Das ist sein Vorname," erläuterte die Gräfin.

Tobias, von Hostiwin frei, eilte auf Antonie zu, faßte ihre Hand und rief:

„Die Geheimnisse haben mir, Ihnen, Ihrem Vater, Ihrer Mutter und Ihrem Gatten Unglück gebracht. Gottlob, daß endlich eine Hand den verhängnißvollen Vorhang in Stücke reißt! Möge von nun an eine lichtere, eine heilsamere, eine glücklichere Zukunft beginnen."

„Um sie zu schaffen, sitzen wir ja da," antwortete die Gräfin. „Ich will heute mich und mein Geschlecht mit der Vergangenheit aussöhnen. Dieser Mann war es," sie zeigte auf Graswald, „der mir in Pest meinen Ursprung enthüllte und mich in alle Familiengeheimnisse meines Hauses einweihte. Jedes seiner Worte war mit einem Brief, den er vorzeigte, oder einem Documente, das er vorbrachte, belegt."

„Und wie kam es," fragte Graf Ladislaus theilnahmsvoll, „daß der Fürst, von dem Sie doch so geliebt wurden, Sie über seine Ihnen so nahe Stellung im Dunkeln ließ und einer Rabenmutter übergeben hatte?"

„Die Macht der Verhältnisse," erwiderte die Gräfin, „hat es allmählich und von selbst so gestaltet. Wie sehr mein Vater mich liebte, das bezeugt sein Testament, das uns Tobias mitgebracht hatte. Er hat es in Pisa auf der Villa Pedrocchi kurz vor seinem Tode niedergeschrieben."

Hostiwin fuhr empor.

„Ich erinnere mich," sprach er, „daß der Fürst eines Abends, im Garten, von Schwermuth und Todesahnungen umflogen, mir zum ersten Mal von Ihrer Existenz erzählte. Damals wird es wohl gewesen sein, daß er sich im Stillen mit dem Niederschreiben seiner letztwilligen Verfügungen beschäftigte.

„Und dieses Document,“ sprach die Gräfin weiter, „das mir ihn als Vater im vollsten Sinne des Wortes zeigt, ist für mich und meinen Anhänger Graswald zur Quelle der ärgsten Verfolgungen geworden. Erzähle selbst, Tobias, Du hast es erlebt, Du weißt es am besten!“

Tobias begann:

„Adelheid Arnheim war zwei Tage nach der Geburt der Frau Gräfin in Freiburg gestorben, beinahe in demselben Augenblicke, als der Fürst, der inzwischen Regent seines Landes geworden, herbeigeeilt war, um seine Geliebte zu seiner Gemahlin zu erheben. Er ließ die Todte heimlich nach Plauenburg schaffen, und für das Kind wußte er in diesem Momente nicht besser zu sorgen, als indem er es der Frau von Klettendorf übergab, die sich zufällig auf ihrer Durchreise von Paris in Freiburg befand. Sie war eine kluge Frau, die das ganze Vertrauen des hochseligen Fürsten besaß. Ein Jahr lang lebte das Kind in Paris. Inzwischen starb der Gemahl der Frau von Klettendorf; da, eines Tages erschien sie plötzlich in Plauenburg und gab das Pflegekind überall für ihr eigenes aus. Der Fürst sprach seine Verwunderung darüber unverhohlen aus, wie angenehm ihm auch sonst ihre Anwesenheit war. Der Beredsamkeit der Frau von Klettendorf gelang es aber, ihr Manöver, dem nur Eigennutz zu Grunde lag, in den Augen des Fürsten als den erwünschtesten und glücklichsten Ausweg darzustellen, um alle jene Hindernisse zu beseitigen, die die Meimung der Welt der Laufbahn natürlicher Kinder in den Weg legt. Der Fürst nahm es anfangs hin, ohne eigentlich dazu seine Zustimmung zu geben. Nach und nach befestigte sich diese Vorspiegelung immer mehr, es galt in den Augen der Welt für ausgemacht, daß Antonie die Tochter der Frau von Klettendorf sei, und da diese Frau, ihres Vortheils wegen, Mutterliebe ausgezeichnet zu heucheln wußte, war auch kein Grund vorhanden, um gegen den Mißbrauch einzuschreiten. Das Kind wuchs auf diese Weise heran, und der Fürst hatte beschlossen, sein Bekenntniß vor der Welt erst am Verlobungstage seiner Tochter auszusprechen. Täglich brachte er einige Stunden bei Frau von Klettendorf zu. Die Leute, ohne

eines andern Anhaltepunkts zu bedürfen, nahmen von da ab als gewiß an, daß der Fürst, der unvermählt geblieben war, zu Frau von Klettendorf in einem Liebesverhältniß stehe. Einige kamen der Wahrheit mit ihrem Verdachte einen Schritt näher, denn es wurde auch von Dem und Jenem gemunkelt, Antonie sei das Kind der Beiden. Von dem wahren Sachverhalte waren Alle gleich fern. Antonie hatte inzwischen das sechzehnte Jahr erreicht und der Tag ihrer Anerkennung von Seite ihres Vaters eilte mit Macht heran, als der Fürst von einem Schlaganfalle getroffen wurde. Er erholte sich jedoch wieder und mußte auf ärztliche Anordnung nach Italien gehen. Er schrieb mehrere Male in der Woche an Frau von Klettendorf und setzte insbesondere mich mit geheimen Instructionen von Allem in Kenntniß. Während wir Alle der Hoffnung lebten, daß seine Gesundheit in der milden Luft des Südens erstarken würde und seiner Rückkehr bereits entgegensahen, traf uns ein Blitz aus heiterem Himmel. Der Adjutant und Kammerherr Freiherr von Falkenau kam mit einer schrecklichen Botschaft in Plauenburg an. — Der Fürst war vor zwölf Tagen in Pisa verschieden. Drei Tage vor seinem Ableben hatte mir der Fürst die Abschrift seines Testaments überschickt, das in den Artikeln, die Antonie betrafen, den Beweis lieferte, daß er der edelste der Väter gewesen, der zum Glück auch die Mittel eines Fürsten besaß. Als mich der erste betäubende Schmerz über den Verlust meines Herrn verlassen hatte, nahm ich eine Audienz bei dem neuen Fürsten und wollte ihm — was früher oder später des Testaments wegen geschehen mußte — die Geheimnisse seines Vorgängers anvertrauen. Ich hatte aber kaum angefangen, als der Fürst, ein harter, launischer Mann, mir das Wort abschnitt, indem er sagte, daß er alles Nöthige wisse, daß ich mich bei schwerer Strafe zu hüten habe, auch noch anderswo meinen „Familienroman", wie er es nannte, „zu Markte zu bringen", und daß ich binnen einer Stunde alle auf diese Angelegenheit bezüglichen Papiere in seine Hand zu legen habe. Der Verhältnisse kundig und durch diesen Empfang auf das Aeußerste gefaßt, fügte ich mich scheinbar dem Befehle, und meine erste Arbeit zu Hause war, alle meine Papiere in sichere

Verwahrung zu bringen, da sie mir von Mißbrauch oder Vernichtung bedroht schienen. Ich sah wirklich nicht zu schwarz. Nach einer Stunde erschien ich mit einigen unbedeutenden Handschriften im Palais. Der Fürst flog sie durch und schalt mich einen Spitzbuben und Documentendieb. Ich wurde sofort in Haft gebracht, während gleichzeitig in meiner Wohnung Nachsuchung gehalten wurde. Diese ergab kein Resultat, die wahrhaft wichtigen Papiere waren gerettet.

„Bei meinem ersten Verhör merkte ich gleich, wo man hinauswollte. Man beabsichtigte die Großmuth, die der Fürst gegen seine Tochter geübt, im besten Falle in ein ärmliches Gnadengeschenk zu verwandeln. Diese Entdeckung machte mich nur noch hartnäckiger und trotziger. Beinahe zwei Jahre schmachtete ich, streng überwacht, in meiner Zelle. Ich hörte nichts von der Welt und sie hörte nichts von mir. Nur das Traurigste, was mich treffen konnte, ließ man geflissentlich zu mir bringen — die Nachricht von dem vermeintlichen Tode Antoniens. —“

„Um jene Zeit war es,“ fiel die Gräfin ein, „als Frau von Klettendorf ihren wahren Charakter mir gegenüber zu zeigen anfing. Natürlich, sie hatte von dem Todten kein Geschenk, keinen Lohn mehr zu hoffen und sein Nachfolger scheint sie keiner Beachtung werth gefunden zu haben. So kam es, daß sie mich los sein wollte und es auch auszuführen dachte, als sich die Gelegenheit, mich mit einem albernen und widrigen Menschen zu verheirathen, bot. Wie ich dies Vorhaben vereitelte, habe ich schon erzählt. Weiter Tobias!“

Der Alte fuhr fort:

„Als ich frei wurde, war Frau von Klettendorf seit einem Monate begraben. Sie nahm Alles, was sie von dem Geheimniß wußte, mit in's Grab, denn dies war nicht gegen ihr Interesse. Kläglich, einsam, mit der Welt fertig, lebte ich dahin, als der Einzige in einem ausgestorbenen Hause. Da begegne ich eines Tages, da ich so traurig dahinschleiche, einer Freundin unseres für todt gehaltenen Fräuleins, Alma —“

„Das war Alma von Siegenfeld,“ erläuterte die Gräfin

beiläufig, um diesen Anknüpfungspunkt an ihre eigene Erzählung zu bezeichnen.

„Ich klagte ihr mein Leid," erzählte Tobias weiter, „und wie ich so in's Reden und Klagen kam, flossen meine Thränen. Sie, bisher fest entschlossen, nichts zu verrathen, wurde wohl plötzlich gerührt und sagte: „Sie lebt!" — Gleich wollte sie es wieder zurücknehmen und leugnen, indem sie sagte, daß sie nur eine Hoffnung im Allgemeinen habe aussprechen wollen. Ich aber hatte in ihren Worten irgend einen wahren Klang gehört und ließ nicht ab, in sie zu dringen. Ich faßte sie am Kleide, als sie sich endlich stumm mir entziehen wollte. Da gestand sie mir Alles. Glücklich, überselig lief ich nach Hause, packte meine Documente ein und eilte nach Pest. Wie war mein Herz von Freude geschwellt, als ich die Treppe hinanstürzte, um meiner verloren geglaubten Herrin zu Füßen zu stürzen! Welche Freude glaubte ich mit meinen Enthüllungen zu bereiten! Welche Schätze glaubte ich an meinen Documenten mitzubringen! — Statt dessen — welches gräßliche Unheil hat mein Erscheinen angerichtet!"

„Jetzt ist das Dunkel hell!" rief Ladislaus. „Jetzt sehe ich der tiefen Schwermuth meines unglücklichen Onkels bis auf den Grund. Er sah das Weib, das er geliebt, herabgesetzt, ihr Kind nicht mehr nachfolgefähig und sich selbst bloßgegeben! Sein Ehrgeiz und Mannesstolz wollten, daß Alles bleibe, wie es gewesen; daß die alten Verhältnisse feststehen möchten, wie er sie übernommen, als wenn die unselige Botschaft nicht an ihn gekommen wäre!"

„Von Liebe verblendet, war er allein Schuld daran," seufzte die Gräfin. „Tobias ist Zeuge, wie ich mich gegen seinen Beschluß gesträubt. Ich mußte mich seinem Willen beugen. Ich drang wiederholt und immer vergebens in ihn, er blieb fest bei seiner That, während das Gefühl der Ungerechtigkeit, die er übte, am innersten Kern seines Herzens nagte! Je mehr sich sein Gewissen beladen fühlte, je mehr er vor der Entdeckung zitterte, desto hartnäckiger beharrte er bei dem Unrecht, und die Nothwendigkeit desselben wurde seinem erkrankten Geiste zur fixen Idee! Er floh aus der Welt, und diese Einsamkeit sollte ihn verbergen. So viel Pein und

Qual stand er aus, um nicht den Muth des offenen Bekenntnisses zu haben!“

„Ich bin der Beschädigte, der Benachtheiligte,“ sprach Graf Ladislaus. „Mir gebührt das Recht seines Namens und seiner Besitzthümer nach ihm. Er zitterte wohl vor mir am meisten. Er hätte Recht gehabt, wenn er mich nicht gekannt hätte. So aber hätte er wissen sollen, daß ich unfähig sei, seine Schuld zu mißbrauchen. Ich konnte wohl nicht aus Edelmuth zu Gunsten seines Sohnes auf mein Recht Verzicht leisten, denn da hätte ich nur verloren und sein Sohn nichts gewonnen. Der erste Hintermann, deren eine ganze Reihe hinter mir steht, wäre vermöge einer unumstößlichen Anordnung eingesprungen und hätte daraus Vortheil gezogen. Wäre ich aber von meinem Onkel in das Geheimniß eingeweiht worden, so hätte es doch zu seiner Beruhigung beigetragen, wenn auch nur insofern, daß er den peinigenden Anblick nicht gehabt hätte, in mir, seinem nächsten Verwandten, den seiner Schuld gefährlichsten Büttel zu sehen!“

„Das war nicht der Fall,“ sagte Tobias rasch, der selbst bei Ladislaus eine an ihm begangene Verdächtigung abzubitten hatte. „Graf Demetrius war von Ihrem guten Herzen überzeugt. Es war Wahn, Krankheit, die ihn so handeln ließ.“

„Machen Sie dem Unglücklichen keine Vorwürfe,“ wendete sich die Gräfin an Ladislaus. „Er hat es hart gebüßt und vielleicht — selbst bestraft.“

„Dann konnten Sie offen sein,“ erwiderte Graf Ladislaus mit einiger Bitterkeit. „Die Folgen wären jedenfalls nicht schlimmer geworden.“

Die Gräfin lächelte traurig und sah ihn mit einem überlegenen Lächeln an, ehe sie Antwort gab. Dann sagte sie:

„Sie tadeln das Schweigen an mir. Ich fürchte, daß Sie mir das Reden zum Vorwurf machen werden. Am Tage vor dem Verschwinden meines Gemahls wachte ich aus meiner Willenslosigkeit auf. Ich konnte die Verheerungen, die in unserem Hause um sich griffen, nicht länger ansehen, und erklärte laut und feierlich meinen Entschluß, aus dem Dunkel des Geheimnisses hervorzutreten und die unselige Verwickelung

mit einem muthigen Worte zu lösen, ob nun mein verblendeter Gatte beistimme oder nicht. Mein Vorsatz war doch gut, denn ihm lag nichts Anderes zu Grunde, als das Ringen nach dem gemeinsamen Heil, das in der Wahrheit liegt. Es ist aber, als wenn diese Erde von Dämonen beherrscht wäre, die nicht einmal das Gute ohne Reue vollbringen lassen. Mein Gemahl erschrak vor mir und sah in meiner Erklärung die Vorbereitung meines Abfalls und eine ihm feindliche Verschwörung. Unbekümmert um meine Verkennung, die ich für eine vorübergehende hielt, und in der gerechten Zuversicht, daß das Licht meiner wahren Absicht sich Bahn brechen werde, beharrte ich darauf, meinen Weg fortzugehen, und damals war es, als ich nach der hülfreichen Hand irgend eines Freundes greifen wollte, um meinen Willen an dem seinigen zu kräftigen und meine Absichten mit seinem Rathschlusse zu stärken."

Antonie warf bei diesen Worten einen Blick auf Hostiwin, der wohl verstand, daß er gemeint gewesen, und fuhr, ohne sich zu unterbrechen, fort:

„Was ist daraus geworden? Ich habe nur ein neues Phantom geschaffen, das das kranke Gemüth meines Gatten ängstigte, ich habe ihn zur Verzweiflung getrieben, daß er hingegangen ist — Gott weiß, wohin!" —

Sie hauchte diese letzten Worte mit ersterbender Stimme; ihr Hoffnungsvermögen schien bei der verhängnißvollen Führung ihres Schicksals in Taumel gerathen zu sein.

„Arme Dulderin!" rief Sidonie, die Gräfin in ihre Arme schließend, während Graf Ladislaus, bleich und ergriffen, sich an Hostiwin wandte.

„Bei solch' einem Laufe der Dinge," sagte er, „kann man sich nur in die Haare fahren und gegen den Himmel poltern!" Er warf einen Blick auf die Gräfin und sagte in Bezug auf sie: „Welch ein Opfer! Und ich wollte ihr einen Vorwurf machen!"

Hostiwin nickte mit dem Kopfe, kaum zuhörend. Er stand mit einer erzwungenen Festigkeit da und in einem aufgedrungenen Schweigen. Die schmerzliche Fluth seiner Theilnahme, durch die Erinnerung an den Fürsten erhöht, und die un-

ruhig auflodernde Verehrung und Liebe zu dessen Tochter rangen und zischten in seinem Herzen wie Wasser und Feuer durcheinander.

Tobias befand sich unfern. Er stand abgewendet, halb zusammengesunken, halb an einen Tisch gelehnt, da und starrte, der Thränen nicht mehr fähig, in einen Winkel hinein.

Da erhob sich die Gräfin mit einer Kraftanstrengung, das halb aufgegangene, zerwühlte Haar gab dem blassen Gesichte mit seinen zuckenden Mienen und den affectvoll blickenden Augen eine wilde Poesie. Sie sagte:

„Mir ist wie auf einem Meerschiffe, dessen ganze Ladung in die See geworfen worden ist, damit es seinen Lauf durch die Sturmwellen aushalte. Ich werde jetzt vermuthlich auf eine feste, ruhige Küste kommen, aber Alles ist über Bord gegangen, was mir bisher werth und theuer war. Ruhe ist jetzt mein einziges Bedürfniß, denn alle Verluste, die das Herz erleiden kann, habe ich in meinem jugendlichen Alter bereits erlitten. Ich danke Ihnen Allen, die Sie mir so viel Freundschaft und Theilnahme bezeugt, und werde, sobald Ladislaus, als das künftige Oberhaupt des Hauses, das ihm gebührende Erbe angetreten haben wird, mit meinem Kinde und Tobias fortziehen, und mich auf einem verschollenen Platze der Erde ansiedeln, wo mich das Glück nicht mehr in seinen tückischen Wirbel reißen kann.“

„Nein, nein!“ rief Sidonie, die Gräfin umfassend, im Tone aufrichtigster Zuneigung. „Du darfst nicht von uns gehen!“

Die Gräfin hatte die Umarmung Sidoniens mit leidenschaftlicher Bewegung erwidert, und versetzte dann, ihre Thränen trocknend:

„Ich rede, wie ich fühle! Jetzt bin ich noch unter Euch! Doch wo ich hinkommen mag, der ergebenen Herzen werde ich stets eingedenk sein!“

Sie schüttelte Ladislaus' und Hostiwin's Hand. Beide erwiderten den Händedruck, ohne ein Wort vorbringen zu können. Die düsteren, schmerzlichen Blicke sprachen statt der versagenden Zunge.

Die Gräfin verließ in einer ungewöhnlichen Gemüthserschütterung das Zimmer.

Sidonie folgte ihr, und Ladislaus ging mit Hostiwin Arm in Arm nach Hause.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Auf dem Morgenspaziergange.

Hostiwin hatte eine jener unruhigen und fieberhaften Nächte verbracht, wie er schon seit Jahren keine gehabt.

Fast bis gegen Morgen schlaflos, rang er mit dem ganzen Heere von Eindrücken, die er in den letzten Tagen empfangen hatte. Sein energischer Geist, der aus dem Trüben zum Klaren und aus der Beengung zur Freiheit strebte, hatte sich bemüht, aus den traurigen Ereignissen den letzten Funken von Leben, der zurückgeblieben war, hervorzuziehen.

Wie niederschlagend die vorhandenen Thatsachen, wie nebelhaft dunkel die sich eröffnenden Aussichten auch waren, so schien ihm die Lage doch nicht ganz trostlos, und sein hochschwebender Hoffnungsstern, der bisher unsichtbar gewesen, brach allmählich mit immer hellerem Lichte durch. Das frohe und wandersame Erstaunen, daß er durch die Gräfin in einen neuen Zusammenhang zu dem Fürsten getreten, warf für ihn ein Zauberlicht über das dunkle Gemälde einer häuslichen Tragödie.

Spät hatte er sich niedergelegt und war ungewöhnlich früh aufgestanden. Ein leichter, ekstatisch heiterer Geist war in ihn gefahren. Er hatte einen Jugendtag, und sah die Gräfin, die gestern unter dem Schlage der letzten Katastrophe gesprochen und gehandelt, sich aufheitern und neue Lebensluft athmen. Eine selige Ahnungsfülle berauschte seine ganze Phantasie.

„Himmlische Sansara!“ rief er, „Vulkanische Welt! Du bist nun doch nach deinen letzten Eruptionen wieder schön und bewohnbar geworden! Die Lavaströme, die deine Städte und Auen überzogen, sind erkaltet, und eine neue Pflanzen- und Menschenwelt blüht aus der Asche auf!“

Draußen war der Himmel so blau und die Luft so klar und durchsichtig geworden, die Sonne schien hell — es war ein strenger aber schöner Wintertag.

Hostiwin ward das Zimmer zu eng, er eilte hinaus, als müsse er seine Seele im Weltall ausbreiten.

Heiter, freudig und lachend war Alles um ihn, weil er es selbst war. Für Jeden, der ihm auf dem Wege begegnete, hatte er ein freundliches Wort.

So war er auf seinem Spaziergange bis in das Dorf Hohensprung gekommen. Vor dem Wirthshause stand ein kleiner ausgespannter Schlitten, der vor Kurzem einen Reisenden hergebracht zu haben schien, und an der Thüre lehnte Gertrud und blickte, die Hand des Sonnenglanzes wegen vor die Augen haltend, in's Thal hinunter.

„Guten Tag, Gertrud!“ sagte Hostiwin, indem er stehen blieb. „Schon so früh schmuck und fertig?“

„Bin schon lange auf,“ antwortete das Mädchen. „Schon viele Stunden. Wir haben in der Nacht einen Fremden bekommen.“

„Einen Fremden?“ fragte Hostiwin, dem es zu Muthe war, als müsse jetzt jeder Tag sein Ereigniß bringen.

„Ach, nichts Nobles! Scheint mir so ein Handelsjud' zu sein,“ erwiderte das Mädchen. „Doch — ist's wahr, daß Sie so bald wieder fortwollen, Herr Baron?“

„Vermuthlich in einigen Tagen.“

„Jetzt wird Alles von hier fortgehen!“ seufzte das Mädchen. „Der Graf auf dem alten Schlosse hat die Herrschaften zusammengehalten; nun aber, da er todt ist, wird Niemand hier bleiben wollen, und mit Hohensprung wird es aus sein! — Man wird's hier kaum aushalten können —“ fügte sie nach einer Pause hinzu und wollte schon mit der Schürze nach den Augen fahren.

„Ich weiß Einen, der, wie mir scheint, gern hierbliebe —" sagte Hostiwin lächelnd.

„Meinen Sie den Herrn Ismael?" sagte Gertrud.

„Wen anders?" sagte Hostiwin lachend. „Gertrud, Gertrud! mache mir meinen Herrn Mohren nicht abspenstig!"

„Davon ist keine Rede, Herr Baron," sagte Gertrud. „Der Herr Ismael ist nicht der Mensch, der eines Mädchens wegen in den Bergen sitzen bleibt. Uebrigens liebt er seinen Herrn zu sehr, um ihn je zu verlassen. Und was mich betrifft —"

Gertrud wollte fortfahren, wurde aber plötzlich unterbrochen. Der Reisende von heute Nacht, ein alter Mann in einem abgeschabten Pelzrock, eine mit Ohrklappen versehene Mütze auf dem Kopfe, kam aus der Thüre hervorgestürzt, eilte auf den leerstehenden Schlitten zu und begann eifrigst in dem Stroh desselben zu wühlen.

„Hast 'was liegen lassen?" fragte Gertrud, an den Reisenden herantretend. Der Heftigkeit nach, mit der er seine Untersuchungen betrieb, hätte man glauben sollen, er habe sein halbes Vermögen im Stroh vergessen.

„Mein Handschuh! mein Handschuh!" rief der Alte. „Er muß sich finden! er muß sich finden —"

„Ist's das?" sprach Hostiwin, ein Ding, das unscheinbar vor ihm auf der Erde lag, mit seinem Stöckchen aufhebend und dem Alten so präsentirend.

Der Fremde kehrte sich um, um nach dem Handschuh zu greifen, stieß aber zugleich einen Laut der Ueberraschung aus. Gleich darauf bemühte er sich, seine Mütze, über welche er zur Vorsicht noch ein blaues Tuch gebunden hatte, herabzureißen. Nach einigen Anstrengungen war es ihm gelungen, er entblößte einen kahlen, glänzenden Schädel und kam, sich auf das Unterthänigste verbeugend, näher und näher.

„Eine große, große Ueberraschung, zu begegnen dem Herrn Baron!" rief er, in seinen Bücklingen unermüdlich.

„Sie kennen mich?" fragte Hostiwin verwundert.

„Wie sollte ich nicht kennen den Baron von Hostiwin?" sagte der Alte. „Der Herr Baron von Hostiwin sind gekannt und geschätzt von Jedermann in Prag, von Mann

und Kind. Ich bin aus Prag und habe den Herrn Baron vor Jahren gesehen zu Fuß und zu Wagen, unzählige Male. Ich bin, um gehorsamst zu dienen, der Altschul, der David Altschul!"

„So, so!" sagte Hostiwin, dem dieser Mann vollkommen fremd war.

„Der Herr Baron kennen mich nicht," sagte der Alte, „aber der Altschul ist bekannt in vielen Kreisen, und ich glaube, nicht unvortheilhaft. Er kommt herum in vielen Häusern, er bedient die Herren, auch Cavaliere, als ein redlicher Geschäftsmann."

„Daß Sie so weit kommen, bis nach Tyrol, ist doch auffallend," sagte Hostiwin. „Doch setzen Sie auf, Herr Altschul."

„Wenn Sie gnädigst erlauben, Herr Baron," erwiderte Altschul, sich wiederholt verbeugend, indem er die Ohrklappen seiner Mütze hinaufband und das blaue Sacktuch einsteckte. „Der Herr Baron finden es auffallend, daß der Altschul kommt so weit; ich hätte es auch selbst nicht geglaubt, daß ich muß werden ein Reisender in meinen alten Tagen. Und in Gegenden, wo es giebt keine Stellwagen wie bei uns, wo man reist von Prag bis Budweis für vier Gulden, wenn man einsteigt beim Charaus, wo sie Einen absetzen in theure Hotels, wo man essen soll in aller Frühe Butter und Honig oder mindestens soll bezahlen dafür — durch so viele wilde, was man nennt, hochromantische Gegenden — da ist das Reisen wirklich eine Sache, vor der Gott bewahren soll jeden redlichen Geschäftsmann! Was hat mich schon gekostet diese Reise! Was haben mich schon gekostet die Betten mit den elastischen Federn, so breit wie lang, mit Steppdecken von rother Seide, in denen man nicht schlafen kann eine Viertelstunde, aus Angst vor der Rechnung! Und weiter und weiter mit vier, fünf, sechs Pferden, immer im Trab, die Gletscherberge hinauf und wieder herunter, über Brücken so schmal, daß sie bauen, heißt Gott versuchen, an Abgründen, wo es nicht mehr darauf ankommt, ob man fällt ein paar tausend Klaftern mehr oder weniger — das ist schrecklich, schrecklich

16*

für einen Mann, der nur ist gereist zwischen Prag und Budweis und auf den Markt nach Pilsen."

„Und was hat Sie hieher getrieben, lieber Altschul?" fragte Hostiwin, den die Erzählung des Alten interessirte und der sogleich eine Beziehung zu Wallmerode ahnte. „Bleiben Sie hier oder gehen Sie weiter?"

Der Jude sah sich um, ob Gertrud zuhöre; diese war aber bereits in's Haus zurückgegangen. „Sie fragen," sagte er, „was mich hieher getrieben? Es hat mich hergetrieben eine große Sorge, eine, man muß sagen, verzehrende Sorge! Lange, lange hab' ich mir's überlegt, ob ich soll reisen, meine Frau war dagegen und meine Schwägerin; aber ich habe keine Ruh' gehabt, kein Bissen mehr hat mir geschmeckt, fort und fort habe ich studiren müssen die Landkarte und endlich habe ich mich aufgemacht — gar so viel stand auf dem Spiele — und der Herr Baron von Wallmerode hat keine Zeile von sich gegeben, wo er lebt und ob er noch auf der Welt ist."

„Wallmerode ist Ihr Schuldner?" fragte Hostiwin, dem plötzlich ein Licht über seines Freundes Liebeskummer aufging. „Da haben Sie sich unnütze Angst bereitet, Herr Altschul; der Mann ist verläßlich!"

„Was heißt verläßlich?" rief der Jude. „Freilich habe ich mit ihm schon seit Jahren Geschäfte gemacht, wir sind gestanden lange in Verbindung. Der Herr Baron hat ein Haus auf dem Altstädter Ring, ein Gut im Taborer Kreis und ein Gut bei Chrudim. Aber die Herrschaft im Taborer Kreis ist ein Fideicommiß, auf das Gut bei Chrudim hat er aufgenommen viel mehr Geld, als es jetzt werth ist, und auch das Haus auf dem Altstädter Ring ist verschuldet. Weiß ich, ob der Herr Baron wiederkommt nach Prag und nicht vorzieht zu leben in Italien oder der Schweiz, wo ich finde keinen Advocaten und der Proceß mich ruinirt? Ich kenne die Vermögensverhältnisse des Herrn Baron von Wallmerode vermuthlich besser, als Sie, Herr Baron. Darum habe ich auch gescheut keine Kosten und Gefahr und Mühseligkeiten, und bin gereist, so rasch ich nur konnte, Tag und Nacht, und bin entschlossen, Alles zu thun, daß ich komme zu meinem

Gelde. Und wenn der Herr Baron, der gewiß wissen, wo der Herr von Wallmerode wohnt, mir sagen würden, wo ich ihn treffe, so würden Sie mich sehr verbinden."

„Wallmerode lebt in der That hier auf Hohensprung — im Landhause, das Sie dort sehen, die erste Thür an der Treppe rechts," antwortete Hostiwin.

„Ich danke, Herr Baron, ich danke!" rief der Jude. „Der Herr Baron sind also wirklich hier und im Schlosse anwesend! Meine Reise gereut mich nicht mehr so sehr, da ich weiß, daß ich ihn finde! Was hat es mir gekostet für Mühe, bis ich seinen wirklichen Aufenthalt erfahren — er hat mir zwar eine Adresse hinterlassen, doch eine fast unbrauchbare, und der verdammte Verwalter — o! o! ich bin glücklich, daß ich ihn treffe!"

Er verbeugte sich, entblößte sein Haupt und wollte davonstürmen.

„Halt, Freund!" sagte Hostiwin, den Alten mit dem Blicke festhaltend. „Jetzt können Sie Herrn von Wallmerode nicht sprechen!"

„Nicht sprechen? Warum nicht? Ist er krank? schwer krank?" fragte der Jude, indem es in seinen Gesichtszügen wie elektrisch zuckte.

„Der Baron schläft!" antwortete Hostiwin ernst.

„Schläft?" wiederholte Altschul, anfangs verblüfft, dann sich fassend und lächelnd. „Wenn er schläft, so kann man ihn lassen wecken!"

„Er schläft ziemlich lange und dürfte noch so bald nicht aufstehen," fuhr Hostiwin fort. „Er war gestern etwas unwohl und ist spät schlafen gegangen. Sie werden warten müssen, Herr Altschul."

„Nur nicht zu lange!" antwortete der Jude, indem er auf die Uhr sah. „Ein Geschäftsmann kann nicht warten, Herr Baron. Ich habe mir vorgenommen, nicht zu warten. Diese Wechsel sind fällig übermorgen. Uebrigens habe ich auf alle möglichen Fälle bereits gesprochen in der letzten Stadt, die ich passirt, mit einem Advocaten, und ich muß es einrichten, daß ich im Nothfall wieder bei ihm sein kann heute. Der Herr Baron hat mir gemacht so viel schlaflose Nächte, daß ich ihn

schon wecken kann um acht Uhr Morgens!" Er sagte dies mit scharfer Betonung, indem sein giftiger Blick bis auf Hostiwin hinüberfuhr.

„Sie sind ein böser Gläubiger, Herr Altschul!" antwortete dieser. „Mit Ihnen möchte ich kein Geschäft haben! Ist Ihnen der Schlaf eines müden und leidenden Menschen nicht heilig? Wenn ich voraussetzen dürfte, daß Sie den Kaufmann von Venedig gelesen haben, würde ich Ihnen sagen: Sie sind ein moderner Shylok."

„So hat mich auch schon genannt der Herr von Wallmerode," erwiderte der Jude, „ich aber sage: wie der Herr so der Diener, und wie der Schuldner so der Gläubiger. Der Herr Baron von Hostiwin, der so reich ist, werden nie sein mein Schuldner, aber wenn es wäre der Fall, der Herr Baron würden gewiß nie sich haben zu beklagen über den Altschul. Nun aber empfehle ich mich höflichst; ich denke — ich werde doch wecken den Herrn von Wallmerode!"

„Sie bringen mich zur Verzweiflung mit Ihrem Ungestüm!" rief Hostiwin, von Altschul belustigt. „Ich sage, incommodiren Sie mir meinen Freund nicht! Ich dulde das nicht. Wie viel beträgt die Summe, die er Ihnen schuldet? Ich würde sie im Nothfalle an seiner Statt auslegen?"

„Sie würden — an seiner Statt?" rief Altschul mit dem Ausdruck äußersten Erstaunens, indem er, von Bewunderung erfaßt, die Mütze vom Kopfe riß und ein paar Schritte zurückwich — „die Summe, die mir der Herr von Wallmerode schuldet, beträgt viertausend Gulden, hier sind die Wechsel — Sie kennen ja wohl die Handschrift des Herrn von Wallmerode?"

Er zog die Papiere hervor.

„Gewiß kenn' ich die Handschrift," antwortete Hostiwin, froh, die Summe geringer zu finden, als er sie erwartet hatte.

„Der Herr von Wallmerode ist ein sicherer Mann," begann Altschul. „Seine Herrschaft ist ein Fideicommiß, — das Gut bei Chrudim, das Haus in Prag — wenn ich vorhin gesagt, es sei verschuldet, so heißt das nur: es sind Schulden darauf — nicht allzu viel —"

„Schon gut, schon gut!" sagte Hostiwin, „kommen Sie

mit mir, Sie sollen das Geld gleich haben. Adieu, Gertrud, ich sage noch nicht Lebewohl!" rief er zur Thüre des Wirthshauses hinein.

Er ging zurück, dem Schlosse entgegen. Altschul folgte in höchster Erregung. Freude, so unverhofft zu seinem Gelde zu kommen, Sorge, daß ein Bedenken den so plötzlich gefaßten Entschluß des Freiherrn wieder umstoßen könne, Bewunderung solcher Großmuth, Mitleid über solches, offenbar zum Ruin führende Vertrauen — alle diese Affecte gingen durch seine Brust und sprachen sich schon in seinem Gange und in den fortwährend zuckenden Bewegungen seiner Hände aus. Diese Hände mit den zehn langen knochigen Fingern, die eigentlich mit einander eine wunderbar rasch arbeitende Rechenmaschine darstellten und vom Kopfe ganz unabhängig schienen, waren eben jetzt beschäftigt, zu berechnen, wie viel Procente ihm die dreitausend Gulden eingebracht hätten, wenn man die Reisekosten in Abzug brächte. Dabei wiegte sich der Kopf und von Zeit zu Zeit stießen die Lippen einen unartikulirten Laut hervor.

So erreichten Beide das Schloß. Die Frühstücksstunde war noch nicht da, die Herrschaften noch auf ihren Zimmern. Sirvas, der Kammerdiener, voll Verwunderung, welchen Gast Hostiwin da mitbringe, maß den Juden mit einem verächtlichen Blick und erntete dafür ein devotes Compliment. Hostiwin eilte die Treppe hinan, der Alte humpelte in einer fieberhaften Aufregung hintennach — es war ihm noch immer wie ein Traum, daß der Baron das Debet seines Freundes zahlen wolle. Endlich stand er in Hostiwin's Zimmer, der feierliche Augenblick, in welchem sich Alles entscheiden mußte, war da. Da ging Hostiwin an einen Schrank, öffnete eine Cassette und legte viertausend Gulden in Banknoten auf den Tisch. Und schon stellte sich das volle Glück der Gewißheit in der Brust des Hebräers ein. Es war, als wolle er den Segen der Altväter auf das Haupt des Ungläubigen herabflehen, endlich sagte er in einem weichen, gerührten Accent:

„Heute habe ich kennen gelernt einen wahren Cavalier, und die Cavaliere sind selten auf dieser Erde! Ich will gern hinnehmen alle Kosten, Gefahren und die Müdigkeit meiner

Knochen, weil ich gesehen habe so eine edle Handlung! Bleiben Sie gesund, Herr Baron! Meine Empfehlungen dem Herrn von Wallmerode, wenn er wird aufgestanden sein! Er soll mir nicht übel nehmen meine Besorgniß wegen des Geldes. Ich bin ein Hausvater und ein unbemittelter Mann! Wenn ich es daheim erzähle, wie Sie, Herr Baron, haben gehandelt, meine Frau und meine Schwägerin werden weinen vor Rührung. Sie haben gehandelt so schön wie David, als er den Saum vom Mantel abschnitt dem schlafenden Saul und leise fortging auf den Spitzen der Füße."

Hostiwin lächelte und verabschiedete den Juden, der unter Bücklingen rückwärts gehend verschwand.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Das Gastmahl des Pompejus.

Mit einer lachenden Großmuth, die von der Selbstgefälligkeit einer edeln Handlung ebenso weit entfernt war, als von dem Erbarmen mit fremder Noth, hatte Hostiwin den Juden Altschul ausgezahlt und eine immerhin bedeutende Summe für jene werthlosen Zettelchen, die man honorirte Wechsel nennt, hingegeben. Er war aber trotzdem überzeugt, daß er eine rettende That an seinem Freunde gethan. Das Auftreten und die Enthüllungen Altschul's verriethen eine zerrüttete Finanzlage, die sich mit so viel stiller Qual unter der Decke weiser Oekonomie zu verbergen gewußt hatte, mit einem Schlage und setzten auch die Werbung um Frau von Kismeny in das wahre Licht. Es lag zu Tage, daß sich eine einfache Geldspeculation in die Maske einer philosophischen, mit Moralität prahlenden Liebe gekleidet habe.

Hostiwin nahm aber dennoch nicht an, daß der finanzielle

Ruin seines Freundes ein so vollständiger sei, als er in der That war, er nahm nur an, daß dieser sich in einer jener vorübergehenden Geldklemmen befinde, in welche Cavaliere leicht gerathen. Er hätte sonst bei seinen freundschaftlichen Gefühlen für Wallmerode den ganzen Ernst einer so traurigen Lage empfunden, statt mit einer kleinen Beimischung von Schadenfreude sich an einem Malheur zu belustigen, das leicht zu den äußersten Folgen hätte führen können. Er fand eine gewisse Freude darin, sich zu sagen, daß er den alten Geheimnißkrämer bei einem heimlichen Werke entdeckt und überrascht habe.

Während sich dieses zutrug, lag der arme Wallmerode noch immer im Bette. Seitdem ihm das Wachen nur schwere Sorgen, ängstliche Grübeleien und quälende Vergleiche mit seiner ehemaligen Lage brachte, hatte er keine Lust mehr wie früher, mit der Lerche und dem Hahn aufzustehen; er wäre am liebsten gar nicht aufgestanden. Sogar sein Schlaf hatte etwas Drückendes und Quälendes. Er wachte, wie erschreckt, unzählige Mal auf. Eben um die Zeit, als Hostiwin bei der Dorfschenke mit Altschul zusammentraf, fuhr er empor und sagte plötzlich, wie um den schweren Alpdruck auf seiner Brust los zu werden:

„Wenn ich Hostiwin um Hülfe anriefe!"

Ein weiteres Ueberlegen schreckte ihn von dem Gegenstande wieder ab.

„Thor!" dachte er, „Dich rettet keine Bagatelle! Und solche Hülfe, wie Du sie brauchst, bietet Dir Niemand."

Seine selbstsüchtige Natur ließ ihn auch von Anderen wenig oder gar nichts erwarten, und der Gedanke, daß er dann, ohne dadurch gerettet zu werden, Geständnisse gemacht und einem Andern den Blick in seine Lage geöffnet haben würde, war ihm entsetzlich. Das Verhehlen dessen, was in ihm vorging, war mehr als eine Gewohnheit oder ein diplomatisches System, es war seine zweite Natur geworden.

Plötzlich hörte er Tritte auf der Treppe, hörte wie Jemand draußen stehen blieb und vernahm die Worte:

„Herr Baron, das ist wohl das Zimmer des Herrn von Wallmerode?"

Wallmerode schrak zusammen — war es nur eine Hallucination seiner überreizten Nerven? — die Stimme war ihm so bekannt.

„Wenn er da wäre!" — rief er, sich im Bette aufrichtend — „ach, es sind nur noch drei Tage Frist! — Doch nein, nein — ich bin toll — eher wird der Altstädter Rathhausthurm in dieser Schneeregion erscheinen, als Altschul!"

Ein Zittern ergriff ihn, er wühlte sich in's Kissen krampfhaft hinein, als wolle er sich darin so tief vergraben, daß ihn nicht einmal das Luchsauge des Juden je wieder erblicke — draußen war nichts mehr zu hören.

Nicht lange mochte er so dagelegen haben, als die Thür aufging und Jemand eintrat.

Wallmerode schrak zusammen, riß die Augen auf und sprang halb empor.

„Du liegst noch im Bette?" rief Hostiwin, denn dieser war es — in bester Laune. „Ein Langschläfer wie ich muß Dich wecken? Es geht auf Zehn! Kennst Du Deinen alten Spruch: aurora musis amica nicht mehr?"

Tief verdrießlich und die schneidende Ironie der Späße unbehaglich fühlend, reckte und streckte sich der Freiherr, um Zeit zu gewinnen, eine heitere Antwort geben zu können, die über seinen niedergedrückten Gemüthszustand täuschen sollte.

Es gelang ihm nicht, er sprang aus dem Bette und suchte, am Bettrand sitzend, unter einem affectirten endlosen Gähnen eine neue Frist zur Fassung.

„Es thut mir leid, daß ich Dich aufgeweckt habe," sagte Hostiwin.

„Ich sehe schlaftrunken aus," sagte Wallmerode. „Ich hatte auch" — fuhr er mit ganz düsterer Miene fort, „sehr düstere Träume. Das ist immer so, wenn ich auf der Herzensseite liege. Soeben noch —" er versuchte einen ganz harmlosen, sich in der Erzählung gehen lassenden Ton anzuschlagen — „träumte mir, ich sei in Prag — in meinem Bibliothekzimmer. Ach, es ist gar zu absurd, — ich sah jeden Schrank und hörte draußen sogar die Stimme eines alten Mannes — eines Antiquars, der mich zuweilen zu besuchen pflegt — die Stimme — eines gewissen Altschul."

„Du hast ein feines Gehör!“ gab Hostiwin, sein Lachen bezähmend, zur Antwort.

„Du kennst ihn nicht,“ sagte der Freiherr, ehe noch Hostiwin weiter reden konnte. „Eine drollige Idee! Premisl Otakar würde ebenso leicht hier eintreten können, als dieser ganz seinen Geschäften lebende Greis.“

„Nun,“ meinte Hostiwin lächelnd, „er könnte ja eine Reise nach Italien gemacht haben, um seltene Bücher, Handzeichnungen, kostbare Autographe anzukaufen.“

„Apropos!“ rief Wallmerode lebhaft, „dabei fällt mir ein, daß ich Altschul um das in seiner Art einzige Diarium Burkhardi schreiben muß! Ich will mir gleich einen Knoten machen, um es nicht wieder zu vergessen.“

Er griff nach dem Sacktuch, das neben ihm lag.

„Du kannst das leichter haben, wenn Du ihm schnell Jemanden nachschickst,“ sprach Hostiwin ernsthaft. „Du triffst ihn noch. Altschul war wirklich hier.“

„Altschul!“ rief Wallmerode mit komischem Schrecken, indem ihm das Sacktuch aus der Hand fiel. „Altschul ist hier?“

„Er war hier!“ erwiderte Hostiwin, „und ist wieder fort!“

„Fort?“ rief Wallmerode. „Wie, fort? Ließ er sich denn abweisen?“

„Er ging gleich wieder,“ sagte Hostiwin. „Ich habe ihn fortgeschafft. Bei der Wirrniß, die jetzt im Hause herrscht, hätte es nur Störung verursacht. Hier sind Papiere, die er für Dich zurückließ —“

Er zog ein Päckchen hervor und überreichte es seinem Freunde, der mit zitternder Hand darnach griff und an's Fenster eilte, um den Inhalt zu sehen. Dort öffnete er den Umschlag, in welchem mehrere Blättchen von dem bekannten länglichen Formate lagen, und ein hohes Roth strich über seine Wangen.

„Du hast diese —“ murmelte er. Das Weitere versagten die Lippen.

„In Deinem Namen saldirt,“ erwiderte Hostiwin, „um Dich nicht im Schlafe zu stören oder stören zu lassen.“

„Ich bleibe Dein Schuldner, Freund,“ rief Wallmerode mit warmem Dank. „Heute! Zeitlebens! Doch was sag' ich

da —" er unterbrach sich, erdrückte eine edle Regung und fuhr, seinen alten Schwindel übend, fort: „Du sollst die Summe, die Du mir so edel vorgestreckt hast, bald, baldmöglichst erhalten! Die Wechsel laufen ja noch ein paar Tage — ich erwarte eine Sendung, — daher war meine Kasse auf die Summe nicht gefaßt. Dieser Mann, der mich in der That mit Büchern versorgte, ließ nicht ab, mir Geld — zu mäßigen Procenten anzubieten. Endlich — es kann wohl keinen größeren Irrthum in der Nationalökonomie geben, als zu glauben, daß, wer Schulden contrahirt, nothwendig ein schlechter Wirth sein müsse! Wenn ich Geld zu fünf und sechs Procent aufnehme und bewirke, daß es mir in meinen Unternehmungen acht, ja zehn Procent trägt, bin ich nicht ein trefflicher Oekonom? Ein Speculant, höchsten Lobes würdig? Plötzlich aber fährt in so einen dummen Menschen, wie der Altschul ist, eine Angst, ein Schrecken, oder er hat vielleicht gehört, daß ich mit seinem Gelde so viel verdiene, und denkt, der Thor, er trifft es auch, es so zu verwerthen — da kommt er dahergelaufen — macht mir Unehre vor den Leuten —"

„Fürchte nichts!" erwiderte Hostiwin, nicht ohne Bewunderung für die schnelle Fassung seines Freundes, „ich war der Einzige, mit dem der Israelit gesprochen. Was die Schuld betrifft, so zahlst Du mir, wann es Dir gelegen ist. — Doch noch Einmal — ich behielte Dich gern hier, so lange ich hier bleibe — willst Du noch reisen? —"

„Ich sehne mich, fortzukommen," entgegnete Wallmerode. „Dringende Geschäfte rufen mich. Doch Dir muß man etwas zu Gefallen thun. Du bist eine noble Natur, ein wackerer Freund und ein besserer Mensch, als es die Welt glaubt. Glaube mir, Niemand ist und bleibt Dir treuer zugethan, als Dein alter Wallmerode!"

Er preßte seinen Freund mit Wärme an sich, mit aller Wärme, deren sein Gemüth fähig war. Er sah sich gerettet, ohne prunkhaftes Selbstgenügen, ja ohne Anspruch auf Dank von Seite des Retters, und that im Innern Abbitte für jeden Zweifel, den er gegen Hostiwin's Herz gehegt. Er war außer sich vor Freude. Da es ihm versagt war, dieselbe in lauter

Ausströmung zu äußern, so verrieth sie sich durch jede Miene, jeden Blick, jede Bewegung.

„Lassen wir das gut sein," sagte Hostiwin. „Ich habe Dir die wichtigsten Mittheilungen über mich und die Gräfin zu machen. Jetzt ist aber nicht die Zeit dazu. Ich muß weit, weit ausholen und viele Jahre zurückgehen, um Dir die verwickelteste der Geschichten mit gewünschter Klarheit zu erzählen. Du siehst mich glücklich, obwohl ich nichts als eine unendliche Hoffnung habe, im Feuer lebe und auf dem Boden einer Leidenschaft stehe. Ich sterbe in der Kälte, mein Herz verträgt kein mittleres Klima. Ich habe gefunden, was mir gefehlt, und weiß nun, daß ich jahrelang ein Lebensbedürfniß entbehrt, ohne es zu wissen. Nun lebt Alles wieder auf! Vielleicht schon Abends erzähle ich Dir Alles. Drei Stunden mindestens gehören dazu."

„Die Gräfin!" sagte Wallmerode schmunzelnd. „Ein wundervolles, reizendes Weib! Das Schicksal hat Dir wunderbar den Weg geebnet! Glück auf!"

„Beim Frühstück sehen wir uns wieder!" warf Hostiwin hin und wollte hinausgehen, blieb aber noch zwischen der Thüre stehen und sagte:

„Eins hätte ich vergessen! Ich habe Dir schon oft von dem merkwürdigen Bilde des Petrowsky gesprochen. Du hast es Dir gewiß noch nicht angesehen?"

„Nein," erwiderte Wallmerode trocken. „Offen gesagt, ich traue dem Menschen nichts Besonderes zu. Mein Auge ist in Florenz und Rom übrigens tüchtig verwöhnt worden."

„Gleichviel," versetzte Hostiwin, der die Autorität seines Freundes als Kritiker und Alterthumsforscher bezweifelte, ohne ihm aber deshalb einen gesunden praktischen Sinn und ein durch viele Erfahrungen bis zu einem mittleren Grad reichendes Kunsturtheil abzusprechen. „Ich will hören, was Du über das Gemälde sagst. Ich habe eine Absicht —"

„Recht gern!" meinte Wallmerode, der sich als Kunstgelehrter genug gezeigt zu haben glaubte. „Wir wollen hingehen."

„Hole mich ab," sagte Hostiwin hinausgehend, „wenn Du bereit sein wirst."

Inzwischen war die Nachricht aus dem alten Schlosse in's Landhaus hinabgelangt, daß die Gräfin den Entschluß ausgesprochen habe, in den kommenden Tagen das Schloß zu verlassen. Diese Nachricht war das Signal zum allgemeinen Aufbruch aller Gäste geworden, die durch ihre verschiedenartigen Interessen hier so lange aufgehalten worden waren. Von diesem Augenblicke an waren Alle im Geiste auf der Reise.

Nur ein Einziger hatte, von seiner Umgebung scheinbar unabhängig und von den letzten Ereignissen nicht beeinflußt, seinen Reiseentschluß gefaßt und für die Ausführung desselben im Stillen den heutigen Nachmittag bestimmt.

Es war Petrowsky.

Noch blässer und noch mehr abgezehrt als je, befand er sich in seiner Stube und war damit beschäftigt, eine locker gewordene Leiste an seinem Tornister zu befestigen, während van Groote im Vordergrunde des langen Zimmers das Gastmahl des Pompejus, von dem er den Vorhang weggezogen, von allen Seiten besah, um zu beurtheilen, ob das Licht auf das Wirksamste darauf falle.

Hostiwin, der das Gemälde schon einmal, wiewohl nur flüchtig, gesehen, hatte seinen Besuch mit Wallmerode schon gestern durch van Groote ankündigen lassen. Petrowsky war es unendlich gleichgültig, oder vielleicht gar unangenehm. Erst nach langem Zureden hatte er es, dem Freunde zu Gefallen, gestattet, daß die Beiden sein Bild zu sehen kämen.

„Hier hängt es vortrefflich!“ sagte van Groote, während sich auf seinem sanften Gesichte höchste Befriedigung malte, und ging mehrmals vor dem Gemälde hin und her. „Was meinst Du?“

„Ja, es hängt gut!“ gab Petrowsky zur Antwort, ohne hingesehen zu haben, und fing unmittelbar darauf an den Nagel in die Leiste zu treiben.

Van Groote warf einen Blick auf den leidenden Freund, enthielt sich aber jeder Bemerkung, um den innerlich tief Verwundeten nicht zu reizen. Er sah voraus, daß sie nur in eine unfruchtbare Debatte gerathen würden, und zog es vor, die Gäste still zu erwarten und das Gespräch auf ein praktischeres Gebiet zu leiten. Er sagte, Petrowsky näher tretend:

„Die Empfehlungsbriefe nach Mailand und Florenz hast Du?“

„Sie sind in dieser Brieftasche!“ erwiderte Petrowsky.

„Sie werden Dir sehr vortheilhaft sein,“ sagte van Groote, „wenn Du die Leute nicht durch ein allzu abstoßendes Wesen wieder erkältest.“

„Das ist wahr,“ erwiderte Petrowsky, wie Einer, dessen Gedanken ganz anderswo sind.

„Von Deinem Aufenthalt in Florenz hoffe ich auch, daß er Deiner Gesundheit zuträglich.“

Ohne diese Bemerkung zu beachten, sagte Petrowsky:

„Mein Gepäck ist jetzt in Ordnung. Es ist keine Zeit zu verlieren, wenn ich noch Nachmittag fortkommen soll. Ich bitte Dich, halte mir die Leute nicht lange hier auf!“ Er meinte Hostiwin und Wallmerode.

„Nein, nein, fürchte nichts!“ gab van Groote zur Antwort. „Es ist wohl sehr bequem,“ fuhr er fort, „nur den Tornister mitzunehmen und das schwere Gepäck durch die Post vorausgehen zu lassen, Du wirst aber nicht mit der Handvoll Wäsche und Kleidern, die er faßt, auskommen.“

„Sei ruhig!“ antwortete Petrowsky, unruhig über diese Einmischung.

„Wann glaubst Du in Mailand einzutreffen?“ fragte der Freund, unermüdlich besorgt.

„Das kann ich nicht genau angeben, Du hast ja gehört, daß ich ein paar Tage am Comer See bleiben will. Heute ist Freitag,“ fuhr Petrowsky nachsinnend fort. „Wenn ich heute um Drei ausgehe, so erreiche ich etwa um acht Uhr die Poststation.“

„Wieso denn erst in fünf Stunden?“ unterbrach ihn van Groote. „Es ist nicht weiter, als dritthalb Stunden, trotz des Schnees. Wer fährt Dich hin?“

„Ich fahre nicht hin,“ erwiderte Petrowsky. „Das Fahren werde ich bis zum Verdruß genießen. Darum habe ich vor, bis zur Poststation zu geh'n.

„Um Himmels willen!“ rief van Groote, die Hände zusammenschlagend. „Bist Du toll?“

„Warum?“ fragte Petrowsky ärgerlich.

„Bei diesem Schnee, diesem Frost!“ rief van Groote.

„Die Bewegung wird mir gut thun,“ versetzte Petrowsky. „Ich freue mich auf sie.“

„Durch den Schnee fünf Stunden zu waten,“ sprach van Groote im Tone einer dringenden Vorstellung, „ist ja eine Anstrengung, die ein Pferd ermüden würde.“

„Wenn es hinter sich eine Ladung schleppt,“ fiel Petrowsky mit dem Lachen einer schlagenden Entgegnung ein. „Ich gehe leicht, bin recht ausgeruht, und was ich für ein Fußgänger bin, das hab' ich Dir wohl zu Deiner Verwunderung oft bewiesen.“

Van Groote stand rathlos einem sich selbst ruinirenden Eigensinn gegenüber und sah Petrowsky starr an, als wolle er sagen: „Könntest Du Dich sehen, an dessen Leichengesicht nichts, außer den unheimlich hervortretenden Augen, lebendig ist, dann würdest Du die Anstrengungen Deiner Märsche bedauern, statt ihrer mit Stolz gedenken.“

„Um acht Uhr Abends also,“ nahm Petrowsky, bei seinem Beschlusse ausharrend, das Wort, „bin ich auf der Poststation. Dort setze ich mich in den Eilwagen und komme Sonntag Mittags in Splügen an. Von da erreiche ich in sieben bis acht Stunden Chiavenna. Montag früh liegt Italien im Sonnenglanze vor mir.“

„Gott befohlen!“ rief van Groote, seinen Zorn zurückhaltend. „Wie Du willst!“

„Abschied hab' ich auch schon von Allen genommen,“ sagte Petrowsky, sich die Hände reibend, wie Jemand, der sich auf Das freut, was ihm bevorsteht.

„Ob es nicht schicklich gewesen wäre,“ sprach van Groote nachdenklich, im Tone einer an sich selbst gestellten Frage, „daß Du auch der Gräfin Adieu gesagt hättest?“

„Warum?“ fragte Petrowsky ungemein rasch, im Innern durchzuckt, mit aufleuchtenden Augen.

„Du brausest immer gleich auf!“ versetzte van Groote tadelnd und mißfällig, denn er sah in der Bewegung des Andern nur die auffahrende Heftigkeit, die jede Bemerkung eines Andern übel nimmt.

„Hat denn die Gräfin je nach mir gefragt?“ sagte Pe-

trowsky mit einer grell abstechenden Milde, in welcher der Wunsch enthalten schien, daß es der Fall gewesen sein möchte.

„Nicht eben," war die Antwort, „höchstens insofern, als durch Andere die Rede auf Dein Talent kam."

„Ich habe ja nicht auf Beachtung gerechnet," sprach Petrowsky, scheinbar ruhig und gefaßt, wandte sich aber um, damit sich seine Bestürzung nicht verrathe.

„Du hast Recht," sagte van Groote, der von den inneren Vorgängen seines Freundes nichts merkte, „wenn Du ihr keinen Besuch machst. Du hast mit ihrem Portrait ein Meisterstück geliefert, das vor ihrem schönen Gesicht noch den Vorzug hat, daß es länger dauern wird. Wenn Du es auch für Frau von Kismeny gemalt hast, so war es doch ein Gebot der Lebensart, wenn nicht Pflicht, daß sie Dir einige Worte der Anerkennung, wenn nicht des Dankes sage. Nicht wahr, sie hat nichts gesagt?"

„Mir nicht!" lautete die Antwort, still und melancholisch gesprochen.

„Das scheint Dich traurig zu machen," bemerkte van Groote überrascht, indem er einige Schritte that, um Petrowsky, der abgewandt dastand, in's Gesicht zu sehen. Ueber Petrowsky's bleiches, erstarrtes Gesicht flossen die Thränen in Strömen.

„Freund! Unglücklicher!" rief van Groote ergriffen, „was ist mit Dir?"

Petrowsky drehte sich rasch auf die entgegengesetzte Seite um.

Da schoß van Groote ein Gedanke durch den Kopf, den er für absurd halten mußte, aber nicht zurückhalten konnte.

„Wer ist das Weib," rief er, „das Du geliebt, das Dich so elend gemacht?"

„Was denkst Du da?" murmelte Petrowsky bei Seite, doch es lag eine gewisse Betroffenheit im Tone.

„Wer kann es sein?" drang van Groote in ihn. „Welches Weib hatte die Gewalt, Dich zu Boden zu drücken? Warum so viel Andeutungen darüber seit Jahren, und doch eigentlich das vollständigste Stillschweigen?"

„Es ist abgethan!" sprach Petrowsky mit einer ange-

strengten, pathetischen Kraft. „Was soll der Name? Du bist nicht auf der Spur!“

„Ich vermuthe, ich combinire, daß Dir Plauenburg verhängnißvoll war.“

„Plauenburg!“ rief Petrowsky mit affectirter Geringschätzung hin. „Ich kannte dort Niemand, als meinen Freund, den Bildhauer. Du weißt übrigens, daß die Gräfin aus Rothkirchen stammt. Rothkirchen ist ja mindestens zwölf Meilen von Plauenburg entfernt.“

„Das ist wahr,“ versetzte van Groote, der, ohne allen näheren Anhaltspunkt, fühlte, daß er die Ansicht, die ihm entschlüpft, nicht halten konnte.

Die Enthüllungen, die gestern bei der Gräfin stattgefunden, waren ihm unbekannt.

„Sprich nicht von der Gräfin,“ sagte Petrowsky, sich beruhigend und auf den Stuhl erschöpft niedersinkend. „Sie ist es nicht, ich kenne sie kaum, und wenn — in dem Augenblicke wollte ich mich am wenigsten zu ihr bekennen, wo sie den Tod ihres Gatten mit der Anknüpfung eines neuen Liebesverhältnisses feiert. So sind die Weiber! Böses, tückisches Geschlecht, werth unserer Flüche! Das Weib, das ich liebte, war gerade wie sie! Aehnlich sind sie sich Alle in der Falschheit, im Verrath, in der Untreue und der Doppelzüngigkeit. Ich will die Unselige vergessen, ich werde es!“

„Hättest Du das längst gethan!“ rief van Groote, in dessen Herzen die noch immer nicht verbleichte Erinnerung an Cilly emporbrannte.

„Ich will vergessen!“ rief Petrowsky. „Das gelobe ich. Ein neuer Mensch soll aus Italien zurückkommen.“

Jenes Schweigen trat ein, das kaum ein Schweigen ist, wenn die schmerzlichen Gedanken, dem menschlichen Ohre unvernehmlich, durch die Lüfte rollen und die Blicke sich meiden, um dem Geständnisse auszuweichen, wie entsetzlich eine Lage sei.

Petrowsky sah durch das Fenster auf die unendliche Schneefläche hinaus.

Van Groote stand sinnend mit niedergeschlagenen Augen, die Hand am Kinn, in der Mitte des Zimmers und schielte dann und wann unbemerkt auf seinen Freund hinüber. „Er

jammert um ein Weib!" dachte er bei sich. „Der Gram um sie hat seine Jugend erdrückt und seinen Künstlerruhm nicht aufkommen lassen. Bin ich Derjenige, der die Schwäche Anderer belächeln oder bemitleiden darf? Wer weiß, wie tief ich läge, wenn ich nicht frühzeitig meinen Künstlerruf besessen hätte, an dem ich mich festhalten konnte!"

Laut sagte er: „Auf, auf, Freund!" und rüttelte Petrowsky empor.

„Ich schwöre Dir," rief dieser, „wenn auch nicht zu vergessen, doch zu entsagen!" Er wollte fortfahren, aber einige draußen auf dem Gange durcheinander schwirrende Stimmen, unter welchen die Hostiwin's deutlich zu erkennen war, rissen seine Aufmerksamkeit an sich.

„Sie kommen!" bemerkte van Groote.

„In diesem Augenblicke mir entsetzlich!" rief Petrowsky.

Die Thür öffnete sich. Sidonie trat die Erste ein, ihr folgten Hostiwin, Ladislaus und Wallmerode.

Petrowsky verbeugte sich steif und unmuthig, für solche Ehre dankend.

Die Gäste, welche die Eigenthümlichkeit des Malers kannten und sie ihm verziehen, traten ohne viele Worte vor das Bild und betrachteten es lange stumm. Niemand wollte in Gegenwart zweier Fachmänner eine banale Redensart vorbringen.

Wallmerode war der Einzige, der durch die Art, wie er schwieg und wie er herüber- und hinübersah, die Prätensionen eines Kritikers, mindestens von der Höhe Lessing's, zu erheben schien.

Diese anmaßende Sicherheit erschreckte Hostiwin, da er von seinem gelehrten Freunde nichts Anderes erwarten durfte, als einen sich durch unerbittliche Schärfe äußernden Dünkel. Er entschloß sich daher, sich der Erste vernehmen zu lassen. Sein Urtheil, das von der höchsten Meinung von dem Werthe des Bildes ausging, sollte die Tadelsucht seines Freundes mäßigen oder doch minder empfindlich machen.

„Ich halte dies Werk für ein Meisterstück," sprach er, „sogar dann noch, wenn eine höhere kritische Instanz eine verzeichnete Hand oder ein um einen Zoll zu langes Bein

an einer der Figuren zeigte. Ich halte es für ein Meisterstück, wenn auch ein kundigeres Auge als das meinige in dem glühenden Leben der Farben ein paar zu matte oder zu grelle Töne entdecken sollte. Ich beurtheile ein historisches Bild nicht vom Standpunkte eines Farben- oder Zeichenkünstlers. Der Geist und die Wichtigkeit des Ereignisses sind mir Alles, und der Pinsel und die Palette nur Mittel zum Zweck. Da ich mir aber eine wunderbare Erhebung meines Gemüths von dieser Leinwand hole und mich vor ihr von dem großartigen Sinn einer welthistorischen Aera erleuchtet fühle, so muß die Darstellung wahr und poetisch, groß und römisch sein. Ich werde mit einer solchen Auffassung bei den Eingeweihten vielleicht anstoßen" — fügte er, einen fragenden Blick den beiden Malern zuwerfend, noch hinzu.

„Sie begegnen sich," fiel van Groote ein, „in Ihrer Ansicht mit dem Vater des Bildes. Ihm ist die Kraft, die Größe und der Geist der Composition die Hauptsache."

„Auch ich gratulire Ihnen, mein Herr," ließ sich endlich Wallmerode vernehmen. „Ihr Bild zeugt von den tüchtigsten Studien. Man sieht selbst in den Kleinigkeiten den Menschen, dem es mit der Kunst Ernst ist. Sie werden aus den Bemerkungen, die ich zu machen hätte, vielleicht zumeist den Archäologen hören, der das Verlangen stellt, daß der Geist, der in Ihrem Werke ergossen ist, ganz und gar in dem Gewande der alten Welt auftrete. Ich, der ich in Italien und in der ewigen Roma lange gelebt und — ich darf es wohl sagen — etwas gründlicheren Studiums mich beflissen, bekenne mit freudigem Herzen, daß Ihnen die Aufgabe, jene Epoche zur Darstellung zu bringen, vollständig gelungen ist. Sind Sie jemals in Italien gewesen?"

„Niemals," erwiderte van Groote rasch für Petrowsky, der weit hinten, an eine Commode gelehnt, stand und im Geiste fast abwesend war. Bei seiner Erstarrung und Apathie war in ihm keine Fiber mehr durch zufließendes Lob zu einem heitern Aufzucken zu reizen.

„Künstler müssen doch eine Gabe der Ahnung haben!" sagte Wallmerode sinnend. „Das ist wirklich der Himmel

Italiens, das Meer Siciliens! Ja, das ist die Fluth, die die Argonauten durchschifften, die Matrosen von Sidon und Tyrus und die Gefährten des Odysseus! Das ist das herrliche Sonnenlicht des Südens, das über Alles einen geheimnißvollen Zauber legt! Octavianus ist trefflich gelungen! Das ist wirklich der Mann, der die Hyder der Anarchie tödten, dem man künftighin Tempel bauen, bei dessen Namen man künftighin schwören wird. Er verdient es, denn er beherrscht die Epoche! Dieser Antonius dagegen ist nur ein Raufbold und ein in sinnlichem Genuß verlorener Mensch! Rom ihm unterthan und durch ihn einem Weibe unterthan! — Die Weltordnung wäre ein Unsinn, wenn es so hätte bleiben sollen! Ein glücklicher Gedanke, seinen Blick auf den Musikanten und Tänzern weilen zu lassen —"

„Er ist ein Mensch, der immer in der Gegenwart lebt," bemerkte van Groote dazwischen.

„Bei den Musikanten muß ich," fuhr Wallmerode fort, „Eins bemerken: bei Festgelagen pflegte man das Orchester aus phrygischen Flöten und einer dorischen Leier zusammenzustellen.

Bibam, heißt es,

> Sonante mixtum tibiis carmen lyra
> Hac Dorium, illis Barbarum.

Die Flöten sehe ich — aber wo ist die Leier? Doch man kann sagen, daß der Leierspieler außerhalb des Bereiches des Gemäldes steht. Die Amphoren sind sehr gut — Pia testa plena Massico. — Doch, wer ist die Gestalt dort neben Pompejus?"

„Menas, der Tribun!" erwiderte van Groote.

„Ja, ja, Menas!" sprach der Freiherr. „O, ich kenne den Mann, gegen den Horaz eine seiner wildesten Epoden schleudert! Menas, der Freigelassene! — „„Vergeblich hebst Du das Haupt, stolz auf Deinen Reichthum! Der jetzige Stand ändert nichts an Deiner Herkunft! Wenden die Vorübergehenden den Kopf nicht von Dir ab, wenn Du die Via Sacra mit Deiner Toga kehrst? Warum so viel Kriegsschiffe gegen die Piraten und Sclaven schicken, wenn Menas Tribun der Soldaten ist? —""

Quid adtinet tot ora navium gravi
Rostata duci pondere
Contra latrones atque servilem manum,
Hoc, hoc tribuno militum?“

„Du setzest mich in Erstaunen, Wallmerode,“ rief Hostiwin. „Hätte ich Dich nicht ganz zufällig hieher mitgebracht, ich hätte geglaubt, Du habest Dich auf diesen Vormittag vorbereitet! Doch nein! Ich thue feierlich Abbitte, ich sehe, daß Du Deine Zeit in Rom trefflich angewandt hast.“

„Du hast mich immer falsch beurtheilt,“ sprach Wallmerode bescheiden.

Hostiwin hatte, seitdem er vor dem Bilde gestanden, nicht heimlich, doch auch nicht auffallend, durch das Fenster mehrmals nach dem alten Schlosse hinübergesehen. Eben that er es, als Wallmerode seine letzten Worte sprach, wieder, ohne bemerkt zu werden.

Nur Petrowsky verfolgte, trotz seiner scheinbaren Theilnahmlosigkeit, jede Bewegung Hostiwin's und wurde von dessen Blicken, die seiner Meinung nach der Gräfin galten, wie von rückwärts fahrenden Pfeilen getroffen.

„Das Gerücht hat Recht,“ murmelte er. „In jedem Gerücht ist ein Stäubchen Wahrheit — da — da seh' ich einen Block!“

Inzwischen hatten Ladislaus und Sidonie ihre bescheidene Meinung über das Gemälde auszusprechen gewagt, waren aber, von den Sarkasmen des gelehrten Alterthumsforschers, der durch die Einlösung der Wechsel sehr übermüthig geworden war, ereilt, nicht mit heiler Haut davongekommen.

Hostiwin trat rasch auf Petrowsky zu, faßte seine Hand und sagte mit warmem Enthusiasmus:

„Sie haben ein Werk geschaffen, das Sie überleben wird! Es ist ein Drama im großen Style, mit Farben ausgeführt!“

„Ihrem Lobe,“ unterbrach ihn der Maler, seine kalte Hand zurückziehend, „wird von dem Schicksal und dem Erfolge widersprochen. Die Welt ist stumm geblieben. Hätte ich statt des Gastmahls des Pompejus wieder einmal den lieben Hochzeitsschmaus von Canä für irgend eine Dorfkirche

gemalt, so hätte ich einen besseren Lohn davongetragen. Die Bibel ist für Jedermann, Shakespeare für Wenige und dies Bild für mich allein!"

„Wissen Sie, daß Sie mich glücklich machen würden," sprach Hostiwin, „wenn Sie mir dies Bild für eine beliebige Summe überließen?"

„Hm!" brummte Petrowsky; ein bissiger Zug lauerte um seine Lippen.

„Nicht für mich —" fuhr Hostiwin fort, wurde aber von Petrowsky, der ihm gleich in's Wort fiel, unterbrochen.

„Soll mich das reizen?" sprach er mit einer gedämpften Heftigkeit. „Ich soll Ihnen das Bild ablassen, weil Sie ein Geschenk brauchen? Die Sache, die man schenkt, ist Nebensache, die Gesinnung des Gebers prägt den Werth ab —"

„Sie irren," versetzte Hostiwin, der, wie alle Anwesenden, von dem Tone des Malers verletzt war, aber seine Nachsicht verdoppelte. „Wenn ich Ihr Bild erstehe, will ich es irgend einer großen Gallerie zum Geschenk machen."

„Es wird kein Platz mehr sein!" erwiderte Petrowsky. „Die Pfuscher haben Alles besetzt, jeder Winkel gehört ihnen —"

„Dafür lassen Sie mich sorgen," drang Hostiwin unermüdet in ihn. „Ich bitte Sie darum."

Petrowsky gerieth in eine seltsame Bewegung und ging mit zusammengeschlagenen Händen auf und ab, als wenn er mit einem Entschlusse fürchterlich kämpfe. Plötzlich blieb er stehen und rief, gleichsam mit einer um Erbarmen flehenden Verzweiflung:

„Mensch, Sie haben ja Alles, Alles! Warum wollen Sie auch noch mein Letztes, dieses Bild haben?"

Dieser befremdende Ausbruch erregte das größte Aufsehen, und die feindselig umherschießenden Blicke Petrowsky's, die auf Hostiwin fielen, konnten dasselbe nur vermehren.

„Um's Himmels willen!" rief van Groote, der sich als hingebender Freund mitschuldig fühlte. „Will man Dir denn Dein Bild rauben?"

„Mein Antrag," setzte Hostiwin hinzu, „konnte hoffentlich nicht als Beleidigung gelten. Wäre ich in Wien oder in Paris gewesen, zur Zeit als Ihr Bild dort ausgestellt war,

so hätte ich es ebenso gut wie jeder Andere an mich bringen können."

„Ich habe es für mich selbst gemalt!" erwiderte Petrowsky mit einem rauhen Trotze und einem Stolze, der grundlos schien, weil er nicht herausgefordert worden war. „Das in den Schatten gestellte Talent läßt sich zuweilen herab, sich beschützen zu lassen, aber es fühlt sich entehrt, wenn der Anblick seiner Noth die Triebfeder des Schutzes war! Der Beschützer muß ein Mäcenas und nicht ein Armenvater sein."

Peinlich verwundert, ohne sich der tiefliegenden Motive dieses Benehmens bewußt zu werden, sahen sich Alle stumm an und sprachen mit den Blicken die härteste Mißbilligung dieses ungeberdigen, stachligen Wesens aus.

„Verzeihen Sie," sagte Frau von Kismeny, die als Dame die Reizbarste von Allen war, zu Petrowsky, „daß die Erlaubniß, Ihr Bild zu sehen, von uns benutzt worden ist, und daß wir durch unsern Besuch Ihr Atelier entweiht haben."

Sie reichte Hostiwin den Arm, der sie hinausführte.

Ladislaus und Wallmerode folgten ihnen auf dem Fuße.

In eine beschämende Verlegenheit gestürzt, sah van Groote seinen wilden Freund an, der selbst von den Folgen seines Betragens überrascht schien.

„Robert, Robert!" rief er mit einem milden Vorwurfe, gleichsam klagend.

„Schulmeistere mich nicht!" gab Petrowsky barsch zur Antwort. Mißmuth und üble Laune hatten im Laufe der Zeit eine vom Willen fast unabhängige Herrschaft über sein Gemüth erlangt.

„So erwirbt man keine Freunde," erwiderte van Groote, „sondern man setzt den letzten auf's Spiel."

Er ging hinaus und schlug die Thüre heftig hinter sich zu.

„Falle Alles, Alles von mir ab!" rief Petrowsky, als er allein war.

Ein gräßliches Mißbehagen, ein wildes Mißvergnügen ergriff ihn in Folge der durch eigene Schuld herbeigeführten Scene, und weckte die Dämonen in seiner Brust, die hinter den Trümmern einer nicht gewöhnlichen Natur auf der Lauer lagen. Der Selbstzerfall zerriß ihn wie in zwei Stücke.

Die geballte Faust auf der glühenden Stirn, vor den Augen schwimmende Nebel, wendete sich der Rasende gegen sich selbst. Er ergriff mit der andern Faust ein scharfes Messer, das auf dem Tische lag, und fuhr damit quer durch die Mitte seines Bildes.

Wie nach einem Schnitte durch das eigene Fleisch, brach er nach der an sich selbst verübten Barbarei unter dem Bilde zusammen. Zum Glück war ihm das Messer aus der Hand gefallen, denn Niemand hätte bürgen können, ob er es nicht im nächsten Augenblicke gegen sein Herz gekehrt hätte. Wie ein wirklich Verwundeter wälzte er sich auf dem Boden, während seine Augen auf die von ihm selbst angerichtete Verwüstung blickten und gleich wieder scheu und muthlos seitwärts schossen. Endlich sprang er empor, schlug eine Hand auf das Gesicht und jammerte stumm, dem verstümmelten Bilde halb den Rücken kehrend, während die andere Hand den Schaden an der Leinwand ängstlich betastete.

Das Gastmahl des Pompejus, eine ganze Welt in Farben, war unwiederbringlich verloren — der Schnitt trennte das Gemälde beinahe in eine obere und untere Hälfte. Antonius und Octavianus sahen sich mit abgeschnittenen Hälsen an.

„Ich bin Menas!“ seufzte Petrowsky mit stillem Entsetzen; ihm graute vor sich selbst. „Doch,“ rief er, sich wieder zu wilder Energie aufstachelnd, „wenn diese zwei Großen gefallen sind, wie muß es den Kleinen ergehen?“

Er bückte sich nach dem Messer, und einen Augenblick später war das Gemälde in zehn Stücke getheilt.

Mit athemloser Hast raffte er die umherliegenden Theile zusammen, packte und stopfte sie in eine zufällig daliegende Emballageleinwand und befestigte das Päckchen an seinen Tornister.

Im Nu war er reisefertig und wollte eben zur Thüre hinausschleichen, als einige Stimmen auf dem Corridor laut wurden. Schnell verriegelte er die Thür, um jede Zusammenkunft zu vermeiden.

Als es eine kleine Weile darauf still geworden war, schlüpfte er hinaus und eilte, sich an den Mauern drückend, über den Hof durch eine Hinterthür in's Freie.

Seine Abreise glich einer Flucht.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der letzte Abend bei der Gräfin.

Am andern Morgen reiste Palmödy mit seiner Frau nach Pest ab.

Beide hatten seit einigen Tagen in einem bis dahin nicht gekannten Unfrieden gelebt. Ein Zwist war dem andern gefolgt, und nicht selten waren sie von einer dritten Person bei einem offenen Streite überrascht worden, dessen Heftigkeit und Erbitterung selbst von der zügelnden Dazwischenkunft nicht gleich gedämpft werden konnte.

Dieser Stand der Dinge war natürlich. Eine lange Reihe von Ereignissen hatte ihn vorbereitet und auf diese traurige Höhe gebracht, und jetzt war eben kein Prophetenblick nöthig, um in der nächsten Zukunft einen vollständigen Bruch vorherzusagen.

Wesentlich war Palmödy an Allem Schuld. Ein unverschuldetes Unglück pflegt nicht selten Liebesbande zu befestigen; leichtsinnige Verwirrung der häuslichen Angelegenheiten hat gewöhnlich das Gegentheil zur Folge. Tritt nun noch der schuldige Theil mit einer durch nichts begründeten Härte und verletzenden Schroffheit auf und will er die Vorwürfe, die er verdient, dadurch von sich ablenken, daß er selbst Vorwürfe auf einem der Sache fremden Felde macht, so ist Alles geschehen, um jeden Rest der Theilnahme zu ersticken und sich der rücksichtslosen Verurtheilung seiner Handlungen gerade von jener Seite auszusetzen, die es sonst als eine zarte Pflicht angesehen hätte, die begangenen Fehler mit Nachsicht zu bedecken.

In diesen Fall kam Palmödy seiner Frau gegenüber, seitdem er von Wien zurückgekehrt war. Um von seinen eigenen Sünden abzulenken, begann er die größten Geringfügigkeiten seiner Frau als Sünden vorzuhalten. Er trieb es so weit,

daß er einmal in der Hitze des Augenblicks ihre Bekanntschaft mit Hostiwin auf Nowohrad zur Sprache brachte und ihre Ehre durch die gewagtesten Schlußfolgerungen brandmarkte.

Bei allen diesen Scenen spielte Fürst Marizza einen höchst bedenklichen Vermittler, der zugleich die Frau in Schutz nahm und sie von ihrem Manne immer weiter und weiter entfernte.

Treu dem absonderlichen Gemüthszuge, der den Dank in Haß verkehrte, hatte Palmödy den Fürsten schon in so kurzer Zeit als den lästigsten und unerträglichsten Menschen zu betrachten gelernt. Marizza hatte dies bald bemerkt, er war aber nicht der Mann, der sich im Gefühl seines Uebergewichts so rasch verscheuchen ließ. Ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß Palmödy mit seiner Frau allein abzureisen beabsichtigte, bot er sich als Reisegefährte, der das nämliche Ziel habe, an, natürlich, ohne zurückgewiesen werden zu können.

Wenn der Fürst auf seinen Aufenthalt auf Hohensprung zurückblickte, so konnte er mit der Zeit, die er an sein Ziel gewandt, zufrieden sein. Seit Jahren liebte er Beatrix, und alle Anstrengungen, Gegenliebe zu finden, waren gescheitert. Als er vor wenig Wochen hier angekommen, hatte sie ihn nicht viel besser als einen Feind empfangen. Heute war er ihre Stütze geworden, ihr Vertrauter. Auch Hostiwin war durch kluge Manöver Marizza's aus ihren Gedanken weit hinausgedrängt und hatte sie in der Scheidestunde nicht etwa blos erkaltet, sondern als seine Feindin gehen sehen.

Es waren nicht Zufälle, die dem Fürsten zu Statten kamen, es war die Saat seiner abwartenden, planvollen Klugheit und ausdauernden Energie, die, wie der Verlauf darthun wird, mit vollen Halmen aufgegangen war.

Diese Abreise ging übrigens jener der ganzen Gesellschaft nur um einen Tag voran. Die sorgfältigsten bis zur letzten Stunde vorgenommenen Nachforschungen, um eine Spur des Grafen zu finden, waren vollständig erfoglos geblieben. Sein Tod mußte unter den begleitenden Umständen des Verschwindens und bei der näheren Kenntniß des Ortes als gewiß angenommen werden. Niemand hatte eine andere Hoffnung, als daß das Schmelzen des Schnees im nächsten Frühjahr das

Geheimniß aufklären werde. Man erwartete also nur noch einen Leichnam.

Die ganze Geschichte blieb in demselben Dunkel, in welches sie am ersten Tage gehüllt gewesen war. Keiner der vielen Schneeschaufler, keiner der vielen Boten, weder die privaten, noch die amtlichen Anstrengungen hatten ein Resultat zu Tage gefördert, das die geringste Aufmerksamkeit verdient oder auch nur eine flüchtige Illusion erregt hätte. Nur die Entfernung des einen Wolfshundes, der der Liebling des Grafen gewesen, hatte die Geister einen Augenblick lang in Spannung erhalten. Als der Hund wiedergekommen war, ohne auf eine Spur zu leiten, um am zweiten oder dritten Tag wieder fortzulaufen, aber bald darauf wieder zurückgekehrt war, zeigte sich, daß dieses Hoffnungsflämmchen ein bloßes Irrlicht sei. Auch heute war der Hund seit dem frühen Morgen vermißt worden! Aber es fiel Niemandem mehr ein, in seinem Ausbleiben etwas Anderes, als das Einreißen einer Vagabundirlust zu sehen, wie sie bei diesen Thieren nicht selten vorzukommen pflegt. Den Hund künftig, wenn er wiederkommen würde, an der Kette zu lassen, war Alles, was man darüber dachte.

Bei dieser Sachlage hatte es keinen Sinn, länger in dieser unwirthbaren Gegend zu verweilen und auf dem Schauplatz der Katastrophe den schmerzlichen Eindruck endlos zu nähren. Ladislaus und Sidonie waren es, auf deren Zureden die Gräfin den Reiseentschluß gefaßt hatte.

Die Gräfin wollte mit Sidonie den Verlauf der Dinge in Wien abwarten. Van Groote hatte sich dort ansässig gemacht. Wallmerode hatte die Absicht, in der Hauptstadt des Kaiserreichs, gleichsam an der Quelle der Macht und des Einflusses, für seine so ziemlich in der Luft schwebende Zukunft Sorge zu tragen, und was Hostiwin betrifft, so schützte er Geschäfte und die Nähe seines Freundes vor, um in dem Zauberkreise der Gräfin zu bleiben.

Am Vorabend der Abreise hatten sich Alle bei Antonie versammelt. Ihre Trauer hatte sich merklich gemildert und schien bei dem heitern, leicht beweglichen Gespräch der Gäste in den Hintergrund des Gemüthes zurückzutreten. Der Geist des Lebens und der Geselligkeit lichtete die ganze Atmosphäre

des großen alterthümlichen Gemaches, welches bis dahin bestimmt schien, nur Scenen der Schwermuth und des Unglücks spielen zu sehen. Die Spannung und Aufregung, die jeder Reise vorangeht, trugen auch zur Lebhaftigkeit der Gäste das ihrige bei, denn die Ungewißheit, wie man die erwarteten Dinge auf dem Bestimmungsplatze finden und welche Veränderungen man erleben werde, erzeugt einen Reiz im Gemüthe, der die Phantasie frei macht und die Hoffnung entfesselt.

Es kam die Rede auf das Reisen. Die Gräfin sagte:

„Ich sollte eigentlich eine abergläubische Angst vor Reisen haben. Jedesmal hat mich eine Schicksalshand auf den Weg geschleudert. Plauenburg, Rothkirchen, Pest und Hohensprung sind die Stationen meiner Lebensgeschichte. Welche Stationen!"

„Fast jede längere Reise," versetzte Hostiwin, „selbst eine zur Erholung unternommene, ist ein Lebensabschnitt —"

„Einverstanden," sprang Wallmerode in die Rede. „Was mich betrifft, so kann ich von meinen Touren sagen, daß jede derselben, wenn auch nicht auf mein äußeres Schicksal, so doch auf den Gang meiner Entwickelungsgeschichte von der mächtigsten Wirkung gewesen ist. Frankreich, England, Italien!" Er hob, ein wenig innehaltend, die Augen empor, wie um in den Erinnerungen einen Moment lang zu schwelgen, und fuhr dann fort: „In Frankreich betrat ich die Hexenküche der Revolutionen, den schauerlichen Blocksberg politischer und socialer Orgien, in England besah ich die bewunderungswürdige Werkstätte eines erfinderischen Volksgeistes, auf Italiens classischem Boden lernte ich Religion, die Religion der Kunst, und wandelte unter Bildsäulen und Kunstwerken wie in einer Kirche —"

„Du übergehst," bemerkte Hostiwin boshaft, doch auf eine Weise, die seinen Freund den Anderen gegenüber nicht compromittiren konnte, „Deine vielen Badereisen, Homburg, Baden-Baden, Wiesbaden —"

„Dahin zu gehen, war ich meiner Gesundheit schuldig," antwortete Wallmerode sehr ernst, verstand aber wohl, worauf Hostiwin angespielt hatte.

„Herr von Wallmerode," meinte die Gräfin, „scheint mir bei seinem Ernst und seiner Glut für Kunst und Wissenschaft

uns arme Frauen kaum je beachtet zu haben. Er sieht auf seinen Reisen nur Bücher, Statuen, Maschinen."

Allen fiel bei diesen Worten unwillkürlich die Bewerbung des Freiherrn um Sidonie ein; nur die Gräfin wußte nichts davon.

Betroffen und unangenehm berührt, wollte Wallmerode, Sidonien, der er tief grollte, zum Possen, einen Seitenhieb auf gewöhnliche Frauennaturen führen, besann sich aber und zog es vor, edel zu erscheinen. Er nahm eine resignirte Miene an und sagte mit halber Stimme:

„Gnädige Gräfin, es giebt Wunden, mit welchen man nicht prahlen darf, die der Mann im Gegentheil bedecken muß, wenn er wirklich ein Mann ist."

„Ich bin ganz Deiner Ansicht, Antonie!" rief Frau von Kismeny. „Der Baron behandelt die Damen wie Bücher, aus denen er Belehrung, geistige Anregung und einen unerschöpflichen Ideengehalt schöpfen will. Die Liebe ist meiner Ansicht nach genügsamer und kindischer."

„O Du Undankbare!" dachte Wallmerode mit verbissenem Grimme.

„Du hast mit Deiner Bemerkung, Sidonie, nicht bewiesen, daß Herr von Wallmerode nicht lieben könne," erwiderte Ladislaus mit dem erlaubten Freimuth der Brüder; „Du hast damit nur bekannt, wie fern Dir eine Natur wie die seinige liege."

„Mein Gott," sagte die Gräfin, die gar nicht ahnte, welches maskirte Gefecht sie veranlaßt habe, „wohin gerathen wir? Wir sprachen ja vom Reisen. Wann werden wir in Wien ankommen?"

„Donnerstag," antwortete van Groote.

„Ist es möglich," fragte die Gräfin, von stillen Gedanken abgelenkt, „daß man nach solchen Stürmen je wieder ruhig und heiter werden kann?"

„Gnädige Gräfin," sprach Hostiwin, „in diesem Punkt hat die Seele die größte Analogie mit der Natur. Wird der graue, von Novemberstürmen gepeitschte See nicht wieder glatt, ein Spiegel von Azur? Wachsen nicht auf Lava-

gründen, die eine ganze Pflanzenschöpfung bedecken, Fruchtfelder und Weinberge wieder?"

„Ach, Antonie," rief Frau von Kismeny sehr naiv, „hättest Du meine Verzweiflung gesehen, als mein Mann starb! Ich glaubte ihm in's Grab nachfolgen zu müssen! Die Zeit heilt so viel. Es ist ein wahres Sprichwort!"

Sie warf van Groote einen Seitenblick zu, der wohl bemerkt wurde, da ihr Gefühl für den Maler von Allen geahnt wurde.

„Das Herz ist keine Urne," sagte Hostiwin mit einer so eigenthümlichen Betonung, daß es undeutlich blieb, ob er es bedaure oder sich freue, daß es sich so verhalte.

„Du siehst ja, Antonie," nahm Sidonie wieder das Wort, „wie ruhig wir heute hier beisammensitzen. Ich beklage das Unglück, das meinen Oheim betroffen, aber sprich selbst, war das ein Leben, das wir hier mit ihm verlebt?"

Die Gräfin seufzte tief auf.

„Es war," fuhr Ladislaus im Sinne seiner Schwester fort, „als wenn schon die bloße Luft in diesen Räumen drücke und es von jeder Wand kalt und unheimlich wehe. Heute fühle ich deutlich, woran es lag. Ein Einziger verdüstert oft ein ganzes Haus!"

„Ja, oft ein ganzes Reich!" bemerkte Hostiwin.

In diesem Augenblicke, da das Gespräch eine so traurig stimmende Richtung zu nehmen bestimmt war, trat der alte Friedrich ein und öffnete die Thürflügel des anstoßenden Gemachs, wo der Tisch zum Souper gedeckt war. Der Lichtschein von zwölf Wachskerzen drang herein.

Die Gesellschaft erhob sich, um hinüberzugehen, als ein Diener Ladislaus etwas bei Seite zuflüsterte.

„Was giebt es?" fragte die Gräfin, die zufällig einige Worte erhascht hatte, mit einiger Unruhe.

„Eine alberne Geschichte!" warf Ladislaus geringschätzig hin, während man sich in das Speisezimmer begab und um die Tafel herum Platz nahm.

„Was gab es?" flüsterte die Gräfin Ladislaus zu, noch immer nicht beruhigt, als Alle bereits saßen.

„Verrücktes Zeug!" gab Ladislaus unwillig ziemlich laut zur Antwort. „Eine dumme Spukgeschichte."

Diese Antwort reizte nur die Neugier und es wurde von allen Seiten in Ladislaus gedrungen, daß er reden möge.

„Wenn irgend ein seltsames Unglück sich ereignet,“ begann er endlich gezwungen, „so entstehen gleich Hirngespinnste beim Volke. Eine unserer Dienstmägde hat sich im Dorfe beim Einkaufe verspätet und war im Abenddunkel in's Schloß gegangen. Unterhalb der Schloßmauer, wo der Fußsteig in die große Allee, die den Fuhrweg begleitet, mündet, will die Person — doch nicht weiter! das ist kein Tischgespräch!“

„Sind wir denn Kinder?“ fragte Sidonie mit ungezügelter Neugier.

„Der Anfang ist da, wir wollen den Schluß,“ sagte die Gräfin.

„In Gottes Namen denn,“ erwiderte Ladislaus. „Auf der bezeichneten Stelle will die alberne Person den Geist des Grafen gesehen haben —“

„Den Geist —“ rief die Gräfin, bleich, vom Stuhl auffahrend. „Könnte er es nicht selber sein?“

„Auf das Weitere kommt Alles an!“ rief Ladislaus. „Man läßt mich nicht zu Ende kommen! Die Magd sagt, sie habe den Grafen deutlich nur zwei Schritte von sich entfernt gesehen und zwar in dem nämlichen Anzuge, in welchem er nach unserer Annahme das Schloß verlassen. Eben habe sie ihn anreden wollen oder es schon gethan, als sie von hinten am Nacken gefaßt und mit dem Gesichte in den Schnee gedrückt worden sei. Dieser unsichtbare Jemand soll, wie sie nebenbei bemerkt haben will, der leibhafte Teufel gewesen sein. Als sie aufstand, hatte die Erde Alles verschlungen.“

„Was soll man da denken?“ rief die Gräfin. „Wäre das Alles Einbildung?“

„Was könnte es anders sein?“ sprach Wallmerode, während er nach der Schüssel langte, die ihm ein Diener vorhielt.

„Es ist ein Spuk der Einbildung und Selbsttäuschung!“ meinte Hostiwin.

„Die Magd,“ wagte Friedrich schüchtern zu bemerken, „ist wohl ein Tyroler Kind, aber nicht schreckhaft und abergläubisch.“

„Auch nicht, wenn sie den Teufel gesehen haben will?“ entgegnete Wallmerode schneidend. Ladislaus lachte.

„Wenigstens,“ sprach ein anderer Diener, „kam sie außer Athem und außer sich im Schlosse an. Da, denke ich mir, kann doch nicht Alles aus der Luft gegriffen sein.“

„Man sollte die Magd hören,“ meinte Frau von Kismeny.

Da rannte und bellte draußen auf dem Corridor einer der Wolfshunde auf eine ungewöhnliche Weise.

„Das ist gewiß die Bestie,“ sprach Friedrich, „die seit vierundzwanzig Stunden fort war!“

Der Hund stimmte inzwischen ein Geheul an, dessen von fern herüberkommender Schall doppelt jammervoll anzuhören war.

Alles fuhr empor.

Ein Diener ging hinaus und sagte, als er wiedergekommen war, indem er auf einen langen Riemen, den er mitgebracht hatte, zeigte:

„Der verlaufene Hund ist richtig wieder da und hatte diesen Riemen am Halse befestigt. Er schleppte das Ende desselben nach. Erst wollte er beißen, als man ihn ihm abnehmen wollte, und als es geschehen war, rannte er in's erste Stockwerk wie verrückt hinauf. Er ist vermuthlich irgendwo gefangen und festgehalten worden und hat die Angst noch immer im Leibe.“

Der Hund heulte auf's Neue.

„Jagt ihn hinunter!“ befahl Ladislaus, während er sich wieder an den Tisch setzte. Die Uebrigen folgten allmählich seinem Beispiel.

„Wir sind Alle durch nichts in eine seltsame Aufregung gerathen!“ sprach Ladislaus, indem er seine Tischgenossen, Einen nach dem Andern, ansah.

„Dieser echte Madeira,“ sagte Wallmerode, sein Glas emporhebend, „wird uns aufmuntern. Der heitere, lebensfrohe Geist im Glase soll den spukenden Kobold einer albernen Bauernphantasie austreiben!“

Während die Gläser zusammenklangen, erschallte ein leichtes, undeutliches Geräusch in den unbewohnten Nebenzimmern, ohne daß es von irgend Jemand recht gehört wurde. Nur

die Gräfin stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Ihr Glas fiel aus der Hand, halb ohnmächtig rief sie:

„Sein Gang, sein Gang!“

Und schon öffnete sich die Thüre, und die Gestalt des Grafen Demetrius Milowitsch stand im Zimmer.

In dem abenteuerlichen Anzuge, wie man ihn vorausgesetzt, stand die Gestalt des Grafen ruhig und unbewegt da. Sein Aussehen war blaß, doch im Uebrigen nicht besonders verändert; die stieren Augen und eine gewisse Verwilderung gaben ihm den Anstrich des Uebernatürlichen.

„Ich bin verrathen!“ erscholl es aus seinem Munde. Er wandte sich um und ging zurück. Sein Erscheinen und Gehen war das Werk weniger Secunden.

„Er ist's! Er lebt!“ rief man, wie von dem ersten Drucke der Erscheinung befreit, von allen Seiten.

„Er ist's! Er lebt!“ wiederhallte es sofort im ganzen Hause. Alle Diener liefen herbei und begleiteten die Herrschaften, die sich auf das Zimmer des Grafen begaben, in welches dieser, allem Anscheine nach, zurückgekehrt war.

Dort angekommen, fand man ihn auf der nämlichen Stelle sitzen, wo Tobias ihn das letzte Mal gesehen.

Die Gräfin, Ladislaus und Sidonie sprangen heran, bewillkommten, bemitleideten ihn und fragten ihn aus, drückten ihm die Hände. Dieses Alles, mit dem Geräusch und dem Gemurmel der umstehenden Diener verbunden, konnte dem Grafen in seiner Unbeweglichkeit keinen Laut entlocken. Er saß, wie aus Stein gehauen, da, starr vor sich hinsehend, und wenn er etwas sprach, so war es der vorhin gehörte Satz: „Ich bin verrathen!“

Hostiwin stand hinten in einer Dienergruppe bei Wallmerode, als wolle er dem Grafen, bei dessen Vorurtheil gegen ihn, seinen Anblick ersparen.

„Sie ist wieder mit ihm vermählt!“ flüsterte er seinem Freunde tonlos zu.

„Sie ist mit einem Gespenste vermählt!“ meinte Wallmerode, indem es ihn unheimlich überlief.

Nachdem die Verwandten jeden Versuch, dem Grafen ein Wort zu entlocken, vergebens gemacht, wendeten sich

die Diener, Tobias an der Spitze, mit der nämlichen Absicht an ihn.

„Ich bin verrathen!“ war Alles, was sie hörten.

„Er ist verrückt!“ flüsterte Hostiwin der Gräfin zu.

Die Gräfin nahm Hostiwin bei der Hand, indem sie den Anderen winkte, ihr zu folgen.

„Einen Arzt!“ sagte sie. „Einen Arzt, rasch, augenblicklich! Es ist möglich, daß man den Unglücklichen noch rettet!“

Ladislaus gab den Befehl, nach einem Arzte in den nächsten Ort zu reiten.

„Hostiwin,“ sagte die Gräfin, diesen bei Seite nehmend, „der Mensch denkt, Gott lenkt. Was aus meinem Manne wird, weiß der Himmel allein. Doch es ist möglich, daß er in einem nächsten Augenblicke wenigstens zu momentanem Bewußtsein kommt. Sie, dessen Gesellschaft mir so werth war, können nicht länger in meiner Nähe bleiben. Mein Mann haßt Sie und hält Sie für seinen Feind. Sie dürfen diesen krankhaften Irrthum nicht durch Ihre Gegenwart befestigen. Der Himmel hat uns zusammengeführt, als wir noch keine Ahnung von unserer wechselseitigen Existenz hatten, er wird uns nicht so auseinandergerissen lassen, nun, da wir uns kennen. Leben Sie wohl! Ich gehorche meiner Pflicht!“

Hostiwin wollte reden, er konnte aber nicht. Er hatte kaum einen Kuß auf Antoniens Hand gedrückt, als sie forteilte und im Gemache ihres Gatten verschwand.

Hostiwin taumelte aus dem Schlosse.

Wallmerode folgte langsam.

Am nächsten Morgen waren sie auf der Reise.

Ende des dritten Bandes.

